Mythen
Sagen und Märchen

aus

dem deutschen Heidenthume

von

Dr. * * *

Leipzig,
Voigt & Günther.
1855.

Inhalt.

Anhang.

I.

Unsre Urväter.

Werfen wir heutzutage einen Blick auf unser Vaterland, so begegnet unserm Auge im Ganzen und Großen allenthalben das Bild der Macht und des Reichthums, der Gesittung und des Gedeihens. In Deutschland quellen die Brunnen, aus denen der beste Theil der neuern Bildung hervorging. In Deutschland wurden die Erfindungen gemacht, welche die Welt umgestalteten. In Deutschland, wenn es einig ist, liegt der Schwerpunkt unsres Erdtheils, aus deutschem Stamme schöpften die Völker ihre Kraft, welche in nicht ferner Zukunft Amerika und Australien und selbst das alternde Asien beherrschen werden, und gerecht daher wäre der Stolz, wenn wir uns für das erste Volk der Erde, für das auserwählte Volk der neuern Geschichte hielten.

Schauen wir uns um von Westen nach Osten, von Süden nach Norden. Werden wir uns bewußt, welch ein herrlich Land wir an unsrer Heimath haben. Dort windet sich zwischen burggekrönten Hügeln, deren Reben den edelsten Wein geben, wiederspiegelnd in grüner Fluth reiche Städte, freundliche Dörfer, stolze Schlösser und die erhabensten Kirchenbauten der Christenheit, durchfurcht von zahllosen Dampfern, der ehrwürdig schöne Rheinstrom. Dort streckt sich mit fetten Aeckern und Triften das Land Westphalen und das Gebiet der alten Sachsen. Dort ist der erzreiche Harz, dort Thüringen mit der goldnen Aue, dort das Meißnerland mit seinen Fabriken und Bergwerken, dort Schlesien, nicht weniger gewerbreich. Da liegt Leipzig mit seinen weltbedeutenden Messen, da an der Mündung der Elbe Hamburg,

die größte Handelsstadt des europäischen Festlands, dort Berlin, der Sammelplatz aller Größen der Wissenschaft und Kunst, dort endlich im Südosten jenseits der kornreichen böhmischen Ebene am Fuße der steierischen Alpen, an der Donau, der Wasserstraße zu den Schätzen des Morgenlandes, Wien, die prächtige Kaiserstadt. Allenthalben, am Meeresgestade wie im Binnenlande, im Gebirge wie in der Fläche pulsirt ein reges Leben. Ein Netz von Eisenbahnen und Telegraphen breitet sich von einer Grenze zur andern aus. Ueberall, wo der Boden Schätze birgt, wird er ausgebeutet, sei es nun mit der Hacke des Bergmanns oder mit dem Werkzeuge des Pflügers. Ueberall, wo sich Hütten bauen lassen, sind deren gebaut. Ueberall, wo Städte wachsen konnten, sind deren gewachsen. Ueberall kann man das Mühlrad gehen, den Webstuhl klappen, überall die Glocken zur Andacht rufen hören. Kein Strich, dem die Schule fehlte, kein Ort, wo nicht Bücher und Zeitungen über das, was noth ist, unterrichteten und über die Bedingungen des Daseins Licht verbreiteten. Das ist Deutschland, das heutige Deutschland, und fürwahr, wer wollte nicht ausrufen: Ein schönes, ein hochgesegnetes, ein gewaltiges Land!

Anders war es zu der Zeit, wo Deutschland zum ersten Male in der Geschichte auftaucht. Versetzen wir uns zurück in das Jahrhundert, wo die ersten Nachrichten über Germanien von römischen Schriftstellern niedergeschrieben wurden, so geht eine Welt vor uns auf, welche von der soeben geschilderten vollständig verschieden ist. Unter einem mit Wolken und Nebeln umhangenen Himmel strömten, durch häufige Ueberschwemmungen weite Sümpfe und Brüche bildend, die deutschen Flüsse durch unwirthliche Einsamkeiten, hier durch einen unermeßlichen Forst, bewohnt von Wolf und Bär, von Auerochs und Lindwurm, dort durch wüste Haidestrecken, auf denen sieben Monate des Jahres winterliche Winde mit einander kämpften und während des kurzen Sommers grimme Gewitter wütheten. Pfadlos war der Urwald, unbefahren die Flüsse, unbekannt größtentheils der Reichthum der Gebirge; unentwickelt auch wie die Hülfsquellen des weitgestreckten Landes der Charakter seiner Bewohner. Indeß, dürfen wir nach dieser Schilderung das Germanien, das

uns Cäsar und Tacitus beschreiben, unbedenklich als Wildniß bezeichnen, so haben wir doch nicht das Recht, uns die Stämme, welche zu dieser Zeit hier hausten, als Wilde zu denken, und zwar deshalb nicht, weil diese Stämme, unsre Urväter, ein ackerbauendes Geschlecht waren, der Ackerbau aber in der Geschichte der Menschheit überall die erste Stufe der Entwickelung zu einem gesitteten Leben ist. Nicht Nomadenhorden, nicht Banden unstäter Jäger durchzogen in jener Urperiode die Striche zwischen Oder und Rhein, sondern eine seßhafte Bevölkerung war in festen Ansiedelungen über das Land verbreitet. Allerdings geschah es nicht selten, daß, von Kriegs- und Wanderlust ergriffen oder von mächtigern Nachbarn aus ihren Wohnsitzen verdrängt, einzelne Haufen oder ganze Völker von germanischem Blute über die Grenzen ihrer Heimath gingen, immer jedoch ließen sie nach kurzer Fahrt sich wieder als Landbauer nieder.

Bei der spärlichen Bevölkerung freilich beschränkten sich diese Ansiedelungen auf wenige Striche. Nirgends verlor das Land auf weithin den Charakter der Wildniß, und nirgends häuften sich die Menschen auf einer Stelle in dem Grade, daß daraus Städte hervorgingen. Ueberhaupt liebte es der alte Deutsche nicht, sich in Mauern einzuschließen. Wohl aber gab es Dörfer, wenn dieselben auch seltener aus geschlossenen Gassen, als aus weit zerstreuten einzelnen Gehöften bestanden. Die Häuser derselben waren in der Regel klein, aus Fachwerk errichtet und mit Stroh oder Schilf gedeckt. Um dieselben lagen Ställe und Scheunen von ähnlicher Bauart, und das Ganze umschloß ein Hof, in dessen Bereich ein unverletzlicher Hausfriede galt. An Getreide wurde vorzüglich Hafer, aus dem man Brei kochte, und Gerste, woraus ein sehr starkes Bier gebraut wurde, vielleicht auch Weizen gebaut. Außerdem wurde der Flachsbau in sehr ausgedehntem Maße betrieben. Die übrigen Feld- und Gartenfrüchte aber waren mit Ausnahme der Rettiche, der Mohrrüben und des Spargels ebenso unbekannt wie der Weinstock und die meisten Obstarten. Dagegen ernährten die schönen Waldwiesen Heerden von Rindern, Pferden, Schafen und Schweinen. Die Jagd, welche mit Hunden und

Falken betrieben wurde, lieferte Wild in Menge, und in den hohlen Bäumen der Wälder fand man wilde Bienen, aus deren Honig das berauschende Getränk des Meths bereitet wurde.

In der Familie war der Germane vollkommen Herr über Frau und Kinder. Die Ehe wurde als ein feierlicher Kauf betrachtet, indem der Mann sich sein Weib von deren Vater oder Vormund gegen eine entsprechende Anzahl von Geschenken erwarb. Die Kinder durften, so lange noch kein Tropfen über ihre Lippen gegangen war, ausgesetzt und später in dringenden Nothfällen zu Sklaven verkauft werden. Bis zum zehnten Lebensjahre blieben die Söhne unter der Obhut der Mutter. Dann wurden sie vom Vater in der Führnng der Waffen geübt, um mit dem fünfzehnten Jahre in öffentlicher Volksversammlung wehrhaft gemacht, d. h. unter die Zahl der Krieger des Stammes aufgenommen zu werden. Mit dem einundzwanzigsten Jahre endlich traten sie aus der väterlichen Gewalt, um nunmehr ein eignes Hauswesen zu gründen. Gelangten die Eltern über das Ziel der Vollkraft hinaus, so kehrte sich das Verhältniß um, und der erwachsene Sohn ward nun Vormund von Vater und Mutter, die er nach Belieben zum Haus- und Felddienste verwenden konnte, weshalb auch lebenssatte Alte, zugleich von dem Glauben getrieben, daß der im Bette Gestorbene nicht zu seligem Leben eingehe, sich häufig selbst tödteten. Zu der Familie gehörten endlich noch die Leibeigenen oder Sklaven, die weder Eigenthum noch das Recht freier Selbstbestimmung hatten.

Die Dichtkunst war unter den alten Deutschen vielfach gepflegt und hatte bereits ihre bestimmten Regeln und Gesetze, ihre Formen und Maße. Von den wenigen Proben, welche aus dieser Zeit von den Liedern übrig geblieben sind, in denen man die Thaten der Helden und Götter feierte, theilen wir im Folgenden eine, dem altsächsischen Heldengedichte von Beowulf's Abenteuern und Tod entnommene schon deshalb mit, weil sie schildert, wie die heidnischen Sachsen ihre Fürsten begruben. Beowulf bekämpft in diesem hochpoetischen Gedichte zu Heorot, dem Schlosse des Dänenkönigs Hrothgar (Rüdiger), zwei mäch-

tige Wassergeister, stirbt aber zuletzt bei Besiegung eines Drachen. Als er sein Ende herannahen fühlt, sagt er zu seinen Mannen gewendet:

„Nicht werd' ich noch lang hier leben.
Heißet die Kriegeshelden
Ein Grabmal glänzend
Nach dem Scheiterhaufen schichten
Auf der Landspitze des Meeresstrands.
Zum Wahrzeichen wird es dienen
Meinen Leuten
Auf Hronesnäß,
Daß die Seefahrer
Seitdem es heißen
Beowulf's Berg,
Wann die Brentinger
Ueber die dunkle Fluth
Fernhin fahren."

Dann heißt es weiter, indem die Verbrennung des gefallnen Beowulf auf dem Scheiterhaufen geschildert wird:

„Ihm dann bereiteten
Die Geatenleute
Einen Scheiterhaufen auf Erden,
Einen mächtig großen,
Mit Helmen behangen,
Mit Schlachtenschilden
Und herrlichen Harnischen,
Wie er gewünscht sich.
Es legten dann inmitten
Den berühmten Führer
Die trauernden Helden
Den geliebten Herrn;
Auf dem Berge dann begannen
Den mächtigen Leichenbrand sie
Wetteifernd zu wecken,
Empor stieg der Holzrauch,
Schwarz vom Holzverzehrer
Wogende Gluth,
Umwunden mit Wehklagen,
Wirbelwind lag darauf
Bis daß es das Beinhaus
Gebrochen hatte,
Heiß auf der Brust.
In den Seelen bekümmert,
Betrübt im Gemüthe beklagten sie
Des Männerherrn Tod."

„Dann machten sie einen Todtenhügel, hoch und breit, daß die Schiffer ihn leicht von Weitem sahen, und in zehn Tagen richteten die Zimmerleute das Maal und Wahrzeichen des Kriegsberühmten auf. Mit einem Walle umgaben sie es — heißt es weiter — wie die Klügsten es als die ehrenvollste Weise angaben. Sie thaten in das Grabmal Ringe und glänzende Siegelsteine, allerlei Rüstzeug, wie es die wildherzigen Männer zuvor aus dem Schatze genommen hatten. Sie ließen die Erde haben die edlen Zierrathen, den Kiessand den Goldschmuck. Dann ritten um den Leichenhügel Kampfrosse und adelige Männer, zwölf an der Zahl. Die sprachen und sangen zu seinem Preise, gingen seine

edeln Eigenschaften durch, lobten seine Heldenthaten, wie es recht ist, daß Männer ihren holden Herrn loben, wenn er fort muß aus der Leibeshülle. So betrauerten die Stammhäupter der Geaten ihren theuern Herrn, seines Herdes Genossen. Sie sagten, daß von allen Königen der Welt er der freigebigste und freundlichste gewesen, dem Volke der mildeste und nach Edlem begierig."

Die Gabe des Gesanges konnte nicht künstlich erworben werden, sondern stammte von der Gottheit und war eine besondere Gabe derselben. Der Platz des Sängers war in der Halle der Häuptlinge, die später zu Fürsten wurden, er begleitete sie in die Schlacht und feierte ihre häuslichen Freuden. Wie hoch die Dichtkunst und der Gesang namentlich unter den Sachsen gehalten wurde, sieht man außer an andern Zeichen auch aus den Andeutungen jenes alten Gedichts von Beowulf. Wenn der Sänger hier die Freude schildern will, welche in der königlichen Halle von Heorot herrschte, so darf niemals der Barde fehlen; dagegen ist es ein sicheres Zeichen der Sorge und des Kummers, wenn die gewohnten Gesänge nicht gehört werden. Daß die Sänger die Thaten der Helden und Fürsten, mit denen sie lebten, durch Lieder verherrlichten, geht aus einer andern Stelle des Beowulf hervor. Kaum hatte nämlich dieser Kämpfer den schrecklichen Grendel besiegt, als auch schon der Hofsänger des Königs sich anschickte, die That in Verse zu bringen und damit der Nachwelt zu überliefern. Zuweilen sang der Dichter auch von höheren Dingen als den Thaten und Abenteuern der Helden, er erhob seine Harfe und erzählte von der Erschaffung der Welt. Je nach den Umständen mochten auch heitere Weisen an die Stelle der ernsten treten, und selbst Räthsel scheinen von ihnen zur Ergötzung und Unterhaltung erfunden und vorgetragen worden zu sein. Wenigstens gehört das folgende, dessen Auflösung entweder „Licht" oder „Luft" ist, in eine sehr alte Zeit der sächsischen Entwickelung:

„Ich bin mehr als diese Mittelwelt,
Weniger als ein Handwurm,
Leichter als der Mond,
Schneller als die Sonne.

Mir gehören alle Meere,
Die Fluthen in den Umfassungen
Und des Feldes Schooß,
Grüne Gefilde.
Die Abgründe berühre ich,
Hinab zur Hölle neig' ich mich.
Die Himmel ersteig' ich,
Der Herrlichkeit Wohnsitz.
Weit reich' ich über der Engel Heimath;
Die Erde erfülle ich, die ganze Welt,
Und die Meeresströme mit mir selbst.
Sag, wie ich heiße?"

Häufig wanderte der Sänger auch fort von der Heimath, besuchte fremde Länder und sang von den Großen und Fürsten derselben, welche ihm reiche Ehrengeschenke verliehen, die er als Zeichen seines Werthes von der Wanderfahrt nach Hause brachte, wo er dann seine Reisen schilderte. Während der langen Zeit zwischen dem Entstehen der Gedichte und ihrer Aufzeichnung durch die Schrift wurden sie nur durch das Gedächtniß von Geschlecht zu Geschlecht überliefert, indem ältere Sänger ihre Lieder jüngeren mittheilten und besonders die Fürstensöhne angehalten wurden, die dichterischen Erzeugnisse ihres Volkes auswendig zu lernen. Der poetische Ausdruck der alten Gesänge beruhte auf häufigen Metaphern und Umschreibungen, vorzüglich aber auf der Lebendigkeit der Schilderung. Gleichnisse wurden selten gebraucht. Den Reim kannte man nicht, und ebenso wenig die Sylbenmessung. Dagegen hatte man Verse, die durch eine gewöhnlich doppelte Hebung und Senkung der Stimme in je zwei durch die sogenannte Alliteration verbundenen Halbzeilen gebildet wurden. Die Alliteration in ihrer regelmäßigen Form verlangt, daß in der ersten Halbzeile die beiden Wörter, welche den Ton haben, mit demselben Buchstaben oder einem Vocal beginnen, der dann wiederum der Anfangsbuchstabe des ersten Tonwortes in der zweiten Halbzeile sein soll. Ein Beispiel ist folgender Vers aus dem sogenannten Sonnenliede in der Edda:

„Den Sonnenhirsch sah ich
Von Süden kommen,
Von Zweien am Zaum geleitet.

Auf dem Felde standen
Seine Füße.
Die Hörner hob er gen Himmel."

Der Freie lebte in seinem Hause so gut es sein Vermögen ihm gestattete. Seine einzige Beschäftigung war die Verfertigung und Führung der Waffen, die Jagd und der Bau der Wohnung. Einen eigentlichen Handel gab es nicht, und von Handwerken wurde nur das Schmieden und Gießen von Metallen auf Bestellung und gegen Bezahlung getrieben, und so mußte alles, was das Haus an Nahrungsmitteln, Kleidern und Geräthen bedurfte, im Hause selbst und zwar, da der Herr desselben sich dabei zu betheiligen für seiner unwürdig hielt, von den Frauen und Sklaven geschafft werden. Zur Kleidung brauchte man Pelzwerk, Wollenstoffe und Leinwand. Das gewöhnlichste Kleidungsstück bestand aus einem Felle oder Tuche, welches über der Brust durch eine Nadel oder ein Schloß zusammengehalten wurde. Manche Stämme trugen auch eng anliegende Röcke und Beinkleider. Die Arbeit in der Küche fiel männlichen Dienstleuten zu, die Bewirthung dagegen und vorzüglich das Kredenzen von Bier und Meth war Sache der Frauen. Bei solchen Gelagen wurde aus mächtigen, bei Vornehmeren mit Silber beschlagenen Trinkhörnern gezecht und fleißig mit Würfeln gespielt, wobei es bisweilen geschah, daß ein Mann all sein Hab und Gut, seine Waffen, seine Frau und seine Kinder, ja zuletzt sich selbst, d. h. seine Freiheit verlor und sich dann in die Sklaverei abführen lassen mußte. Aber auch ernste Berathungen wurden bei solchen Zusammenkünften gepflogen. Man trank die Minne, d. h. das Andenken der Götter und Helden, und gedachte in feierlichen Gesängen der Trefflichkeit der Vorfahren und ihrer Thaten. Namentlich war dieß bei den drei jährlichen Opferfesten zu Frühlingsanfang, am Mittsommertag und bei der winterlichen Sonnenwende der Fall, welche das hehrste Fest der alten Germanen gewesen zu sein scheint und in den Gebräuchen, die sich an unser Weihnachten knüpfen, vielfache Spuren zurückgelassen hat. Kam ein Fremdling, so gebot die Sitte, ihn gastlich aufzunehmen. Er durfte sich beim Abschiede als Geschenk ausbitten, was ihm gefiel, und wurde dann bis zum nächsten Nach-

bar geleitet, der sich ebenso gastfrei bewies. War ein Kind geboren worden, so empfing es eine Art Taufe und dabei einen Namen, den man gewöhnlich von einem der Zeugen, von dem Oheim mütterlicher Seits oder dem Großvater entlehnte. Ganz wie noch heute wurde ein Pathengeschenk hinzugefügt, dem beim Hervorbrechen des ersten Zahnes ein zweites folgte. Ein Sterbefall gab Gelegenheit zu einer hohen Feier; denn der Glaube an Unsterblichkeit reicht bis in die älteste Zeit hinauf. Man übergab den Leichnam einem Elemente: entweder der Erde und dann meist in sitzender Stellung, oder auf einem Scheiterhaufen dem Feuer, oder dem heilig gehaltenen Wasser des Meeres, ließ ihn auch wohl auf einem brennenden Schiffe in die See hinaustreiben. Was der Todte im Leben am meisten geliebt, das wurde ihm mitgegeben, dem Manne Pferd und Waffen, zuweilen selbst Leibeigene, der Frau ihr Schmuck oder ihre Spindel, dem Kinde sein Spielzeug, dem Armen wenigstens ein Paar neue Schuhe zur Reise nach Walhalla, der Burg der Auserwählten. Heimgekehrt von der Bestattung des Vaters rüstete man ein Mahl zu. Der älteste Sohn nahm den Sitz des Verstorbenen ein, nahm das Schwert desselben als theuerstes Erbe an sich und theilte dann den Rest des Besitzthums unter seine Brüder oder die andern erbberechtigten Verwandten zu gleichen Theilen aus. Die Schwestern dagegen erhielten von ihm, der jetzt ihr Vormund war, nichts als was ihm beliebte, und auch die Wittwe bekam von dem Nachlasse lediglich ihr Eingebrachtes.

Aus einer Anzahl von Familien bestand die Gemeinde des Dorfs, gleichsam selbst nur eine erweiterte Familie, deren selbstständige Grundbesitzer aber mit gleichen Rechten neben einander standen und in Versammlungen die Angelegenheiten der Gemeinschaft erledigten. Ebenso bildeten weiter aufsteigend mehrere Dörfer eine Hundertschaft, mehrere solche Hundertschaften einen Gau, mehrere Gaue einen Stamm oder ein Volk. Durch diese ganze Gliederung geht derselbe urgermanische, aus dem innersten Wesen der deutschen Familie stammende Grundzug der Gemeinde als einer Verbindung zur Erhaltung des Friedens, zu gegenseitiger Förderung und wechselsweiser Hülfe in allen guten und rechten Dingen. Und somit war im staatlichen Leben

unsrer Urväter jedem Einzelnen zwar das möglichst hohe Maß von Freiheit und Recht gewahrt, aber es lebte in ihm auch das Bewußtsein, daß jeder Einzelne einem höher berechtigten Ganzen angehöre und diesem nicht nur seinen Willen unterordnen müsse, sondern auch eine thätige Mitwirkung zum gemeinsamen Besten schuldig sei.

Mit dieser Staatsverfassung stand die Heerverfassung im engsten Zusammenhange. Das Volk der Germanen war schon von Natur ein kriegerisches, und dieser Hang wurde durch Erziehung und Lebensweise noch gepflegt und bestärkt. Gelegenheit, ihn zu bethätigen, fand sich häufig, indem in der frühesten Periode die einzelnen Stämme sich gegenseitig befehdeten, später aber die Gallier oder die Römer zu bekämpfen waren; so reicht die Kriegsverfassung bis in das höchste Alterthum hinauf, und zwar war immer das ganze Volk in sie eingeordnet. Gab es einen Nationalkrieg, so wurde derselbe in offner Versammlung aller Wehrhaften berathen. Der Priester befragte durch Werfen des Looses die Götter, die man sich stets als näher dachte, wenn der gesammte Stamm beisammen war. Dann wurden aus den heiligen Hainen die Feldzeichen, meist symbolische Thierbilder, geholt, und das Heer brach auf zum Kampfe. Bisweilen gab es auch andere Kriegszüge, welche in der Volksversammlung zwar nicht beschlossen, aber gebilligt wurden; wenn nämlich ein Führer aufstand, einen Einfall in feindliches Gebiet vorschlug, und zahlreiche Genossen sich ihm anschlossen. Die Bewaffnung war dürftig. Aus Mangel an Eisen waren Schwerter selten, Panzer noch seltner und Helme nur bei sehr Wenigen zu finden. Das Haupt blieb meist mit nichts als den langen lichtblonden Haaren bedeckt. Den Körper schützte ein großer viereckiger Schild aus Flechtwerk oder buntbemaltem Holze. Die Hauptwaffe war ein Schaft mit einem kurzen scharfen Eisen an der Spitze, gleich geeignet zu Hieb, Stoß und Wurf, Andere führten Schleuderbeile, Viele aber auch nur im Feuer gehärtete Keulen. Einzelne Stämme zeichneten sich als Reiter auf bügellosen ungesattelten Pferden aus. Die Hauptstärke aber lag stets im Fußvolke, welches bisweilen mit den Reisigen untermischt angriff. In keilförmige Haufen geordnet, mit Hörnerschall,

Schildgerassel, dumpfdröhnenden Kriegsgesängen, und unter dem grellen Geheul der Weiber und Kinder, die auf Wagen hinter der Linie hielten, ging es ins Treffen. Der erste Anprall, von dem man geglaubt zu haben scheint, der Kriegsgott Wuotan führe ihn in eigener Person, war schrecklich, minder beharrlich war die Ausdauer. Die befestigten Lager der Römer nahmen sie meist mit Sturm; denn die Kunst, Belagerungsmaschinen zu bauen, war und blieb ihnen ebenso unbekannt wie die Kunst, selbst Burgen und Festungen anzulegen.

Die Rechtsbegriffe unsrer Urväter scheinen schon in früher Zeit ziemlich ausgebildet gewesen zu sein. Da eine Gemeinde nur bestehen konnte, wenn Ordnung und Sicherheit oder — wie die alten Rechtsbücher sich ausdrückten — Friede herrschte, so war jede erhebliche absichtliche Verletzung der Rechte Anderer ein Friedensbruch, der dadurch geahndet wurde, daß der Missethäter aus dem Frieden der Landsgemeinde hinausgestoßen und zum Wolfe gemacht, d. h. für vogelfrei erklärt wurde, sodaß Jeder, der ihm begegnete, das Recht hatte, ihn zu tödten, und Niemand ihm Beistand leisten durfte. Indeß früh schon kam diese strenge Strafweise in Abnahme, und es wurden Stufen des Verbrechens und der Sühne unterschieden. Die Verbannung aus der menschlichen Gesellschaft wurde in bloße Landesverweisung mit einer Möglichkeit der Wiederkehr umgewandelt. Es wurden andere Mittel der Sühnung als Acht und Tod dargeboten. Auf Verbrechen gegen das ganze Volk allerdings stand Todesstrafe. Bei solchen hingegen, welche gegen Leben, Ehre oder Gut eines Privatmannes gerichtet waren, schritt die oberste richterliche Behörde, die Landsgemeinde, zwar ebenfalls ein und solches um ihrer selbst willen, aber sie erkannte nicht auf den Tod, sondern versuchte, um Rache abzuwenden, eine Ausgleichung durch ein bestimmtes Sühngeld oder eine Buße, durch welche der Schaden in gewissem Maße aufgewogen werden sollte. Ein Theil der Buße fiel als „Friedensgeld" der Landsgemeinde zu, da diese durch die Störung ihres Friedens, d. h. ihrer gesetzlichen Ordnung bei jedem am Einzelnen begangenen Verbrechen mit verletzt war. Die größere Hälfte jedoch, die eigentliche Buße oder das „Wehrgeld" wurde als Genugthuung für den Schaden an

den Beleidigten oder, wenn sich's um einen Mord handelte, an dessen Hinterlassene entrichtet. Anfänglich stand es Jedem frei, die Entscheidung des Gerichts und die von diesem seinem Beleidiger auferlegte Buße anzunehmen oder nicht und im letztern Falle auf eigne Hand Rache zu nehmen. Allmählich jedoch brachte es die Gesetzgebung dahin, daß es weder dem Beleidigten noch dem Beleidiger gestattet war, zwischen Rache und richterlicher Entscheidung zu wählen, daß vielmehr der Eine wie der Andere für außer dem Gesetze erklärt wurde, wofern er es verschmähte, sich dem Ausspruche des Gerichts zu unterwerfen.

Von Familienangelegenheiten wurden nur solche vor die Volksversammlung gebracht, welche in das Gemeindeleben eingriffen und öffentlicher Beglaubigung bedurften, z. B. die Wehrhaftmachung von Jünglingen, die gleichsam eine Ertheilung des Bürgerrechts war, und die Veräußerung von liegenden Gründen an Mitglieder anderer Familien, weil an den Grundbesitz sich politische Rechte knüpften.

Die Germanen wurden von den Römern als ein zwar in viele Stämme zerfallendes, aber in der Hauptsache zusammengehöriges Volk erkannt und demgemäß mit einem gemeinschaftlichen Namen bezeichnet, der von dem gallischen Worte gairm, d. i. Geschrei stammen soll, und dann ungefähr ungestüme, mit wildem Schlachtrufe einherstürmende Krieger bezeichnet. Die Germanen selbst aber wußten sich in dieser Urperiode nicht als einiges Volk, waren auch nicht durch ein gemeinschaftliches Band zu einer Gesammtheit vereinigt. Wohl aber hatten sie eine Ahnung ihres Zusammenhanges in einer Sage, nach welcher der erdgeborne Gott Tuisco einen Sohn Mannus erzeugte, von dessen drei Söhnen die drei Hauptabtheilungen der Germanen innerhalb des eigentlichen Deutschland: die Ingävonen oder Angeln im Norden, die Hermionen oder Thüringer in den mittlern Gegenden und die Iscävonen oder Schwaben im Süden abstammten, wobei indessen des großen Stammes der Gothen, die damals gleichfalls im Norden gewohnt zu haben scheinen, und der germanischen Völker auf der scandinavischen Halbinsel nicht gedacht ist. Als kleinere Stämme werden im Süden die Markomannen und Quaden, im Nordwesten die Friesen, Usipeter und Tencterer,

die Chauken, Cherusker, Chatten und Marser und im Nordosten die Cimbern, Longobarden und Vandalen genannt. Die Völkerwanderung vernichtete und verschmolz viele dieser Völkerschaften und ließ sie nach langem Umherziehen andere Wohnsitze wählen, in denen die Einen allmählig untergingen, während die Andern sich auf die Dauer behaupteten. Zu denen, welche vom Schauplatze der Geschichte verschwanden, gehören die Gothen, welche in Spanien und Oberitalien Reiche gegründet hatten, die Longobarden, gleichfalls eine Zeit lang in Oberitalien mächtig, und die Vandalen, die bis nach Nordafrika vorgedrungen waren. Die wichtigsten von denen dagegen, welche sich behaupteten, sind die Franken, vom Ufer des Rheins bis zur Seine sich erstreckend, die Alemannen, vom Neckar bis zur Limmat wohnend, die Bajuvarier zwischen Lech und Ens, Fichtelgebirge und Alpen, die Sachsen mit den Westphalen vom Niederrhein bis zur Niederelbe, die Friesen an der Nordseeküste und die Thüringer an der Saale.

II.

Die Religion der alten Deutschen.

Fragen wir uns nun, in welchem Verhältnisse unsre Vorfahren in der Urzeit zu der übersinnlichen Welt standen, so ist die Antwort, die uns die Quellen der Geschichte geben, die, daß diese Vorfahren Heiden waren, d. h. daß sie nur Gottheiten, nicht Gott kannten. Die Götter der Heiden aber entstehen im menschlichen Gemüthe aus den Gefühlen der Bewunderung und der Furcht, welche zunächst die Gegenstände der Welt oder der äußern Natur, später aber die Dinge erwecken, welche im eignen Herzen sich regen, und hiermit vermischen sich bei den Völkern im Laufe der Zeit Erinnerungen an große Ereignisse in der Natur und in der Geschichte, sowie an großartige, einflußreiche Herrscher und Helden. In der frühesten Zeit werden immer nur der unermeßliche blaue Himmel mit seinen Wolkenheeren, die unnahbare, Alles überstrahlende, die Früchte des Feldes reifende

Sonne, der Sturm, das Gewitter, die Elemente und von diesen vor Allem das zugleich wärmende und zerstörende Feuer und das als gewaltiges Meer sich ausbreitende Wasser verehrt worden sein. Sobald aber ein regerer Verkehr zwischen den einzelnen Familien, Stämmen und Völkern die guten und schlimmen Leidenschaften in denselben wachrief, das Nachdenken über dieselben weckte und Schutz gegen dieselben oder Förderung derselben erheischte, begannen sich leise und unvermerkt mit jenen Naturdingen die ihnen entsprechenden Gemüthseigenschaften zu verbinden. Mit dem Gedanken an den Sturm, der Alles vor sich niederwirft und die Wolken wie flüchtige Feinde vor sich hertreibt, mit dem Blitze, der wie ein felsenspaltendes Schwert herniederfährt, vermischte sich leicht der Gedanke an den wilden Muth, der die Helden beseelte. Mit der Reinheit der Sonnenscheibe vermählten sich in der Seele des Volkes ihre eigne Reinheit, Unschuld und Gerechtigkeit. Mit dem Begriffe der milden, fruchtspendenden Erde verknüpfte sich die Vorstellung der liebenden Mutter und der sorgsam waltenden Hausfrau. Endlich aber dringen in diese an sich unveränderlichen, geschichtslosen, bei den meisten edleren Völkern ähnlichen Göttergestalten Naturereignisse von außergewöhnlicher Bedeutung und Wirkung und mächtige Ereignisse der Geschichte ein, und so bildet sich nach und nach eine Mythologie, d. h. eine Lebensgeschichte der Götter aus, welche nach dem Charakter der einzelnen Völker, der Natur der Länder, die sie bewohnen, und der Wendung, welche ihre Geschichte nahm, verschieden sind.

So verehrten denn anfangs auch unsre Vorfahren vornehmlich die Naturkräfte und Naturgegenstände. Sie sahen in den tobenden Gewalten des Windes und des Winters, in den schroffen Felsgipfeln und wilden Wasserfällen unbändige, menschenfeindliche Riesen; die stetig wirkenden Elementarmächte waren ihnen weltbeherrschende Gottheiten, und die stiller schaffenden Mächte der Natur, sowie die mehr an die Oertlichkeit gebundenen elementarischen Kräfte betrachteten sie als Untergötter. Allmählig aber rückten diese Vorstellungen von dem natürlichen auf das sittliche Gebiet, und namentlich die Hauptgottheiten wurden, als das Volk der Germanen sich mehr und mehr aus einem über-

wiegend friedlichen in ein kriegerisches verwandelte, aus segenspendenden Feld- und Ackergöttern zu grimmigen und blutigen Schlachtenlenkern, wenn sich auch ihre freundlichere Seite nie ganz aus der Erinnerung verlor.

Als der oberste der altdeutschen Götter galt Wuotan, der Himmelsgott, den man sich, weil der Himmel der Waldeinöden des damaligen Deutschland fast beständig mit düsterm Gewölke bedeckt war, als alten Mann mit einem breiten grauen Hute und grauen Mantel dachte. Er wurde ferner als einäugig vorgestellt, indem man dabei an die Sonne, das Auge des Tageshimmels, denken mochte. In Friedenszeiten saß er auf hohem Stuhle, die Welt überschauend und regelnd; während der ihm geheiligten Woche, d. h. in der Zeit von Weihnachten bis Neujahr zog er mit dem Heere der Todten über das Gefilde hin; im Kriege endlich stürmte er auf einem weißen Rosse den Heerschaaren voran, verlieh den Sieg und rief die Gefallenen in seine himmlische Burg. Außerdem galt er bei einzelnen Stämmen als Begründer der staatlichen Ordnung, als Verleiher der Wahrsagekunst und als Vater der Dichter.

Ein anderer hoher Gott war sein Sohn Donar, in welchem ruspründlich das himmlische Feuer des Gewitters verehrt wurde, und welcher nebenher, da die läuternde Kraft dieses Elements frühzeitig erkannt wurde, als Helfer und Bewahrer vor Seuchen und Krankheiten galt. Donar war schon von Anfang an eine kriegerische Gestalt. Man dachte sich ihn, dem als Attribut ein rother Bart, ein mächtiger Steinhammer und ein mit Ziegenböcken bespannter Wagen zukam, in stetem Kampfe mit den Riesen begriffen, im Frieden aber scheint er als Vorstand der Volksversammlungen und Gerichtssitzungen betrachtet worden zu sein, und noch jetzt wird in sächsischen Dörfern durch Herumsendung seines Hammers zur Gemeindeberathung eingeladen.

Der eigentliche Kriegsgott der Germanen aber war Ziu, der bei den Völkerschaften zwischen Rhein und Niederelbe Sachsnot, d. h. Schwertgenoß, bei den Baiern Eor hieß. Allgemein verehrt ferner wurde Frô, in den ältesten Zeiten wohl eine Meeresgottheit, später jedoch der Gott des Reichthums und Gedeihens vorzüglich der Saaten, die er alljährlich durch einen Umzug auf

seinem goldborstigen Eber segnete. Endlich ist festgestellt, daß unter dem Namen Paltar oder Phol auch der Gott eine Zeit lang Verehrung genoß, von welchem wir weiter unten eine der wehmüthigsten Mythen des gesammten Heidenthums mittheilen werden.

Noch spärlicher als über die Götter fließen die Quellen, denen wir diese Darstellungen entnehmen, über die Göttinnen. Von diesen haben sich in den Volkssagen und sonstigen Nachrichten nur die Frigg, Wuotan's Gemahlin, auch Frau Holle oder Bertha, d. h. die leuchtende, sodann Frouwa, wie jene über die Fruchtbarkeit der Felder waltend und namentlich den Flachsbau und die Spinnstuben beaufsichtigend, endlich Ostara, eine Göttin des Morgens und vielleicht auch des Frühlings erhalten. Sehr reichlich dagegen fließt der Quell der Ueberlieferung in Bezug auf die göttlichen Wesen niederer Klasse, die kunstreichen, aber meist boshaften Zwerge in den Bergen und Erdhöhlen, die Getreide- und Waldgeister, die grünhaarigen Nixen, die Schwanenjungfrauen, von denen einige als Boten Wuotan's die Seelen der gefallenen Krieger nach Walhalla zu führen bestimmt waren, die Nornen, welche den Lebensfaden der Menschen spannen, die Elben und Hauskobolde und wie diese Gestalten der Phantasie alle heißen mögen.

Verehrt wurden die Götter durch Gebete, Gesänge und Opfer. Außer Feldfrüchten, welche beim Einsammeln der Ernte auf dem Acker stehen gelassen wurden, und gewissen Thieren, unter denen die Pferde den Vorzug hatten, brachte man ihnen bei besonders wichtigen Gelegenheiten, wie bei den Bitt- und Dankfesten vor und nach einem Feldzuge, sowie bei den drei großen Jahresfesten, die mit dem Wechsel der Jahreszeiten verknüpft waren, auch Menschen dar, wozu man Verbrecher, Gefangene oder Sklaven nahm. Rauch- und Brandopfer scheinen nicht Gebrauch gewesen zu sein, wohl aber, wie schon erwähnt, Trankopfer. Tempel waren selten, und Götterbilder sind wahrscheinlich nirgends vorhanden gewesen. Die Verehrung der Gottheit fand in heiligen Hainen statt, in welchen man Symbole, vermuthlich Thierbilder, aufbewahrte, die auch als Feldzeichen dienten. Ebendaselbst hing man die Opfer oder wenigstens deren Köpfe an Baumzweige oder Stangen auf. Priester

gab es wohl, doch nicht als abgesonderte, bevorrechtete Klassen und nicht mit alleiniger Befugniß zur Ausübung der heiligen Handlungen, die vielmehr, sofern sie nicht das Allgemeine angingen, jeder Familienvater in seinem Hause selbst vornahm. Die Zukunft und den Willen der Götter suchte man zu erforschen aus dem Fluge gewisser Vögel, dem Rauschen der Flüsse, dem Wiehern heiliger Schimmel, welche in der Nähe der Götterhaine gehegt wurden, beim Beginne eines Kriegs auch aus dem Zweikampfe eines Gefangenen mit einem Krieger des eignen Volkes. Besonders Frauen waren erfahren in der Deutung solcher Zeichen der Zukunft, und einige erlangten dadurch so hohes Ansehen, daß selbst ihre Namen auf uns gekommen sind.

So wissen wir denn im Ganzen ziemlich viel von der Religion unserer heidnischen Vorväter. Und was im Laufe der Jahrhunderte verschwunden ist oder sich verändert hat, läßt sich aus der Religion der verwandten Stämme auf der skandinavischen Halbinsel errathen, welche uns in der ältern und jüngern Edda fast vollständig erhalten ist. Wie nämlich jene Stämme, die Schweden, Norweger und Dänen eine Sprache reden, welche der unsern so ähnlich ist, daß sie fast für eine Mundart des Deutschen gelten kann, so werden in der Vergangenheit auch ihre Sitten und Gewohnheiten und wie diese auch ihre Religionsbegriffe denen der in Deutschland wohnenden Germanen wo nicht gleich, so doch sehr ähnlich gewesen sein. Dies ist in der That der Fall, ein Vergleich der Reste des deutschen Götterglaubens mit dem in der isländischen Edda ausführlich mitgetheilten skandinavischen zeigt, daß die Hauptgötter bei beiden Völkern dieselben waren, und so werden wir das Recht zu dem Schlusse haben, daß auch die meisten der Gottheiten niedern Ranges bei beiden Völkern verehrt, daß auch viele der Sagen und Mythen aus der Lebensgeschichte der Götter in der Urzeit beiden gemeinsam waren, und daß beide Religionen sich nur wie zwei getrennt wachsende Zweige eines Stammes von einander unterscheiden. Daraus aber erwächst uns wieder das Recht, in diesem Zusammenhange das, was in unsern Ueberlieferungen von den Göttergestalten und Mythen der alten Deutschen mangelt, durch Bilder und Sagen aus der skandinavischen Mythologie zu ersetzen, womit freilich

nicht gesagt sein soll, daß unsre Vorväter ganz genau so von ihren Göttern gedacht haben, sondern nur die Möglichkeit gegeben wird, sich eine annähernde Vorstellung zu machen von dem, wie in jenen dunklen Zeiten germanische Völker überhaupt über die großen Fragen der Religion, über die Schöpfung der Welt, über Gott, über die Zukunft des einzelnen Menschen und der Menschheit im Ganzen und Großen, über Himmel und Hölle und was sonst ins Bereich der Glaubenslehre gehört, philosophirt haben.

Wir werden demzufolge in den nachstehenden Kapiteln zuerst die nordischen Götter und ihr Leben in Bild und Sage schildern und dann die schönsten der Sagen und Sitten mittheilen, welche sich aus dem deutschen Heidenthume bis auf unsre Tage erhalten haben.

III.

Die Entstehung der Welt und der Baum des Lebens.

Sehr dunkel und wild und in dieser Eigenschaft gar nicht zu vergleichen mit der klaren und schönen Erzählung von der Weltschöpfung, wie wir sie in der heiligen Schrift vor uns haben, sind die Vorstellungen der Germanen vom Anfang der Dinge. Im Urbeginne der Zeit — sagt die Seherin Wala in jenem altnordischen Religionsbuche — da weder Sand, noch Gras, noch kühle Wellen waren, wo noch nichts erschaffen war, auch der hohe Himmel nicht und die Erde, gab es nichts als einen ungeheuren Abgrund, von welchem nördlich das kalte und dunkle Land Niflheim und südlich das helle und heiße Muspelheim, das Reich des Feuerfürsten Surtur, lag. Aus einem Brunnen in Niflheim strömten kalte giftige Gewässer in den Abgrund und bildeten in demselben Eisfelder, und diese wieder thürmten sich in mächtigen Schichten über einander. Da fielen Funken aus der Gluth Muspelheims auf das Eis, es thaute auf zu Tropfen, wurde hell und klar wie der Aether des Himmels, in den Tropfen regte sich Leben, und es entstand nun der Weltriese Ymer, der

Stammvater aller Riesen in der alten wie in der jetzigen Zeit. Während er schlief, entsprangen unter seinen Armen ein Mann und ein Weib, die Eltern der Reifriesen, und aus seinen Füßen ging ebenfalls ein Sohn hervor. Alle diese Sprößlinge aber waren von böser Natur wie ihr Vater und in stetem Kampfe mit den später gebornen Göttern.

Nach Ymer's Entstehung nemlich entwickelte sich aus dem schmelzenden Eise des Abgrundes noch die Kuh Audumla, die als ein Bild der höhern Lebenskraft und Fruchtbarkeit, der Fülle und des Ueberflusses anzusehen ist. Von den vier Milchströmen, welche ihrem Euter entflossen, ernährte sich der ungeheure Ymer. Diese Kuh selbst aber suchte ihre Nahrung durch Belecken des Reifs an den Felsen, und siehe da, auf der Stelle, wo sie dies that, entstanden am ersten Tage Menschenhaare, am zweiten ein Menschenkopf und am dritten ein ganzer Mensch. Derselbe hieß Bure und war groß und schön von Ansehen. Sein Sohn war Bör, er heirathete Bestla, die Tochter des Riesen Bergthorir, und aus dieser Ehe entsproßten die drei ersten Götter: Odin, Wile und We. Die erste That derselben war, daß sie den alten Riesen Ymer erschlugen. Der Fluß, der aus dem Blute desselben entstand, ersäufte alle seine Kinder mit Ausnahme eines Einzigen, der sich mit seiner Frau in einem Boote rettete und der Stammvater der jüngern Riesengeschlechter wurde. Hier findet sich offenbar eine Spur von einer großen Ueberschwemmung, in welcher die ungeheuerlichen Gebilde einer wildverworrenen Urzeit zu Grunde gingen, und nach der eine neue Ordnung der Dinge entstand. Von einer solchen Fluth haben sich bekanntlich unter allen Völkern der Erde, selbst unter den amerikanischen, Sagen erhalten.

Nach dem Tode des Riesen gingen die Götter der Zeit, über denen man sich noch einen höhern, ewigen, in die Dinge der Welt jedoch selten eingreifenden Gott, Allfadur genannt, vorstellte, an die Schöpfung der jetzigen sichtbaren Erde. Das Wasser ward aus seinem Blute, die Erde aus seinem Fleische, die Gebirge aus seinen Knochen, die Steine aus seinen Zähnen, die Bäume aus seinen Haaren, das Himmelsgewölbe aus seinem Schädel, die „hartgesinnten" Wolken aus seinem Gehirne; aus

seinen Augenbrauen aber schufen die Götter einen Wall, um Midgard, die Menschenwohnung, gegen die Riesen zu schützen, die am äußersten Rande der meerumflossnen Erde ihren Sitz erhielten. Für sich selbst erbauten sie Asgard, eine hohe glänzende Burg mitten in der Welt.

Mit der Erde, der Tochter der Nacht, erzeugte Odin einen Sohn, Asathor, und so entstand der Asen schönes und lichtes Geschlecht. Nun ordnete sich die Welt immer mehr. Durch Funken aus Muspelheim ließen die Götter Himmel und Erde erleuchten, und den Kindern Mundilfaris, des Achsenbewegers, übergaben sie die Leitung von Sonne und Mond, die vorher nicht wußten, wo ihre Stätte war. Es entstand aus Nacht und Dämmerung, die beide als belebte Wesen gedacht wurden, der Tag, der seiner Mutter, deren Hengst Rimfaxi mit seinem Schaume die Erde bethaute, auf dem Rosse Skinfaxi, welches mit seiner Mähne Luft und Land erleuchtete, nachfuhr. Jetzt schien — heißt es in den Sprüchen der Seherin, denen wir diese Bilder entnehmen — die Sonne von Süden, und die Erde ward mit grünem Grase bekleidet.

Es ist aus dem Vorhergehenden klar, daß die Götter nicht Schöpfer der Welt, sondern daß sie nur Ordner des Ganzen waren. Zuerst herrschte eine wilde gährende Zeit, in der die Elemente auf eigne Hand walteten, dann aber entwickelte sich eine höhere Macht, die Alles nach den Gesetzen der Schönheit und Gerechtigkeit ordnete. Auf gleiche Weise erzählt die griechische Mythologie, daß das Reich der Götter erst anhub, als die Kraft der alten Titanen gebrochen und der finstere, die eigenen Kinder verschlingende Urvater derselben in den Tartarus gestürzt war. Weil nun in den Göttern das reine und edlere Element vorwaltete, so standen sie auch dem verborgenen ewigen Gotte näher als die rauhen, bösen Riesen. Daß sie aber ganz rein und edel gewesen seien, muß nach den Thaten, die wir später von ihnen erzählen werden, in Abrede gestellt werden.

Die Welt war jetzt fertig. Noch aber war Midgard unbewohnt. Da ließen die Götter aus zwei Bäumen, die Ask und Embla (Esche und Ulme) hießen, die Menschen hervorgehen und verliehen ihnen Seele, Geist und Blut. Ihre Wohnung

hieß Manheim, die fünfte der neun Abtheilungen, in welche man sich die Welt zerfallend dachte. Die übrigen waren: Gimle, der höchste und heiligste Himmel, wo der verborgene Gott thronte, und wohin nach dem einstigen Untergange der Erde die bessern Menschen kommen sollten; dann die schon erwähnte Feuerwelt Muspelheim, wo Surtur und die Flammenriesen wohnten; hierauf Godheim oder Asgard, wo die Zeitgötter lebten, und wo Odin's Burg Walhalla die todten Helden aufnahm; alsdann folgten Wanaheim, der Wolkenhimmel und die Wohnung der später zu schildernden Wanen. Die sechste Welt war Jötunheim, der Wohnplatz der Riesen, zwischen denen und den Menschen, einer ungeheuren Schlange vergleichbar, der Ozean sich wälzte, Sodann folgte Alfheim, unter der Erde gelegen und der Bezirk der Zwerge oder Schwarzelfen. Tiefer noch lag Helheim, wohin die Seelen kommen sollten, die sich während ihres Lebens schwach und furchtsam bewiesen hatten. In der tiefsten Tiefe endlich befand sich Niflheim, das kalte Nebelland, und hier lag auch der ungeheure Abgrund Hvergelmer und das grauenvolle Nastrond, wo Nidhöggr, der im Finstern hauende Drache hauste. Hier in Nastrond wohnten die Bösen. Da war ein Saal, dessen Thüren sich nach Norden öffneten, und welcher durchgehends von dicht verschlungenen Schlangen gebaut war, deren Gift durch die Fenster hereintroff. Hier wateten die Meineidigen, die Verräther und die grausamen Mörder in giftigen Strömen, hier saugte Nidhöggr die Leichname der Todten aus, und hier zerriß sie der schreckliche Fenriswolf — entsetzliche Bilder einer wilden Phantasie!

Durch alle diese neun Welten hindurch nun wächst — ein sinniger Gedanke — der Baum der Zeit oder des Lebens, die Esche Ygdrasill. Diese Esche, der herrlichste der Bäume, breitete ihre Zweige bis in den Himmel und ihre Wurzeln bis in den tiefsten Abgrund aus. Sie hatte drei Hauptzweige oder Wurzeln: unter dem ersten wohnten die Menschen, der zweite ging bis nach dem Lande, wo die Frostriesen oder die Dämonen des Winters hausten, und unter dem dritten war das Reich Hels, der Todesgöttin. Unter dem ersten Zweige befindet sich ein Quell, Urdas Born genannt, unter dem zweiten ein anderer, der Brunnen

Mimers, in welchem Weisheit und Verstand verborgen sind, und unter dem dritten gähnt der Abgrund Hvergelmer. Unter der heiligen Esche versammeln die Götter sich täglich zum Gerichte, auch haben unter ihr die Nornen, die drei großen Schicksalsgöttinnen, ihren Wohnsitz. Ihre Stätte ist Urdas Brunnen. Die eine heißt Urd, d. i. Vergangenheit, die andere Werdande, d. i. Gegenwart, die dritte Skuld, d. i. Zukunft. Ihr Werk war, zu weissagen, Gesetze zu geben, den Menschenkindern das Leben zu wählen und ihr Geschick zu bestimmen. Diese geheimnißvollen Wesen standen außerhalb des Kreises der Götter, ja sie wurden, wie es scheint, diesen sogar feindselig gedacht. Der Weltbaum selbst aber war von verschiedenen wunderbaren Thieren bewohnt. Ein mächtiger Adler saß in seinem Wipfel. Zwischen seinen Augen hatte ein Geier Platz genommen. Vier Riesenhirsche liefen in den Aesten umher und fraßen die Knospen und Blätter ab. Ein Eichhorn rannte am Stamm auf und ab, um dem im Abgrunde unter der dritten Wurzel liegenden Drachen Nidhöggr, der mit seiner Brut fortwährend an dieser Wurzel nagte, Kunde zu geben von dem, was der Adler sprach und Streit zwischen den beiden anzustiften. Von den Hirschen in der Höhe und den Schlangen in der Tiefe unaufhörlich angegriffen, hätte der Baum allmählig absterben müssen, wenn nicht die Nornen ihn jeden Tag mit dem weißen Wasser begossen hätten, das dem Brunnen, in dem sie wohnten, entquoll. So blieb er immer grün, und von dem heiligen Wasser kam der Thau, welcher in die Thäler fällt.

Die Erklärung dieses großartigen Bildes mag in der Betrachtung des Himmels zu suchen sein. Blicken wir des Nachts empor, so windet sich die Milchstraße in ungeheuren Verzweigungen über das dunkle Himmelsgewölbe. Die Sterne sind die goldnen Früchte daran. Bei den Hirschen dürfte man an die vier Hauptwinde gedacht haben, welche im Herbste den Bäumen ihr Laub nehmen, bei dem Adler im Wipfel an eines der Hauptgestirne. Die bösen feindseligen Mächte, welche das Leben im Universum bedrohen, stellte man sich als Drachen, die im Finstern nagten, vor. Die Macht aber, durch welche das Leben bestand, kam von den Göttinnen des Schicksals her, die dem

verborgnen Gotte nahe standen. Die Götter, welche die Welt durch Ordnung des Chaos geschaffen hatten, vermochten sie nicht zu erhalten. Das fortdauernde Leben kam aus einer Quelle, welche höher und gewaltiger war, als sie, die der Zeit angehörten, und denen darum über kurz oder lang ebenfalls der Untergang drohte; es hatte von dem ewigen unveränderlichen Gotte seinen Ursprung.

IV.

Die Götter und Göttinnen des Nordens.

Die gesammte Mythologie des Nordens zerfällt in zwei große Kreise: in Götter, die verhältnißmäßig gut, und in Riesen, die böse sind. Im Anfange gab es, wie bemerkt, nur drei Götter, Odin und seine Brüder Wile und We. Allein letztere beide scheinen nur bei dem Werke des Ordnens der Welt thätig gewesen zu sein, und sie verschwanden später völlig aus dem Gedächtnisse. Odin dagegen und seine Gemahlin Frigga wurden die Stammeltern einer zahlreichen Götterfamilie, der Asen, welche aus zwölf männlichen und ebenso viel weiblichen Gestalten bestehen und, da später unter den Germanen kriegerischer Sinn das herrschende Element wurde, auch Sigtifar, d. i. Siegesgötter, oder Waltifar, d. i. Götter des Wahlplatzes heißen. Näher betrachtet, zerfielen die Götter wieder in zwei Gruppen: die eigentlichen Asen und die Vanen. Letztere waren den Erstern ursprünglich feindselig gesinnt, verglichen sich aber in der Folge mit ihnen, worauf mehrere von ihnen unter die Glieder der Asenfamilie aufgenommen wurden, ein Umstand, der dadurch erklärt wird, daß man annimmt, die Lehre der Asen sei aus Asien nach dem Norden Europas gelangt, habe dort unter den Völkern finnischen Stammes einen andern Götterglauben angetroffen und sei endlich mit diesem verschmolzen.

Als der oberste Gott und der höchste Herrscher unter den Asen wurde Odhinn, gewöhnlich Odin geschrieben, derselbe, der unter den deutschen Germanen Wuotan hieß, angesehen. Als

die Religion der Germanen noch bloßer Naturdienst war, bezeichnete man mit seinem Namen wahrscheinlich die Sonne, später entwickelte sich daraus der Begriff des Alldurchleuchtenden, Alles mit Lebenswärme Durchdringenden, und aus den vielen Beziehungen, nach denen Licht, Wärme und Leben sich offenbaren, entstanden ebenso viele Namen des höchsten Gottes. Er heißt der Gluthäugige, wobei man an die Sonne, sein Auge, dachte. Er wird der Allverbrenner, der Vater der Zeit, der Vater der Wahlstatt genannt, weil er die in der Schlacht gefallenen Krieger zu sich ruft. Als Verleiher aller Güter wurde er von den Kriegsleuten vor jedem Feldzuge um den Sieg angerufen. Als Kriegsgott ist er auch Erfinder der keilförmigen Schlachtordnung, deren sich die Germanen vorzüglich gern bedienten. Durch seine Dienerinnen, die Walkyren, leitete er die Geschicke der Schlachten. Er ist, seit er aus Mimers Brunnen getrunken, wofür er sein eines Auge als Pfand lassen mußte, der Weiseste unter den Göttern und Menschen. Ferner ist er am tiefsten eingeweiht in die Geheimnisse der Zauberkunst, womit man die Zukunft erforschte und die Mächte der Natur bezwang. Seit er von dem mit dem Blute eines Ermordeten gemischten Meth des Zwerges Suttung getrunken, ist er auch der Größte in der Dichtkunst. In seiner Wohnung, die Gladsheim heißt, steht ein hoher Thron, von wo er die ganze Welt überschaut, und von wo er seine beiden Raben Hugin und Munin (d. i. Gedanke und Gedächtniß) aussendet, um ihm Kunde zu bringen, was auf Erden vorgeht. In Gladsheim steht seine Burg Walhalla, der Saal der Erschlagenen, wo er die Männer sammelt, die in der Schlacht fallen oder sonst eines unnatürlichen Todes sterben. Das Dach ist von neben einander gelegten Speeren gebildet, die Wand mit blitzenden Schilden behangen, die Sitze mit Panzerhemden belegt. Auf der Westseite des Hauptthores hängt ein Wolf als Wahrzeichen, und über ihm schwebt ein Adler. Die Burg hat fünfhundertundvierzig Thüren, und aus jeder werden dereinst, wenn die große Schlacht mit den Riesen anheben und der Weltuntergang beginnen wird, achthundert Einherier oder todte Helden hervorschreiten, um den Göttern bei ihrem Streite zu helfen.

Wie die meisten heidnischen Völker und namentlich die alten Griechen sich das Leben nach dem Tode als Fortsetzung des Lebens auf Erden vorstellten, so auch die Germanen. Jeden Tag gingen die in Walhalla aufgenommenen Helden hinaus auf die Ebene vor der Burg und kämpften mit einander, und wenn einer fiel, so erwachte er bald wieder zu neuem Leben. Dann saßen sie friedlich neben einander, aßen von dem Fleische eines unsterblichen Ebers, der jeden Abend, nachdem er verzehrt worden war, wieder ganz und unversehrt dastand, und tranken aus ungeheuren Hörnern den Meth, welcher dem Euter einer Ziege entströmte, die über Odins Saale sich befand. Der Grund, weshalb Odin so viele Helden bei sich versammelte, war, wie angedeutet, das Bedürfniß, möglichst zahlreiche Streiter um sich zu haben für den Kampf mit den Riesen, von denen später ausführlich die Rede sein wird. Die Walkyren, welche sie einluden, waren göttliche Jungfrauen, gewaffnet mit Schild, Helm und Speer. Diese ritten auf wilden Rossen, schön und schrecklich zugleich, über die Erde, um nach den Schlachten zu schauen und die Sterbenden aus dem Getümmel in die Götterburg zu führen. Hier kredenzten sie den Helden das Trinkhorn und nahmen Theil an ihren Freuden. Odin selbst aber nahm an diesen Gelagen nicht Theil. Als der Weiseste unter den Göttern ahnte er, wie seine Herrschaft nicht von ewiger Dauer sein werde und wie es im Rathe des verborgenen Gottes bestimmt sei, daß der Glanz Walhallas dereinst in Nacht und Nichts vergehen müsse. So ruht ein gewisses Düster über seinem ganzen Wesen, ein Zagen und Bangen, hervorgehend aus dem Bewußtsein, daß der Tod auf Erden nur das Vorspiel des Todes und Untergangs der himmlischen Mächte und ihres Reiches sei.

Merkwürdige Besitzthümer Odins waren seine beiden Wölfe Geri und Freki, und sein Pferd Sleipner, welches mit seinen acht Füßen durch die Luft hintraben konnte und das schnellste aller Rosse war, ferner sein fernhintreffender Spieß Gugner, endlich sein kostbarer Ring Draupner. Seine Gemahlin war Frigga, in welcher die Fruchtbarkeit der Erde personificirt war. Sie gebar die mächtigsten der übrigen Asen, überschaute mit Odin die Welt, nahm, mit ihm das Schlachtfeld theilend, die

Hälfte der Gefallenen in Anspruch, und kannte wie jener das Verborgene, sprach aber nicht davon. Ihre eigentliche Wohnung hieß Fensale; das schöne Gestirn, welches wir den Gürtel Orions nennen, wurde als ihr Spinnrocken bezeichnet. Im Uebrigen galt sie als Vorsteherin der Ehen und des häuslichen Lebens.

Als zweithöchster der Asen galt Thor, dem die Eiche heilig war. Ein Sohn Odins und der Erde, war er der stärkste der Götter und der heldenhafteste der Helden. Nach seiner Naturseite ist er der Gott des himmlischen Feuers, des Donners und Blitzes, nach seiner ethischen Bedeutung gilt er als Vorbild des stets zum Dreinschlagen bereiten kühnen Mannesmuthes. Von Anfang an ist er der bitterste Feind des Riesengeschlechts, und sein ganzes Leben besteht in der Bekämpfung desselben. In Norwegen galt er wenigstens eine Zeit lang dem Volke höher als Odin. Er fährt in einem Wagen, der von Böcken gezogen wird und dessen Rollen den Donner hervorbringt. Seine blitzdurchzuckte Burg hieß Thrudwangr. Bisweilen wird er auch Wingthor, in manchen Stellen auch Hlorrida genannt. Er besitzt drei kostbare Dinge: den Hammer Miölner, mit dem er Felsen zerschmettert und die Häupter der Riesen zerschlägt, einen Gürtel, der, wenn er ihn umbindet, seine Stärke verdoppelt, und ein Paar stählerne Handschuhe, mit denen er den Hammerstiel festhält. Seine Frau ist Sif, seine Söhne heißen Mode und Magne. Sie werden, heißt es in der alten Weissagung, den Untergang der Welt überleben.

Der Sohn Sifs und Stiefsohn Thors war Uller, ein Gott der Jäger und Schlittschuhläufer. Er war ein geschickter Bogenschütze, und man pflegte ihn bei Zweikämpfen anzurufen und bei Eidesleistungen einen ihm geweihten Ring zu fassen.

Ein anderer häufig erwähnter Gott ist Tyr. Er war ebenfalls ein Sohn Odins. Von hervorragenden Kriegern, die nie aus dem Kampfe flohen, sagte man, sie seien so tapfer wie Tyr, und daneben galt er für einen sehr weisen Gott. Seine Unerschrockenheit zeigte er bei der Fesselung des Fenriswolfs, der ihm, wie später gezeigt werden soll, die Hand abbiß. Ebenfalls zu den kriegerischen Göttern ist Wale, ein guter Schütze, zu zählen, dessen Vater Odin und dessen Mutter die Prinzessin

Rinda war. Der stärkste nach Thor war unter den Göttern der schweigsame, in einem mit Gebüsch und hohem Grase bewachsenen Schlosse wohnende Widar, welcher in der Zeit des Glanzes von Walhalla wenig von sich reden macht, aber dereinst den Fenriswolf tödten wird, ohne wie die übrigen Asen selbst dabei unterzugehen. Auch er ist ein Sohn Odins. Ferner ist von den Asen Bragi, der Gott der Dichtkunst, zu erwähnen. Er war zugleich sehr reich an Wissen und Beredsamkeit, was die alten Dichter dadurch ausdrücken, daß sie sagen, seine Zunge sei mit Runen, d. h. Buchstaben oder Hieroglyphen beschrieben. Seine Gemahlin hieß Idun. Sie besaß Aepfel, von denen die Götter jeden Tag aßen, um ihre ewige Jugend zu bewahren. Dies ist eine Mythe, die sich an Zartheit und Anmuth mit den schönsten des alten Hellenenthums messen kann. In der Dichtkunst quillt der Brunnen ewiger Jugend, und selbst die Götter müssen sich täglich ihrer bedienen, um ihre Kraft und ihre Schönheit gegen die Angriffe der stets nagenden Zeit zu schützen. Würden sie ihnen genommen, die Aepfel der Lebenserneuerung, so müßten sie vergehen.

Gleichfalls ein wichtiger Gott unter den Asen war Heimdall. Er war, in seinem Schlosse Himinbiorg wohnend, der Wächter des Regenbogens. Der Regenbogen aber erschien dem Nordländer als eine Brücke, die von der Erde zum Himmel hinaufführte. Das Roth daran war brennendes Feuer, wodurch die Riesen verhindert wurden, in den Himmel zu steigen. Diese Brücke hieß Bifröst. Heimdall ward der weiße Gott genannt und hatte goldne Zähne. Er schlief weniger als ein Vogel, hatte ein so scharfes Gesicht, daß er bei Nacht wie bei Tage hundert Meilen weit sah, und besaß ein so feines Gehör, daß er das Gras auf den Wiesen und die Wolle auf den Schafen wachsen hörte. In der Urzeit, wo lediglich die Naturmächte verehrt wurden, mag die Vorstellung Heimdalls aus dem Anblicke der Mitsommersonne entstanden sein. Deshalb wohnt er auf dem Gipfel des Himmelsbergs, deshalb heißt er der weiße Gott, deshalb auch sieht er am Tage wie in der Nacht und schläft weniger als ein Vogel; denn bekannt ist, daß die Sonne im Mitsommer oben im Norden fast gar nicht untergeht. Allein das Natürliche

ist auch hier blos Unterlage des Persönlichen. Heimdall ist ein scharfblickender treuer Wächter am Eingange der Götterwelt. Sein Horn liegt nach den Worten der Edda unter dem heiligen Baume verborgen, der mit dem Aether vertraut ist, und wenn die Welt vergehen soll, so stößt er hinein, daß es über alle neun Welten gehört wird.

Die reinste und edelste Gestalt im gesammten Asenkreise war Baldur, ebenfalls ein Sohn Odins. Er war der mildeste, weiseste und schönste unter allen Göttern, der Ausdruck der sonnenklarsten Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Sein Aeußeres war strahlend und hell, und die Dichter verglichen die weißeste aller Blumen mit seinen Augenbrauen. Ursprünglich wohl ein Lichtgott, war er später das Symbol unbefleckter Seelenschönheit und Unschuld. Seine Wohnung hieß Breidablick, da wurde nichts Unreines geduldet. Er in seiner Makellosigkeit war der einzige unter den Göttern, welcher an die Weise des verborgenen Gottes erinnerte, er bildete darum gleichsam das Verbindungsglied zwischen diesem und den mehr oder minder mit Schwachheit und Ungerechtigkeit befleckten Asen. Als er durch einen jähen Tod aus ihrem Kreise gerissen wird, ist auch das Band zwischen dem ewigen Gotte und den Zeitgöttern zerrissen, und rascher als vorher nähert sich für letztere der Untergang. Die Gattin Baldurs hieß Nanna, sie starb vor Gram über sein Abscheiden. Sein Sohn war Forsete, der als der beste aller Richter in dem auf Goldsäulen ruhenden Saale Glitner thronte und bis in späte Zeiten auf der Insel Helgoland verehrt wurde. In engem Zusammenhange mit Baldurs Schicksal steht ein anderer Sohn Odins, Hödur, der Gott der Nacht und des unvermeidlichen, nicht vorauszusehenden Verhängnisses. Er war blind, aber sehr stark, und weil sein Auge verfinstert war, so wußte er selbst nicht, was seine Hand that. Er spielt nur ein Mal eine Rolle in dem Leben der Götter Asgards, aber, wie wir später sehen werden, die verhängnißvollste. Die Götter möchten wünschen, heißt es in der Edda, daß sie nie von ihm gewußt hätten; denn nur zu lange werden sich Götter sowohl wie Menschen seiner That erinnern.

Sonst sind von den Asen noch zu nennen: Saga, die Göttin

der Geschichte, Eira, die der Heilkunst vorstand, und Gefion, die nordische Diana. Saga wohnte am Sökvabek, d. h. am Bache der Senkung, von kühlen Wassern umrauscht. Wie die Zeit kann auch das, was sie erfüllt, die Geschichte mit einem thalabwärts fließenden Strome verglichen werden. Sie wird täglich von Odin besucht, der mit ihr aus goldnen Bechern trinkt und dadurch daß er durch Aufnahme des Vergangenen in sich den Geist stärkt, sich zur Erkenntniß des Zukünftigen fähig macht. Gefion war eine strenge, jungfräuliche Göttin. Alle unvermählt sterbenden Frauen kamen zu ihr. Wie nach dem Glauben der Alten überhaupt Jungfrauen oft die Gabe der Weissagung besaßen, so kannte auch Gefion die Zukunft fast so gut wie Odin, der Göttervater. Sonst tritt sie in der Entwickelung des großen göttlichen Dramas, dessen Personen wir in diesem Kapitel schildern, fast gar nicht hervor. Indeß wird folgende Sage von ihr erzählt, die wir als nicht in jenes Drama gehörig gleich hier mittheilen können. Einst kam Gefion zum schwedischen Könige Gylfi und verlangte von ihm die Abtretung eines Stückes Land. Er bewilligte ihr eine Strecke so groß, als sie mit vier Ochsen in vierundzwanzig Stunden umpflügen könne. Sie ging ans Werk, pflügte ein mächtiges Stück Land um und ließ es dann von ihren Stieren, die eigentlich die Kinder eines Riesen waren, ins Meer hinausziehen, wo es die Insel Seeland bildete, während in dem Loche, wo das Land früher gewesen, der Mälarsee entstand.

Die kleinere Göttergruppe der Vanen bestand aus Niord mit seinen beiden Kindern Freir und Freia. Dieselben genossen derselben Verehrung wie die Asen, ja sie wurden sogar als den Menschen näherstehend, als hülfreicher und milder gesinnt betrachtet und deshalb häufiger angerufen wie jene. Niord war ursprünglich wohl ein Gott des Meeres und des Windes. Er ist aber auch der Vorläufer von Ueberfluß und Reichthum. „Er herrscht", läßt die Edda Odin sagen, „über Tempel und Altäre und ward doch nicht von Asen geboren." Daß der Gott des Windes auch den Opferduft zu den Göttern trug, ist eine Vorstellung, die zu der kindlichen Anschauungsweise des Alterthums sehr wohl paßt. Niords Wohnung war Noatun am Gestade

der See, seine Gattin Skade aber weilte zu Thrymheim, getrennt von ihm, da sie als Tochter eines Riesen die Berge liebte. Freir war der eigentliche Gott der Fruchtbarkeit und der Erntezeit. „Er wird von Niemandem gehaßt", heißt es in der Edda, „denn keinem Mädchen und keiner Frau hat er je Thränen entlockt, und Jeden befreit er aus Fesseln." Und anderswo wird er als der herrlichste der Götter, als Herrscher über Regen und Sonnenschein gelobt und gesagt, daß man zu ihm um Frieden und ein gedeihliches Jahr bitten müsse. Seine Wohnung war Alfheim, die Heimath der weißen, den Menschen freundlich gesinnten Elfen. Sein Schiff Skibladner war das beste, welches auf dem Wasser ging. Er ritt auf einem Eber mit goldnen Borsten, bei dem man an die reifen Aehren denken kann, in der Erntezeit durchs Land, um die Saaten zu segnen. Seine Gattin war Gerda, aus dem Geschlechte der Riesen, für deren Besitz er sein gutes Schwert verschenkte, ein Leichtsinn, der ihn waffenlos für die Zeit des großen Götterkampfes machte. Freia, seine Schwester, war die Göttin der Liebe. Wie der Wagen der griechischen Liebesgöttin von Tauben gezogen wurde, so ward Freia's Wagen von Katzen gezogen. Sie besitzt das prachtvolle Halsband Brysing, ein Geschenk kunstreicher Zwerge. Sie trägt auch ein Federkleid, womit sie in der Luft schwebt. Auch der Zauberei war sie kundig. Sie war mit Odur vermählt, aber ihr Gatte verließ sie bald, um weit hinweg zu ziehen. Sie weint nun über seine Abwesenheit, und ihre Thränen sind gleich dem Golde. Sie durchwanderte viele Länder, um Odur zu suchen, ohne ihn zu finden, und so hat auch sie den Schmerz der Liebe empfunden. Ihre Wohnung heißt Folkvangr, d. i. das volkerfüllte Land, und dort nimmt sie die verstorbenen Ehefrauen auf, während die Sage von ihrer Stammverwandten, der Frau Holle in Deutschland behauptet, daß sie das Völkchen der in frühester Jugend verstorbenen Kinder zu sich nehme.

Andere Gottheiten waren: Aegir, ein alter Meergott, und seine Gattin Ran, beide dem Riesengeschlechte angehörig, aber trotzdem den Asen befreundet. Ferner Hermode, der Bote Odins, und Skirner, der denselben Dienst bei Freir versah. Endlich verschiedene niedere Göttinnen, die wie Löfn, Siöfn und Vör für

Liebende sorgten, oder wie Hlyn, Fülla und Gna Dienerinnen der Frigga waren. Alle diese werden jedoch in den alten Berichten nur ganz beiläufig erwähnt und spielen keine erwähnenswerthe Rolle.

V.

Die Riesen und die Zwerge.

Als stete Widersacher der Asen, welche die Welt aus dem Chaos gehoben hatten und vor dem Zurücksinken in dasselbe bewahrten, galten die Riesen, die ungeschlachten, unbändigen Kinder dieses Chaos, welche fortwährend die von den Göttern geschaffne Ordnung zu brechen bestrebt waren. Ungefähr so wie die Griechen zur Zeit Homers stellten auch die alten Nordländer sich die Erde als eine vom Weltmeere umfluthete runde Scheibe vor. In dem Meere, welches die Grenze des Landes bildete, lag eine ungeheure Schlange, die sich um die ganze Erde herumwand. Auf der andern Seite des Weltmeeres war die Heimath der Riesen, Jöthunheim oder Utgard genannt. Hier hausten sie in felsigen Thälern, tiefen Höhlen und hohen Burgen, und von hier unternahmen sie bisweilen Streifzüge gegen die verhaßten Götter. Die Riesen waren zum Theil sehr weise, da sie namentlich die Geheimnisse der Finsterniß und der Zukunft kannten und überdies von älterem Geschlechte als die Asen waren. Indeß ließen sie sich häufig von den Letzteren überlisten. Manche waren sogar äußerst einfältig, und von böser tückischer Natur waren sie fast Alle. Ihre Größe war so ungeheuer wie die Felsen, in denen sie wohnten. Dabei waren sie gewöhnlich häßlich und mißgestaltet, wie denn eine Riesenfrau nicht weniger als neunhundert Köpfe hatte. Sie trugen Schwänze und Klauen. Mehrere hatten Köpfe von Eisen oder von Stein, einer sogar ein steinernes Herz. Wie sie die Götter bekämpften, so waren sie auch Feinde der Menschen, deren Königen sie oft ihre Töchter entführten. Sie ritten durch die Nacht, stritten mit Eisenkeulen und suchten auf dem Meere die Schiffe in den Abgrund zu ziehen.

Es wird von ihnen auch berichtet, daß sie Gelüste nach Leichen trugen. Indeß waren nicht alle so böse, auch nicht so häßlich, ja von einigen wird sogar gerühmt, daß sie sehr schön gewesen seien. Dies war z. B. mit Gerda, der Frau Freirs, und mit Niords Gemahlin Skade der Fall; auch in der Wohnung Hymers befand sich eine schöne Riesin.

Da die Riesen in den Gebirgen wohnten und die Schätze in deren Tiefen kannten, so waren sie sehr reich. So trugen die Hunde des einen von ihnen goldne Halsbänder, seine Kühe hatten goldne Hörner, und er rühmte von sich, daß es ihm nimmer an Geschmeide und Schätzen mangele. Die Riesen sind ferner als Kinder der Nacht lichtscheu. So waren sie nur des Nachts wach, beim Aufgange der Sonne aber gingen sie schlafen, und die, welche sich von den Sonnenstrahlen überraschen ließen, wurden in Felsen verwandelt. Es gab übrigens mehrere Gattungen Riesen. Das bisher Gesagte galt zunächst nur von der einen Art, den Jätten. Die zweite furchtbarere Gattung waren die Frostriesen oder Rimthursen, welche die Winterkälte herbeibrachten und auf diese Weise nicht bloß den Einzelnen, sondern die Gesammtheit der Lebenden angriffen. Noch furchtbarer aber sind die dämonischen Feuerriesen, welche einst die ganze Welt anzünden und verbrennen werden.

Alle Riesen stammen von dem alten Ymer ab, den die Götter erschlugen, um aus seinem Leichnam die Welt zu bilden. Alles Chaotische deshalb, alles Ungezähmte, Ungestaltete und Unwiderstehliche, alles Finstere und Plumpe wurde unter dem Namen von Riesen zusammengefaßt. So war der Vater des Winters ein Riese, so gehörten die Nacht und selbst der Tod dem Riesengeschlechte an, so wurden die wilden Gebirge als todte Riesen betrachtet, und so kam der Sturmwind von einem Riesen her, der in Gestalt eines ungeheuren Adlers am Ende des Himmels saß und mit den Fittichen wehte.

Der König der Riesen war Utgardaloke. Derselbe war sehr erfahren in allerlei Zauberkünsten, durch welche er sein Land wider die Angriffe der mächtigeren Asen beschützte, die nur da Gewalt und Klugheit hatten, wohin die Sonne leuchtete. Ein anderer berühmter Herrscher in Utgard oder Jöthunheim

war Geirrud; als andere Fürsten daselbst werden Thrym und Thiasse aufgeführt. Sehr interessant ist die Erzählung des Geschichtsschreibers Saxo von der Reise, welche der König Gorm kurz vor Einführung des Christenthums im Nordlande mit seinem Gefährten Thorkild Adelfar nach Utgard unternahm. Sie schifften über ein wildes Meer und setzten über mächtige Ströme, bis sie nach einem Lande gelangten, wo es ganz finster war und weder Sonne noch Gestirne schienen. Die Gegend war öde und wüst und voller Felsen. Ehe sie dieselbe aber noch erreichten, mußten sie drei Menschen opfern, um die Dämonen zu begütigen, deren Rinder von ihren Gefährten geraubt worden waren. Sie sahen einen Fluß, über den eine goldne Brücke führte, auf der jedoch kein Mensch zu gehen vermochte. Indeß gelangten sie auf andere Weise über das Wasser, und nun erblickten sie die Stadt Geirruds, die einer düstern regenschwangern Wolke glich. Wüthende Hunde bewachten den Ort. Hinter zertrümmerten Felsen trafen sie einen alten Mann, der auf einem hohen Stuhle in einer Höhle saß, und dessen Körper durchbohrt war. An seiner Seite saßen tief gebückt drei Riesenweiber, denen das Rückgrath gebrochen war. Dieß war, wie später mitgetheilt werden soll, von Thors Blitzen bewirkt worden. Nachdem die Reisenden von den Zaukerkünsten der Riesen viel gelitten hatten, kehrten sie endlich nach ihrer Heimath zurück. Thorkild Adelfar aber machte sich bald nachher abermals auf den Weg zum Riesenlande, und dießmal gelang es ihm, zu Utgardaloke selbst den Weg zu finden. Dieser lag in einer dunkeln Höhle jenseits eines unterirdischen Sees. An Händen und Füßen war er gefesselt, seine Haare, lang und steif, glichen an Größe und Stärke Speerstangen von Weißdorn. Mit Erlaubniß des Riesen nahm Thorkild eines dieser Haare mit, um den Beweis zu führen, daß er Utgardaloke selbst geschaut. Aber es hatte einen so üblen Geruch, daß es das Leben des Reisenden in Gefahr brachte. Endlich kam er in einem elenden Zustande in die Heimath zurück, worauf er dem Heidenthume absagte und sich durch die Taufe ins Christenthum aufnehmen ließ.

Mit Utgardaloke verwandt, ja ursprünglich wahrscheinlich ein und derselbe mit ihm ist eine Persönlichkeit, die in der Ge-

schichte der Asen eine große Rolle spielt, nämlich Asaloke, auch schlechthin Loke oder Loki genannt. Er stammte durch seine Mutter Laufei sowohl als durch seinen Vater Forböti von den Riesen ab. Aber schon in uralter Zeit hatte er sich mit Odin befreundet, und zwar in der feierlichsten Weise dadurch, daß er durch Vermischung seines Blutes mit dem des Vaters der Götter in einem Becher die heilige Blutbrüderschaft mit diesem geschlossen hatte, wodurch der Eine verpflichtet wurde, den Tod des Andern zu rächen und nie einen Trunk zu nehmen, der nicht auch jenem geboten würde. So hatte er denn von Anfang an Zutritt in die Gesellschaft der Götter, die er, von wankelmüthigem Charakter und stets zwischen der Partei der Riesen und der Asen schwankend wie er war, bald betrog und in Verlegenheit brachte, bald unterstützte und durch seine Schlauheit aus Gefahren herausführte. Schön und hell von Antlitz, war er im Innern voll Tücke und Lüge, voll Falschheit und Verleumdung. Voll von Erfindungen wußte er in jeder Noth Rath, und von außerordentlicher Behendigkeit schrak er vor nichts zurück, was seine Launen ihm eingaben. So übte er den übelsten Einfluß auf den ganzen Götterkreis von Asgard. Von ihm gingen die listigen Anschläge aus, durch welche die Reinheit derselben befleckt und ihre Hoheit herabgezogen wurde. Scheinbar ihnen dienstwillig und behülflich, suchte er sie lediglich zu Treulosigkeit und Grausamkeit zu verleiten. So war er, gleichwie Baldur der Vermittler zwischen dem ewigen, verborgenen Gotte und den Zeitgöttern in Asgard war, der Vermittler zwischen diesen letztern und den Mächten des Bösen und der Finsterniß, die durch ihn mehr und mehr im Sinne der Asen Platz griffen. Er that dieß aber lediglich aus Gefallen am Bösen, nicht um den Riesen Vorschub zu leisten; denn mehr als einmal wendete er sich mit aller seiner Schlauheit und Truglist gegen diese und half den Göttern bei ihrer Vernichtung. Seine größte Uebelthat war, daß er den Tod Baldurs veranlaßte, und dafür ward ihm endlich auch die längst verdiente Strafe. Nicht weniger aber schadete er der gesammten Welt dadurch, daß er der Vater der drei grauenvollsten Ungeheuer der ganzen nordischen Mythologie wurde. Diese Ungeheuer waren der Drache Jormungard, gewöhnlich die Mitgards-

schlange genannt, der Fenriswolf und Hel, die Todesgöttin. Ihre Mutter war Angurbodi, d. i. Angst- und Trauerbote, eine alte Riesin, durch die Loke, der anfangs mehr die Rolle eines bloßen Spötters und Neckers der Götter spielte, völlig in einen boshaften, neidischen und gehässigen Dämon verwandelt wurde.

Als die Götter erfuhren, daß diese gefährliche Brut in der Riesenwelt geboren worden sei und auferzogen werde, und durch die Gabe der Weissagung inne wurden, daß die drei Geschwister ihnen großen Schaden thun würden, ließ Odin dieselben zu sich holen, um sie unschädlich zu machen. Die Schlange nahm er und warf sie in das tiefe Meer, aber hier wuchs sie so gewaltig, daß sie, mitten in der See liegend, bald einen Ring um die ganze Erde bildete. Der Wolf Fenris wurde von den Göttern selbst in Asgard erzogen, aber Tyr war der Einzige, welcher es wagte, dem stets wachsenden Ungethüm sein Futter zu bringen. Da die Götter wußten, daß sie ihn zu fürchten hatten, so versuchten sie es zweimal, ihn zu binden, allein er zerriß die stärksten Fesseln. Da ließen die Asen endlich durch Skirner, den Diener Freirs, bei den Schwarzelfen ein Band verfertigen, welches Gleipner hieß und scheinbar schwach, aber seiner zauberhaften Natur nach unzerreißbar war. Es wurde aus seltsamen Dingen, die zum Theil Unmöglichkeiten waren, nämlich aus dem Speichel der Vögel, aus dem Geräusche der Katzentritte, aus den Wurzeln der Gebirge, dem Athem der Fische, dem Barte der Weiber und den Sehnen der Bären gemacht und glich einem Seidenbande an Aussehen und Weichheit. Wie bei den ersten Bändern zeigten die Götter dem Wolfe das Band und fragten, ob er es zerreißen könnte. Aber während Fenris sich jene ohne Bedenken hatte anlegen lassen, weigerte er sich bei diesem der Probe, da er eine List vermuthete. Nur wenn einer der Asen ihm als Pfand die Hand in den Rachen stecken wolle, werde er sich das Band anlegen lassen, sagte er. Tyr erbot sich dazu, und der Wolf ließ sich nun die Fessel anthun. Als er sie aber gleich den vorhergehenden zu zerreißen suchte, zog sie sich immer fester um seinen Hals zusammen. Da lachten alle Götter, nur Tyr nicht; denn er verlor seine rechte Hand. Als die Asen fanden, daß der Wolf sich der Fessel

nicht zu entledigen vermochte, zogen sie das Ende derselben durch den Felsen Giöl, den sie tief in die Erde versenkten und vermittelst eines andern Felsen Namens Twite noch tiefer hinabtrieben. Als Fenris aber, um sie zu beißen, den Rachen aufsperrte, stießen sie ihm ein Schwert durch das Maul, so daß das Heft im obern, die Spitze der Klinge im untern Kiefer stand. Er heult nun furchtbar und der Geifer entströmt seinem Rachen wie ein Fluß. So wird er liegen bleiben, bis der Tag der Götterdämmerung und des großen Kampfes zwischen den Asen und den Riesen anbricht.

Das dritte Ungeheuer war Hel. Sie war halb schwarzblau wie die Verwesung und halb menschenfarben. Odin warf sie hinab in den Abgrund von Niflheim, wo sie in neun Reichen über die Schatten derer herrschen sollte, welche an Siechthum oder Altersschwäche starben. Hier hauste sie in hohen geräumigen Sälen, die mit einem ungeheuren Zaune umgeben waren, und aus denen sie Niemand entließ, der einmal zu ihr hatte herabsteigen müssen. Ihr Gemach hieß Eiskälte, ihre Schüssel Hunger, ihr Messer Mangel, Auszehrung ihr Bett, nagender Gram ihre Bettvorhänge, fallender Trug ihre Thürschwelle, Träge ihr Knecht, Faulheit ihre Magd.

Eine eigene Art von Wesen sind die Zwerge oder Schwarzelfen, die man sich im Innern der Erde, namentlich der Gebirge wohnend und gleich den Riesen über die Schätze der Tiefe herrschend dachte. Sie sind wohl als Personificationen der heimlich wirkenden Naturmächte zu betrachten. Nach einer dunkeln Andeutung in der Edda sind sie aus dem Blute des Meeres und aus blauem Gebeine erschaffen. Anderswo heißt es, sie sehen den Menschen ähnlich und sind aus Erde gebildet. Nach einer dritten Angabe endlich entstanden sie zuerst in der Form von Maden im Fleische des erschlagenen Erdriesen Ymer. Ihre Namen deuten alle darauf hin, daß sie den Naturerscheinungen vorstehen. Wie die Riesen liebten sie die Finsterniß, und gleich diesen wurden sie zu Stein, wenn sie sich von der Sonne überraschen ließen. Wie aber die Riesen sich durch ihre Größe auszeichneten, so die Zwerge durch ihre Kleinheit, und wie jene gewöhnlich plump auftraten, so diese mit Klugheit und Gewandt-

heit. Ganz besonders aber wird ihre Kunstfertigkeit gerühmt. Sie waren namentlich treffliche Metallarbeiter und machten die herrlichsten Kleinodien und Waffen, die sie bisweilen den Asen schenkten. So stammte das goldene Haar Sifs, der Gemahlin Thors, so das kostbare Halsband Freias, so der goldne Eber Freirs und das zauberhafte Band, womit Fenris gefesselt wurde, aus ihren Werkstätten. Auch die Menschen gelangten mitunter in den Besitz solcher Arbeiten, aber häufig knüpften sich dann Unglücksfälle für den Besitzer daran. Ein Beispiel ist das Schwert Tyrfing, welches jedes Mal, wenn es gezogen wurde, Menschenblut vergießen mußte, und ebenso führte der den Zwergen geraubte Hort der Nibelungen den Untergang der letzteren herbei. Nach einem sehr poetischen Volksglauben rührte das Echo von den Zwergen her, weshalb es in den alten Dichtungen die Sprache der Zwerge genannt wird.

Von den Schwarzelfen sind die weißen wohl zu unterscheiden, welche in Alfheim, wo auch Freir seine Burg hat, wohnen und so licht wie die Sonne sind. Im Allgemeinen aber gilt von diesen Wesen, mit denen andere Naturgenien, z. B. die der Wälder und Flüsse, verwandt sind, daß der Glaube an sie in gleicher Stärke über Skandinavien wie über Deutschlands Gauen verbreitet war, und so thun schon die Märchen von ihnen, deren wir später einige mittheilen werden, zur Genüge kund, daß die Mythologie der nördlichen wie der südlichen Germanen auf gleichem Grunde beruhte.

VI.

Die Abenteuer der Götter in der ältesten Zeit.

Nachdem wir im Vorhergehenden die beiden großen Kreise betrachtet haben, deren Kampf das gewaltige Drama bildet, aus dem die nordische Mythologie besteht, kommen wir auf die Thaten und Abenteuer der Götter selbst, in denen jenes Drama sich entwickelte. Nach Erschaffung der neun Welten aus dem

Leichname des todten Ymer herrschte eine Zeit lang tiefer Friede zwischen Göttern und Riesen und die ersteren waren lediglich bestrebt, sich auf der neuen Welt heimisch zu machen. Dieselben begegneten einander auf der Ebene Idas (wobei wir an das Eden der Bibel erinnert werden), bauten Tempel und Altäre, schmiedeten Metalle und bildeten künstliches Geräthe. Auch spielten sie — was entschieden an die paradiesische Kindheit des Menschengeschlechts erinnert — im Grase und waren froh, und es mangelte ihnen nicht an Golde. Es war ihre goldene, schuldlose Zeit, wo sie noch im Einklange mit dem verborgenen Gotte standen, der über ihnen war. Sie waren noch nicht dem Wechsel des Schicksals unterworfen.

Dieß aber trat ein, als die abgebrochene Verbindung mit den Riesen wiederhergestellt wurde, was zunächst durch das Erscheinen von drei Jungfrauen aus dem Riesenlande bewirkt wurde. Jetzt konnten die Götter sich nicht mehr mit solchen Kleinigkeiten als Bearbeitung der Metalle und nicht mehr mit heitern Spielen abgeben. Sie hatten auf ihre Vertheidigung gegen die Welt des Bösen zu denken, und so schufen sie, um jene Fortsetzung des Schöpfungswerks im Kleinen zu betreiben, die Zwerge, und um Helfer und Vertheidiger gegen die Riesen zu haben, die Menschen. Die ersten Menschen waren ursprünglich baumartig, wenigstens deuten ihre Namen Esche und Ulme darauf hin. Sie hatten, sagt die Edda, nicht Geist, nicht Athem, und weder Blut, noch Bewegung, noch schöne Farbe. Da erbarmten sich die Götter ihrer und verliehen ihnen, was ihnen fehlte.

Sehr bald nachher aber fand sich schon die Verführung zur Sünde bei den Asen ein. Eine Zauberin, Gulveig, d. h. Goldgier, erschien bei ihnen und störte ihre Eintracht durch böse Rathschläge und Weissagungen, und obwohl sie dreimal von den Göttern mit Speeren durchbohrt und in Odins Saale verbrannt wurde, lebte sie doch wieder auf. Sie stammte von den Riesen, und so war durch diese Gewaltthat der Friede zwischen diesen und den Göttern völlig aufgehoben und der Krieg begann, bei welchem beide Theile sich durch allerlei Trug und Arglist um die Besitzthümer zu bringen suchten, in denen ihre vorzüglichste Stärke bestand.

Eine der ersten dieser Unternehmungen scheint die gewesen zu sein, durch welche die Riesen sich der Aepfel Idunas bemächtigten, die den Göttern zur Erhaltung ihrer Jugend nöthig waren. Der Hergang hierbei wird in folgender Gestalt erzählt. Im Anfang der Zeiten, vor dem Zusammentreffen der Asen mit den Vanen, wanderten Odin und Häner in Gemeinschaft mit Loke über Land. Sie zogen über Felsen und Wüsten, bis sie hungrig wurden. Da sahen sie eine Heerde Rinder, ergriffen ein Stück davon, schlachteten es und begannen es zu kochen. Als sie das Fleisch gahr glaubten, nahmen sie es vom Feuer, aber siehe da, es war noch völlig roh und blieb auch so, als sie einen neuen Versuch anstellten. Sie forschten nach der Ursache dieses Mißlingens. Da hörten sie, wie Jemand über ihnen sagte, er trage die Schuld, daß ihr Essen nicht fertig werde, und jetzt erblickten sie auf einem Baume über ihren Häuptern einen riesenhaften Adler. Wenn Ihr mit mir das Fleisch theilen wollt, fügte der Vogel hinzu, so soll es bald kochen. Die Götter gingen auf diesen Vorschlag ein, und nun flog der Adler herab und fing an das Fleisch zu verzehren. Das verdroß Loke und er ergriff eine große Stange und schlug auf den gefräßigen Vogel los. Aber die Stange blieb an den Händen Lokes und an dem Körper des Adlers hängen, der letztere schwang sich in die Luft auf, und Loke wurde von ihm über Berge und Wälder mit fortgeschleppt. Dieser Fahrt endlich müde, flehte er seinen Entführer an, seiner zu schonen. Dieser jedoch, der eigentlich ein Riese, Namens Thiasse, war, erwiderte, er werde ihn nie loslassen, wofern er nicht schwöre, ihm die Aepfel Idunas aus dem Götterlande zu verschaffen. Loke versprach dieß, und nach Asgard zurückgekehrt, überredete er die Göttin zu einem Gange hinaus ins Freie vor der Götterburg. Dort stieß der Riese in Adlersgestalt auf sie herab und entführte sie nach seiner Wohnung. Da fingen die Götter, denen die verjüngenden Aepfel fehlten, an hinzuwelken und alt und grau zu werden. Sie erkundigten sich nach Iduna und erfuhren, daß sie zuletzt mit Loke gesehen worden sei. Mit dem Tode bedroht, gestand Loke, was geschehen sei. Die Götter drangen nun in ihn, die Göttin zurückzuholen, und er versprach, Iduna aufzusuchen, wenn ihm Freia

ihr Federkleid leihen wolle. Er erhielt das Kleid und flog in einen Falken verwandelt nach dem Riesenlande, wo es ihm wirklich gelang, in Abwesenheit Thiasses, der eine Fahrt ins Meer hinaus unternommen, Iduna zurückzuführen. Als jedoch der Riese heimkehrte und seine Beute vermißte, nahm er sofort Adlersgestalt an und flog dem Falken nach. Sobald nun die Asen des Riesenadlers ansichtig wurden, machten sie neben der Mauer Asgards ein großes Feuer an, welches jenem, als er sich nach der Burg herabsenkte, die Flügel versengte, so daß er nicht weiter fliegen konnte, worauf er von den Asen getödtet wurde. Als dieß Skade, die Tochter des Riesen, erfuhr, machte sie sich, mit Helm und Harnisch gewaffnet, nach Asgard auf, um den Tod ihres Vaters zu rächen. Die Götter indeß verglichen sich mit ihr, indem sie ihr gestatteten, sich aus ihrer Mitte einen Mann zu wählen, wobei ihr jedoch die Augen verbunden wurden, so daß sie von denen, die sich ihr zur Wahl stellten, nur die Füße zu sehen vermochte. So geschah es, daß sie, die Baldur, den schönsten der Götter, zu erhaschen gedachte, Niord, den Gott des Windes ergriff, der nun auch mit ihr vermählt wurde. Skade erhielt aber auch noch eine andere Genugthuung. Odin warf die Augen ihres Vaters an den Himmel hinauf, wo sie zwei Sterne bildeten, und so wurde die Tochter vollständig zufriedengestellt.

War dieser Raubzug eines Riesen nach Asgard mißlungen, so wurde dagegen ein anderer, der von dem Kreise der Götter gegen die Riesen unternommen wurde, mit Erfolg gekrönt. Wir meinen den Zug Odins, durch welchen er sich des im Riesenlande verwahrten Quells der Poesie bemächtigte. Die Mythe von dieser That ist folgende:

In alter Zeit lebte ein Mann mit Namen Quaser, der so weise war, daß er auf jede Frage Antwort geben konnte. Er durchwanderte viele Länder, um den Menschen Unterricht zu ertheilen. Endlich aber wurde er von zwei Zwergen, Namens Fialar und Galar, ermordet, die ihm das Blut abzapften und es, mit Honig vermischt, auf drei Fässer füllten, woraus ein so köstlicher Trank entstand, daß jeder, der davon genoß, mit hoher Dichtergabe und erhabener Weisheit erfüllt wurde. Der Preis

der Mordthat blieb jedoch nicht lange in den Händen der Uebelthäter. Sie brachten bald nachher einen Riesen um, und dessen Sohn Suttung führte sie gefangen auf eine Insel im Meere und bedrohte sie mit dem Tode, wenn sie ihm nicht als Sühne für den Tod seines Vaters den köstlichen Meth auslieferten. Sie händigten ihm die Fässer ein, und er ließ sie los. Den Dichtermeth aber nahm er mit sich und verbarg ihn daheim in einer Höhle unter der Erde, wo ihn seine Tochter Gunlöde bewachen mußte. Odin, der davon erfahren, beschloß, sich des herrlichen Getränkes zu bemächtigen. Er machte sich nach dem Riesenlande auf und gelangte bald auf eine Wiese, wo neun Männer Gras mähten. Er fragte sie, ob er ihre Sensen wetzen solle, und als sie dieß bejahten, zog er aus seinem Gürtel einen Wetzstein, womit er die Klingen so trefflich schärfte, daß jene ihn, als sie dieß inne wurden, baten, ihnen den Stein zu verkaufen. Er aber warf denselben in die Luft, und alle Neun suchten ihn aufzufangen. Daraus entstand ein Streit, der endlich dahin führte, daß die Mähder sich einander angriffen und tödteten.

Bald darauf kam Odin zum Hause des Riesen Bauge, eines Bruders jenes Suttung. Derselbe war der Gebieter jener neun Schnitter, die durch Odins Arglist umgekommen waren. Bauge sagte ihm, daß der Tod seiner Knechte ihn in große Verlegenheit gebracht habe, da er nun keine Arbeiter habe, seine Wiese zu mähen. Odin erwiderte, daß er die Arbeit der Getödteten übernehmen wolle, wofern Bauge nach Beendigung derselben dafür sorgen wolle, daß ihm ein Trunk von Suttungs Meth zu Theil würde. Bauge entgegnete, dieß stünde nicht in seiner Macht, da sein Bruder alles für sich behatlen wolle, indeß wollte er Bölverk, wie Odin sich ihm gegenüber genannt hatte, behülflich sein, eines Trunkes habhaft zu werden. Im Laufe des Sommers besorgte nun Odin das Werk der neun Knechte. Als aber der Winter kam, forderte er den versprochenen Lohn. Bauge sprach über die Angelegenheit mit seinem Bruder; dieser jedoch wollte nichts davon wissen. Odin oder Bölverk schlug deshalb den Weg der List vor. Er zog einen Bohrer heraus und hieß Bauge damit an der Stelle, wo die Fässer mit dem Methe unter der Erde lagen, durch den Felsen bohren. Bauge ging an die

Arbeit, aber mit Widerwillen, und bald erklärte er, daß die Oeffnung vollendet sei. Bölverk jedoch blies in die Oeffnung, und da die Spähne nach Außen flogen, entdeckte er, daß jener ihn belogen hatte. Nun mußte Bauge weiter arbeiten, bis die Spähne bei einer zweiten Untersuchung nach innen flogen und der Eingang in die Höhle wirklich fertig war, worauf Bölverk sich in einen Wurm verwandelte und hineinkroch. Der heimtückische Riese suchte ihn zu tödten, indem er mit dem Bohrer nach ihm stach, vermochte ihn aber nicht mehr zu erreichen.

Drei Nächte blieb Odin in der Höhle bei der Riesentochter, und sie erlaubte ihm drei Züge von ihres Vaters Meth. Mit diesen drei Zügen jedoch leerte der Gott alle drei Fässer rein aus. Dann entfernte er sich durch die Oeffnung, nahm draußen Adlersgestalt an und flog eilig davon. Suttung, der ihn fliegen sah, verfolgte ihn vergeblich, und glücklich brachte Odin den Schatz der Dichtung und der Weisheit aus dem Riesenlande nach Asgard.

Wie die Riesen den Göttern Iduna zu entführen bestrebt waren, so versuchten sie auch wiederholentlich, sich der Göttin der Liebe zu bemächtigen. So geschah es in der frühesten Zeit, als die Götter eben Walhalla erbaut hatten, daß ein Riese zu ihnen kam, der sich anheischig machte, ihnen in drei Jahren eine Burg zu erbauen, welche die Riesen nicht erobern könnten. Doch müsse man ihm nach Vollendung des Werkes als Lohn die Sonne, den Mond und die Göttin Freia geben. Die Asen, welche nicht glauben konnten, daß der Baumeister Wort zu halten im Stande sei, ließen sich durch Loke überreden, auf seinen Vorschlag einzugehen, wenn er den Bau in einem Winter vollende. Der Baumeister erklärte, damit zufrieden sein zu wollen, wofern man ihm gestatte, sich von seinem guten Pferde Svadilfare helfen zu lassen. Dieß wurde ihm zugestanden, und er förderte nun das Werk so rasch, daß die Burg drei Tage vor Sommers Anfang bis auf das Thor fertig und so fest war, daß sie allen Angriffen widerstand. Da wurde es den Asen bange ums Herz, und sie fragten, woher der böse Anschlag gekommen sei, der ihnen die beiden großen Himmelslichter und die Göttin der Liebe kosten konnte. Es stellte sich heraus, daß Loke der Anstifter und Rath-

geber gewesen war, und er wurde mit dem grausamsten Tode bedroht, wenn er nicht den Baumeister an der Vollendung des Werkes bis zum festgesetzten Termine aufzuhalten im Stande sei. Er versprach zu thun, was er könne, und als an dem Abende der Baumeister mit seinem Pferde kam, um Steine zu holen, sprang ihnen Loke aus dem Walde in Gestalt einer Stute entgegen. Aufgeregt vom Wiehern derselben ward Svadilfare wüthend, zerriß die Zügel und eilte der Stute nach, die in den Wald zurückflüchtete. Der Baumeister lief den Pferden nach, um das seinige einzufangen, alle drei irrten die ganze Nacht im Walde umher, und die Arbeit wurde versäumt. Ganz ebenso ging es den folgenden Tag, und der Baumeister sah ein, daß es ihm unmöglich sein werde, seinen Vertrag zu halten und die Burg vor Sommersanfang zu vollenden. Da gerieth er in die grimmigste Wuth, und es zeigte sich jetzt, daß er zu den Riesen gehörte. Die Götter aber riefen Thor herbei, und dieser erschlug den Riesen mit seinem Hammer und sandte ihn nach Niflheim hinab.

Wie Thor zu jenem trefflichen Hammer kam, ist eine Geschichte, welche ebenfalls in die älteste Zeit gehört und ebenfalls an Loke sich knüpft. Loke hatte nämlich in seinem Uebermuthe einst Thors Gemahlin Sif dadurch verunehrt, daß er ihr das Haar abgeschnitten hatte. Als ihr Gemahl dieß erfuhr, faßte er den Uebelthäter und drohte ihn zu zermalmen, wenn er nicht einen Eid leiste, der Sif ein Haar zu verschaffen schöner als das verlorene. Loke schwur und wußte seinen Eid zu erfüllen. Er ging zu den Schwarzelfen unter die Erde, und diese verfertigten nicht allein ein Haar vom feinsten Golde, sondern auch noch das treffliche Schiff Skibladner, welches, sobald seine Segel aufgespannt wurden, günstigen Wind bekam, und den Spieß Gugner, welcher niemals sein Ziel verfehlte. Diese kunstreichen Arbeiten gefielen Loke so sehr, daß er gegen den Zwerg Brok seinen Kopf verwettete, sein Bruder Sindre sei nicht fähig, Dinge von solcher Trefflichkeit zu bilden. Brok ging die Wette ein, und Sindre schmiedete nun, von ihm unterstützt, den Eber Gullinbörste, den Ring Draupner und den Hammer Miölner. Während der Arbeit wurde der Zwerg von einer Bremse so tief

zwischen die Augen gestochen, daß das Blut hervorquoll. Als er die Bremse verscheuchen wollte, blieb der Blasebalg still stehen, und so geschah es, daß der Stiel des Hammers ein wenig zu kurz gerieth. Die Asen wurden zu Richtern bei der Wette gewählt, sie sollten urtheilen, wessen Arbeiten die vorzüglichern seien. Loke schenkte Odin den Spieß Gugner, Thor bekam von ihm das für Sif bestimmte Goldhaar, welches, sobald es deren Haupt berührte, festwuchs, und Freir erhielt das gute Schiff Skibladner, in welchem alle Asen Platz hatten, und welches trotzdem wie ein Kleid zusammengewickelt und in der Tasche fortgetragen werden konnte. Brok aber überbot diese Herrlichkeiten durch die Gaben, die er mitgebracht. Er schenkte Odin den Ring, der die Eigenschaft besaß, daß jede neunte Nacht acht ebenso gewichtige Ringe von ihm herabtröpfelten. Freier erhielt von ihm den Eber, welcher schneller als ein Pferd durch Luft und Meer lief, und dessen Borsten in der Dunkelheit das hellste Licht ausstrahlten. Thor endlich empfing den Hammer, und der Zwerg sagte, wie weit er ihn auch würfe, stets würde er in seine Hand zurückkehren, und wie stark er auch damit zuschlüge, so würde er doch nie beschädigt werden; wenn er es aber wünschenswerth fände, so würde der Hammer so klein werden, daß er ihn in seinem Mantel verbergen könnte. Da sprachen die Asen das Urtheil, der Zwerg habe gewonnen, und Miölner sei die werthvollste Gabe; denn mit ihm hatten sie die beste Vertheidigungswaffe gegen die feindliche Riesenwelt.

Jetzt wollte der Zwerg Loke ergreifen. Der jedoch hatte ein Paar Schuhe angezogen, auf denen er schnell durch die Luft und über das Meer entfloh. Da ersuchte der Zwerg Thor, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen und Loke herbeizuschaffen. Dieß geschah, und Brok wollte ihm jetzt ohne Weiteres den Kopf abschlagen. Allein Loke behauptete, daß nur der Kopf, nicht aber zugleich der Hals dem Zwerge gehöre. Da wollte dieser ihm den Mund zunähen, aber auch dies glückte ihm nicht auf die Dauer, und ebenso wenig gelangen andere Versuche des Zwerges, sich seines Rechts gegen den Listigen zu bedienen.

Mit dem Hammer aber spielte Thor fortan die wichtigste Rolle in den Kämpfen und Abenteuern der Götter und Riesen,

und mehrere der letzteren empfanden Miölners Wucht auf das Nachdrücklichste. Kein Wunder daher, daß sie stets bestrebt waren, diese furchtbare Waffe in ihren Besitz zu bekommen. Dieß gelang ihnen denn auch eines Tages, als Thor schlief. Grimmiger Zorn bemächtigte sich des Gottes, als er erwachte und seinen Hammer vermißte. Es bebte sein Bart, er schüttelte den Kopf, und er suchte ringsum an seiner Seite. Er klagte nun Loke seine Noth, und dieser sagte ihm seinen Beistand zur Wiedererlangung des Hammers zu. Sie gingen zu Freia, liehen sich von ihr das schon mehrmals erwähnte Federkleid, Loke legte es an, und rasch flog er hin nach dem Riesenlande, um zu spähen.

Hier sah er Thrymr, den Fürsten der Riesen, auf einem Berge sitzen, seinen Hunden Halsbänder flechten und die Mähnen seiner Rosse glätten. Der Riese fragte, wie es mit den Asen stehe, und weshalb er nach dem Lande der Riesen komme. Loke antwortete, schlecht stehe es mit den Asen, und erkundigte sich dann, ob Thrymr den Hammer Thors versteckt habe. Ja, entgegnete der Riese, acht Meilen tief unter der Erde habe ich ihn verborgen, und Niemand bekommt ihn wieder, es sei denn, daß er mir Freia als Braut bringt. Mit diesem Bescheide kehrte Loke nach der Burg der Asen zurück. Hier begegnete ihm Thor, dem er den Erfolg seiner Sendung erzählte. Hierauf gingen sie zu Freia, um sie zu überreden, die Braut des Riesen zu werden und sich nach Jöthunheim führen zu lassen. Sie aber gerieth über diese Zumuthung in solche Entrüstung, daß der Saal der Götter unter ihr erbebte und von ihrem zornvollen Athmen ihr das Geschmeide auf der Brust zersprang. Da wurde die Sache vor den Rath der übrigen Asen gebracht, aber umsonst sannen sie nach, wie sie den Hammer zurück bekämen. Endlich sprach der weise Heimdall: „Kleidet Thor selbst ins Brautgewand! Lasset die Schlüssel an ihm klirren, lasset ein Frauenkleid seine Knie bedecken, schmückt ihm die Brust mit dem hellen Geschmeide, ziert ihm das Haupt mit dem köstlichen Kopfputz!“ Thor weigerte sich anfänglich des weibischen Putzes. Aber Loke verwies ihm dieß, indem er ihm weissagte, daß bald die Riesen Asgard besitzen würden, wenn er den Hammer nicht wiedergewänne.

Da willigte er ein und wurde in Freias Kleider gehüllt, während Loke in eine Zofe verkleidet wurde. So brachen sie beide ins Riesenland auf.

Als Thrymr sie von ferne erblickte, rief er fröhlich: „Wohlauf, ihr Riesen, macht die Stühle bereit! Jetzt bringen sie mir Freia zur Gattin. Es wandeln nach dem Gehöfte mir zur Freude Stiere mit Goldhörnern und kohlschwarze Rinder. Genug der Schätze habe ich und genug des Schmuckes, nur die Freia fehlte mir noch."

Freudenvoll richtete er den Hochzeitsschmauß aus. Als der verkleidete Thor bei demselben aber einen ganzen Ochsen und drei Lachse verzehrte und drei Fässer Meth dazu leerte, verwunderte es den Bräutigam, und erstaunt rief er: „Wo saht Ihr je Bräute so viel essen? Nie schaute ich ein Mädchen, die so viel Meth trank." Die Zofe jedoch wußte sein Staunen zu beschwichtigen, indem sie sagte, Freia habe aus Sehnsucht nach dem Bräutigam acht Tage lang nichts genossen. Aber noch einmal wurde der Argwohn des Riesen rege, als er den Schleier hob, welcher das Antlitz der Braut verhüllte. Erschrocken fuhr er zurück vor den wilden Blicken, die ihm entgegenblitzten, und rief: „Warum sind Freias Augen so grimm? Mir däucht, aus den Augen lodere Feuer." Wieder beruhigte ihn die Zofe, indem sie entgegnete, die Braut habe acht Tage nicht geschlafen aus Sehnsucht nach Jöthunheim.

Nun trat die Schwester des Riesen herzu und verlangte eine Brautgabe an Gold und Ringen, wenn sie Freia ihre Freundschaft schenken sollte. Und jetzt rief der Riese nach dem Hammer, um mit ihm die Braut zu weihen und den Ehebund zu segnen. Die heilige Waffe wurde in den Schoos der verschleierten Jungfrau niedergelegt.

„Da lachte das Herz in Hlorridas Brust,
Als der Hartmüthige den Hammer erkannte.
Erst traf er Thrymr, den Thursenfürsten,
Dann all sein Volk und die alte Schwester,
Die von der Braut die Gabe verlangte.
Er gab ihr Wunden statt des Goldes
Und Hammerschläge statt Hochzeitsringe.
So erlangte Odins Sohn seinen Hammer wieder."

Wie er dann diese schreckliche Waffe gegen die Riesen benutzte, wird in folgenden Abenteuern erzählt.

Thor und Loke wanderten einst zusammen über Land und kamen nach dem Hause eines Bauern, wo sie übernachteten und am andern Morgen den Sohn ihres Wirthes Thialfe als Begleiter mitnahmen. Ihre Fahrt ging zum Riesenkönige Utgardaloke. Sie schwammen über das Meer, welches Utgard, die Riesenheimath, von dem Lande der Menschen trennt, wanderten, am andern Ufer angelangt, durch einen großen Wald und fanden endlich am Abende ein Haus, dessen Thür so hoch wie das Dach war. Da blieben sie über Nacht. Um Mitternacht entstand ein entsetzliches Brausen, die Erde erbebte unter ihnen, und das Haus erzitterte vor dem gewaltigen Sturme. Die Begleiter des Gottes wurden bange, daß das Gebäude einstürzen möchte, und flüchteten sich in einen kleinen Thurm neben dem Hause, welcher sicherer schien. Thor aber griff nach Miölner, um sich zu vertheidigen. Als der Morgen anbrach, ging Thor hinaus, und sah einen ungeheuren Riesen, welcher schlief und gewaltig schnarchte. Er erwachte bald darauf und fragte, ob Niemand seine Handschuh gesehen habe. Da wurde Thor inne, daß das Haus, worin sie Herberge gemacht, der Handschuh des Ungeheuers, und daß der kleine Thurm, in den sie sich geflüchtet, der Daumen des Handschuhs war. Der Riese, welcher sich Skrymer nannte, begleitete sie nun auf der Weiterreise und trug ihnen den Speisekorb. Gegen Abend sagte er, daß er Lust zu schlafen habe; die andern möchten inzwischen den Korb nehmen und essen. Darauf legte er sich hin und schlief ein. Thor wollte nun den Speisekorb aufmachen, brachte es jedoch nicht zu Stande. Erzürnt hierüber und argwöhnend, daß Skrymer ihm einen Streich gespielt, faßte er seinem Hammer, um dem Riesen den Kopf zu zerschmettern. Als er zugeschlagen, erwachte der Riese und fragte, ob nicht ein Blatt herabgefallen wäre. Worauf er wieder einschlief. Da schlug Thor noch einmal zu, und wieder fragte Skrymer, ob nicht etwas Moos herabgefallen wäre. Abermals eingeschlafen, traf ihn der Gott zum dritten Male, und jetzt mit solcher Kraft, daß der Hammer bis zum Stiele in seinen Kopf fuhr. Der Riese aber sagte nur, es wäre wohl eine Eichel vom Baume gefallen.

Am Morgen trennte sich Skrymer von ihnen, nachdem er sie vorher noch von dem Besuche bei Utgardaloke abzuschrecken versucht hatte. Dieß schlug ihm fehl, und Thor wanderte mit seinen Begleitern weiter, bis sie die Burg des Riesenfürsten zu Gesicht bekamen. Sie war so hoch, daß ihr Auge kaum bis zur Spitze des Dachs reichte. Drinnen erblickten sie eine Menge Riesen und endlich auch den Utgardaloke. Sie grüßten ihn, er aber würdigte sie kaum eines Blickes.

„Ist denn dieser kleine Gesell da der Asathor?" fragte er. „Nun, vielleicht bist du mächtiger, als du mir aussiehst. Welche Thaten aber wollt Ihr jetzt verrichten. Denn wisset, bei uns wird Niemand gelitten, der sich nicht durch eine Kunst oder Geschicklichkeit hervorzuthun vermag."

Da antwortete Loke: „Ich verstehe mich auf eine Kunst, die ich gern gleich sehen lassen möchte, da ich meine, daß sich hier Keiner im Saale befindet, der rascher wie ich zu essen im Stande wäre."

Sogleich rief der Riesenkönig einen Mann herbei, den er Loge nannte, und der mit Loke um die Wette essen sollte. Es wurde eine Schüssel mit Fleisch herzugebracht, und nun fingen die Beiden zu essen an, bis sie einander in der Mitte der Schüssel begegneten. Aber siehe da, Asaloke hatte nur das Fleisch, sein Gegner aber auch die Knochen und überdieß noch seine Hälfte der Schüssel verzehrt, worauf es sich von selbst verstand, daß letzterer Sieger war.

Hierauf sollte Thialfe seine Schnelligkeit im Laufen zeigen, und zwar sollte er dieß als Nebenbuhler eines jungen Mannes thun, der Huge hieß. Die Probe lief ebenfalls unglücklich für die Fremden ab; denn kaum waren sie aufgebrochen, so hatte Huge schon das Ende der Rennbahn erreicht, worauf er umkehrte und Thialfe begegnete, ehe dieser noch in die Nähe des Ziels gekommen war. Ein zweiter Versuch fiel nicht glücklicher aus, und bei einem dritten hatte Thialfe noch nicht die Mitte der Bahn überschritten, als Huge schon am Ende gewesen war und an ihm vorüber zurückeilte.

Endlich sollte Thor seine Tüchtigkeit darthun. Zuerst wurde auf den Befehl des Riesenkönigs ein Trinkhorn herein=

bracht. Es war ziemlich lang, schien jedoch nicht eben weit zu sein. „Der soll ein wackrer Zecher heißen,“ sagte Utgardaloke, „der dieses Horn mit einem Zuge austrinken kann. Einige leeren es auf zwei Züge, wer aber drei Mal ansetzen muß, wird als schlechter Trinker angesehen.“ Thor hob nun das Horn zum Munde, aber erst nach drei Zügen bemerkte man, daß die Flüssigkeit in dem Gefäße ein wenig abgenommen hatte. „Nun liegt es am Tage“, sagte Utgardaloke, „daß Deine Macht geringer ist, als wir sie uns bisher vorstellten. Willst Du noch mehr Proben durchmachen?“ Thor erklärte sich dazu bereit, und Utgardaloke fuhr fort: „Den jungen Leuten hier zu Lande ist es eigentlich nur Kinderspiel, meine Katze aufzuheben, und ich würde dem Thor dergleichen nie aufgegeben haben, hätte ich nicht gefunden, daß Du bei Weitem schwächer bist, als ich früher glaubte.“ Bei diesen Worten sprang eine große graue Katze herein. Thor ging auf sie zu und ergriff sie unter dem Bauche, worauf die Katze einen Buckel machte. Als Thor sie so hoch gehoben, als er es im Stande war, stand das Thier noch mit drei Füßen auf dem Boden, nur die eine Pfote schwebte in der Luft. „Das konnte ich mir denken“, höhnte der Riesenfürst; „denn die Katze ist groß und Thor ist klein, wenn man ihn mit unsern Männern vergleicht.“

„Du nennst mich klein“, entgegnete Thor, „und doch fordere ich jeden Deiner Männer auf, mit mir zu ringen.“

„Ich erblicke keinen Mann hier“, antwortete Utgardaloke mit einem Blicke auf die Bänke des Saales, „der es nicht für eine Kleinigkeit halten würde, mit dir fertig zu werden. Indeß rufen wir lieber meine alte Amme Elle herein. Mit ihr mag Thor seinen Strauß bestehen, wenn es ihm beliebt; sie hat schon Leute hingelegt, die stärker wie er schienen.“

Das alte Weib trat herein, und Thor begann mit ihr zu ringen, aber ohne Erfolg. Elle stand wie ein Felsen, wie sehr ihr Gegner sich auch abmühte. Endlich fing Thor an zu wanken, und der Kampf endigte damit, daß der Gott auf ein Knie sank. Da gebot der König ihnen, ein Ende zu machen, indem er spöttisch hinzusetzte, daß Thor es schwerlich versuchen würde, mit mehreren an seinem Hofe anzubinden.

Am folgenden Morgen, als Thor mit seinen Begleitern wieder wegging, gab ihnen Utgardaloke eine Strecke das Geleite. „Jetzt will ich Dir die Wahrheit gestehen", sagte er, als er Abschied nahm. „Ich kann dies, da Du meine Burg verlassen hast, nach welcher Du hoffentlich nie wieder zurückkehren wirst. Wäre mir Deine volle Kraft bekannt gewesen, so hätte ich Dich nie dahin kommen lassen. Merke wohl auf! Du wurdest von mir durch Zauberblendwerk getäuscht. Der Riese Skrymer war ich. Den Speisekorb hatte ich mit Eisenbändern zusammengeschnürt, und so war es natürlich, daß Du den Knoten nicht zu lösen vermochtest. Mit dem Hammer dagegen hättest Du mich sicherlich getödtet, wenn ich Dich nicht getäuscht und Dir statt meines Kopfes einen Felsen untergeschoben hätte." Damit wies er ihm diesen Felsen, in welchem sich drei ungeheuer tiefe Löcher befanden. Dann fuhr er fort: „Der Nebenbuhler Loke's war das Feuer, und dieses fraß allerdings nicht blos das Fleisch, sondern auch Knochen und Schüssel. Der Mann, mit dem Thialfe um die Wette lief, war mein Gedanke, und der war freilich rascher als Dein Begleiter. Das Ende des Hornes, aus dem Du trankst, lag in der See, und die Ebbe wird nun zeigen, wie mächtig Du getrunken hast. Wie Du aber die Katze emporhobst, ergriff Grausen uns Alle; denn es war nicht meine Katze, wie Du wähntest, sondern die Midgardsschlange, welche die ganze Erde umkreist, und Du hast sie so hoch erhoben, daß sie beinahe an den Himmel stieß und nur Kopf und Schwanz noch die Erde berührten. Die alte Frau endlich, mit der Du in der Meinung, es sei meine Amme, gerungen hast, war das Alter, und niemals war jemand, noch wird jemand kommen, den dieses nicht am Ende überwinden wird."

Als Asathor dies hörte, ward er von Zorn ergriffen und schwang den Hammer, um den Riesen zu erschlagen. Der aber war verschwunden, und der Gott vermochte weder ihn noch seine Burg wieder aufzufinden.

Ein ander Mal war Odin auf seinem achtfüßigen Rosse Sleipner nach Jöthunheim geritten, hatte dort einen Riesen Namens Hrugnir getroffen, war von diesem gefragt worden,

wer der Mann wäre, der so rasch durch Luft und Meer ritte, und hatte diesen durch seine Antwort, er wolle sein Haupt verwetten, daß solch ein treffliches Pferd im ganzen Riesenlande nicht zu finden sei, so zornig gemacht, daß er ihn auf seinem Rosse Guldfaxe verfolgt hatte, um ihn zu tödten. Odin war schnell nach Asgard zurückgeritten, und der Riese war in seinem Grimme so blind zugetappt, daß er dem Fliehenden bis innerhalb der Mauern Asgards nachgesetzt hatte. Da der Ort heilig war, so hatten ihm die Götter nichts zu Leide thun wollen, sondern ihn im Gegentheile zum Mahle eingeladen. Der Riese hatte die Einladung angenommen und die großen Hörner, aus denen sonst Thor (der abwesend war) zu trinken pflegte, so tapfer geleert, daß er betrunken geworden war und allerlei unschickliche Reden ausgestoßen hatte. Er drohte, alle Götter todtzuschlagen. Nur Sif und Freia sollten verschont bleiben; denn die wollte er mit heimnehmen ins Riesenland. Als die Asen seiner Großsprechereien überdrüssig waren, riefen sie nach Thor, und sofort stand er mitten unter ihnen im Saale. Zornig fragte er, wer den Riesen eingeladen habe, und weshalb Freia ihm das Trinkhorn kredenze, die sonst nur den Asen einschenke. Dann wollte er Hrugnir niederschlagen. Dieser jedoch forderte ihn zum Zweikampfe und sagte, es würde schmachvoll von ihm sein, wenn er ihn jetzt, wo er ohne Waffen sei, tödten wollte. Thor sah dies ein, auch war es ihm noch nie geschehen, daß Jemand gewagt hatte, ihn zum Zweikampfe herauszufordern, und so entging der Riese für dies Mal seiner Hand.

In der Riesenwelt bereitete man sich nun auf diesen Zweikampf vor. Damit Hrugnir einen Secundanten habe, machten die Riesen einen Mann aus Thon, neun Ellen hoch und drei Ellen breit, und da sie kein Herz fanden, das für ihn paßte, so schoben sie ihm das Herz eines Pferdes in die Brust. Hrugnir selbst hatte ein Herz, welches dreieckig und von Stein war, sein Kopf war gleichfalls von Stein, und als er mit Thor zu kämpfen kam, trug er einen steinernen Schild und eine steinerne Keule. Neben ihm stand sein thönerner Kampfgefährte und bebte aus Furcht vor Thor. Der Begleiter des

letztern war Thialfe. Er war zuerst am Platze, und da er sah, wie der Riese seinen steinernen Schild erhoben hatte, so sprach er listig: „Sehr unklug thust Du, Riese, daß Du den Schild in die Höhe hebst. Thor hat Dich schon erblickt, und er wird Dich von unten aus dem Erdboden angreifen." Da warf Hrugnir den Schild hin und stellte sich mit den Füßen darauf. Kaum hatte er dies gethan, so blitzte es droben am Himmel, und der Donner ließ sich hören. Thor fuhr gewaltig daher und schleuderte schon aus der Ferne seinen Hammer nach dem Kopfe des Riesen. Dieser faßte seine Keule mit beiden Händen und warf sie nach Thor. Sie traf mit dem Hammer im Fluge zusammen und fiel zersplittert zur Erde. In derselben Weise zerschmetterte der Hammer den Kopf des Riesen in kleine Stücke. Der Thonmann Mökkurkalfr aber stritt mit Thialfe und starb kleinmüthig einen ruhmlosen Tod. Von den Splittern der zersprungenen Riesenkeule, welche Hein hieß, kommen alle Wetzsteine her.

Eine andere Probe seiner Stärke legte Thor ab, als er einst zu dem Riesen Hymer kam, um einen mächtigen Kessel zu leihen, welcher bei einem Gastmahle, das der Meergott Aegir den Göttern gab, gebraucht wurde. Thor fuhr diesmal mit seinen Böcken, und sein Begleiter war ein junger Riese Namens Tyr. In Hymers Wohnung trafen sie die Mutter desselben, eine gräuliche alte Riesin mit neunhundert Köpfen. Seine Gemahlin aber war eine schöne Frau mit goldigen Haaren und lichten Augenbrauen. Sie empfing die Fremden freundlich und brachte ihnen, wie es in der Edda heißt, „die Kraft des Getränkes". Dann aber versteckte sie dieselben unter zwei Kesseln und stellte sie hinter eine Säule. Endlich kam der Riese nach Hause. Die eisigen Felsen wiederhallten von seinen Tritten, wie ein gefrorner Wald stand der Bart auf der Wange des Greises, vor dem Blitze seines Blickes zersprang die Säule, acht der aufgehangenen Kessel fielen herab und zerbrachen, nur einer blieb unversehrt. Jetzt traten die beiden Gäste hervor, und dem Riesen ward bange zu Muthe, als er den Feind seines Geschlechts erblickte. Er richtete ihnen indeß ein Mahl von drei Stieren zu, von denen Thor allein zwei verzehrte.

Am andern Morgen fuhr Thor mit dem Riesen auf den Fischfang. Thor fragte, woher er den Köder nehmen sollte, und Hymer hieß ihm, sich ihn selbst zu suchen. Da griff der Gott aus der Rinderheerde des Riesen einen schwarzen Ochsen heraus, brach ihm das Genick und trug den Kopf ins Boot, mit dem sie nun ins Meer hinausfuhren. Als Hymer sagte, daß sie jetzt an die Stelle gelangt seien, wo er zu fischen pflege, kehrte sich Thor nicht daran, sondern ruderte weiter. „Hier aber ist es gefährlich zu bleiben“, sagte der Riese, als sie eine Strecke weiter gekommen waren, „denn wir sind im Bereiche der Midgardsschlange.“ Thor aber ruderte noch weiter. Endlich jedoch hielt er an mit Rudern, trat auf das Hintertheil des Bootes, nahm eine starke Angelschnur und knüpfte einen Angelhaken daran, der nicht weniger stark war, und an welchen er den Stierkopf als Köder befestigte. Dann ließ er die Schnur sinken, und siehe da, die Weltschlange biß auf den Köder und wurde gefangen. Als sie bemerkte, daß sie fest war, zuckte sie so heftig zusammen, daß sie die Hände Thors bis auf den Rand des Bootes herabzog. Da nahm dieser seine göttliche Stärke an, der Boden des Bootes brach unter seinen Füßen ein, so daß er auf den Meeresgrund zu stehen kam, als er nun die Schlange über die Oberfläche heraufzog. Da riß die Feindin der Götter, sie, die in der Tiefe der See alle Länder umschlingt, den Rachen auf. Aber gewaltig zog der thatenreiche Gott die giftglänzende Schlange ans Boot.

„Er schlug das grausige hohe Gebirge
Des Haupts mit dem Hammer.
Es stürzten die Felsen, es toste die Tiefe,
Die alte Erde krümmte sich,
Dann aber sank der Fisch in die See.“

Anderswo heißt es, daß Hymer, erschrocken über das Beginnen Thors, diesem die Schnur durchschnitt, ehe er zuschlagen konnte, und auf keinen Fall nimmt die Mythe an, daß die Schlange bei dieser Gelegenheit getödtet wurde.

Auf der Rückfahrt war der Riese, der draußen zwei Wallfische gefangen hatte, unwillig über Thor, und noch immer wollte er die Ueberlegenheit des Gottes nicht anerkennen, ob-

wohl dieser das ganze Fahrzeug durch die Berge nach Hymers Haus trug. Er verlangte von ihm, daß er als Kraftprobe einen harten Becher zerschlagen sollte. Thor ergriff ihn und schleuderte ihn gegen die Felsensäulen. Allein die Felsen zersprangen, der Becher aber flog hindurch und blieb unversehrt. Da sprach die schöne Gattin des Riesen: „Wirf ihn an die Stirne Hymers; denn die ist härter wie jeder Becher.“ Dies that Thor, und siehe da, der Becher zersplitterte, während die Stirn des Riesen unverletzt blieb.

Zuletzt sollten die beiden Gäste den Kessel, den sie zu holen gekommen waren, selbst aus dem Hause tragen. Tyr machte sich zwei Mal daran. Thor dagegen trug ihn auf dem Kopfe fort, obwohl die Handhaben desselben so weit herabhingen, daß sie um seine Fersen klirrten. Nun aber wurde er von Hymer und mehrern vielköpfigen Riesen verfolgt. Die letzteren jedoch erschlug er mit seinem Hammer, und so kam er mit dem Kessel glücklich nach Asgard.

Aber auch ohne Miölner war Thor stark und heldenhaft. Dies zeigt die folgende Erzählung, mit welcher wir die Mittheilungen von seinen Abenteuern beschließen.

Loke war einst, mit Freia's Federkleid angethan, nach Utgard geflogen und dort vom Riesenfürsten Geirrud gefangen genommen worden, und nur auf das Versprechen hin, Thor ohne Hammer und Gürtel ins Riesenland locken zu wollen, hatte der Riese ihn aus dem Käfige, in dem er drei Monate hungern gemußt, nach Hause entlassen. Thor ließ sich dazu überreden und machte sich wirklich unbewaffnet nach Utgard auf. Unterwegs jedoch kehrte er bei der Riesin Grid, der Mutter des Gottes Widar, ein, und diese lieh ihm einen andern Gürtel, ein Paar Eisenhandschuhe und einen Stab. Auf letzteren stemmte er sich, als er durch den Fluß Wimer waten mußte, wobei Loke sich an seinen Gürtel hielt. Als Thor sich mitten im Strome befand, begann das Wasser zu schwellen, daß es ihm bis über die Schultern stieg. Da beschwor der Gott den Fluß durch ein Lied, worin er ihm sagte, daß mit dem Schwellen des Wassers auch seine Götterkraft himmelan schwölle. Dann sah er stromaufwärts und erblickte eine der

Töchter Geirruds, welche durch Zaubergesänge den Strom zum Schwellen trieb. Sofort warf er sie mit einem Felsstücke nieder, indem er ausrief: „An der Quelle muß der Fluß gedämmt werden.“ Dann erhaschte er den Zweig einer Eberesche und half sich daran aus der Fluth.

Als er nach Geirruds Wohnung gekommen, wurde er nach dem Gastzimmer geführt, wo aber nur ein einziger Stuhl stand. Als Thor sich auf diesen setzte, bemerkte er, daß derselbe sich allmählig mit ihm gegen die Decke erhob. Er stemmte darum seinen Stab gegen letztere und drückte den Stuhl herab. Da entstand ein furchtbares Krachen und ein großes Wehegeschrei; denn unter dem Stuhle lagen die Töchter des Riesen, und er hatte ihnen jetzt den Rücken zerbrochen. Nachher lud Geirrud seinen Gast ein, in den Saal zu kommen und dort mit ihm zu spielen. Als er hineintrat, brannten daselbst verschiedene große Feuer. Der Riese aber ergriff mit einer Zange einen glühenden Eisenkeil und schleuderte ihn nach Thor. Dieser jedoch fing ihn mit seinen Handschuhen auf. Da flüchtete Geirrud hinter eine Säule. Thor aber warf ihm den Keil mit solcher Gewalt nach, daß er die Säule durchbohrte, durch Geirruds Körper fuhr, durch die Wand des Hauses flog und noch tief in die Erde drang.

Damit beschließen wir die Erzählungen aus der frühesten Zeit der Götter, um zu dem trauervollsten Ereignisse in ihrer Geschichte, das zugleich ein Gemälde der rührendsten Schwermuth ist, überzugehen.

VII.

Der Tod Baldurs.

Alle Bewohner Asgards hatten ihre hervorragenden Eigenschaften. Der Eine war ein Kenner der Geheimnisse der Zukunft, ein Andrer zeichnete sich durch Weisheit im Rathe aus, ein Dritter durch seine Stärke und seinen Heldensinn.

Keiner aber hatte wie Baldur den Namen des Guten, und so entsteht bei seiner Betrachtung unwillkürlich der Gedanke, daß er eine fremdartige Erscheinung im Kreise der Asen, daß er in sittlicher Beziehung ein Höherer, gleichsam das Abbild, das in der Erinnerung gebliebene, nebelhafte, schwankende Abbild des höhern Gottes darstellt, von dem sich die Götter der Zeit immer mehr entfernt hatten. Dieses Gefühl mochte auch die Völker erfüllen, welche diese Götter verehrten, und so mochte sie die Ahnung beschleichen, daß Baldur der Gute in Asgard seines Bleibens nicht habe. Keiner der Uebrigen dachte an das, woran sich die Götter von den Riesen ursprünglich unterschieden, an Gerechtigkeit und Güte, alle ihre Gedanken und Empfindungen gingen in dem Streben nach Genuß, nach Herrschaft oder nach den Schätzen der unterirdischen Welt auf, und so mußte die Zeit kommen, wo Baldur, der allein noch einen Zusammenhang mit der Welt des Guten aufrecht erhielt, nicht mehr unter ihnen weilen konnte, sondern herabsteigen mußte in das Reich der Schatten.

Diese Ahnung ist in den alten Urkunden und namentlich in dem schwermüthigen Liede, welches Odins Rabengesang heißt, deutlich ausgeprägt. Wie nach dem Volksaberglauben noch jetzt das Gekrächz von Raben vor einem Hause das baldige Sterben eines Bewohners desselben andeutet, so auch jener düstre Gesang. Ein dumpfes Bangen, ein trübes Ahnen von einem der Götterwelt nahe bevorstehenden großen Schmerze ging nach diesem Liede schon lange vor dem Tode Baldurs, der zwar von Keinem mehr verstanden, von Allen aber geliebt wurde, durch die Gemüther der Asen. Angstvoll suchten sie die Zukunft zu ergründen, aber Urda, die Schicksalsgöttin, erlaubte ihnen nicht, in den Brunnen des Wissens zu schauen. Sie forschten nun nach Auskunft bei den unterirdischen Zwergen, aber auch diese vermochten ihnen nicht zu rathen, und „die Welten senkten sich mehr und mehr gegen die finstre Tiefen." Iduna, die Göttin der Poesie, verließ die Götter und sank in die Unterwelt. Bragi, ihr Gatte, folgte ihr. Heimdall und Loke gingen ebenfalls hinab, um des bangen Räthsels Lösung zu finden, das die Seele der Asen peinigte. Vergeblich

war ihr Gang, ja Bragi und Iduna scheinen nicht einmal wiedergekehrt zu sein aus dem Reiche der Nacht und des Todes. Endlich machte Odin, der Vater der Götter, sich selbst auf den Weg in die Unterwelt, und hier erfuhr er von einer Seherin, die er durch Zauberlieder aus ihrem Schlafe im Grabe weckte, daß die festlichen Anstalten, die er im Todtenreiche bemerkt, der baldigen Ankunft Baldurs gelten. Betrübt ritt er heim; denn er wußte, daß es nicht in seiner Macht stand, das drohende Geschick des geliebten Sohnes abzuwenden, obwohl an seiner Erhaltung Alles gelegen war.

Und es träumte Baldur zum öftern, daß sein Leben in Gefahr sei. Als er dies den Asen erzählte, hielten sie Rath, was zu thun sei, und es wurde beschlossen, ihm Sicherung vor jeder Gefahr zu verschaffen. Frigga nahm einen Eid von allen Dingen, von Feuer, Wasser, Eisen, allerlei Metallen, Steinen, der Erde, Bäumen, Krankheiten, Thieren, Vögeln, giftigen Schlangen, daß sie ihm nicht schaden sollten. Als das vollendet und Allen bekannt gemacht war, ergötzten sich die Asen, indem sie Baldur vorn in die Versammlung stellten und Einige nach ihm schossen, Andere nach ihm hieben, Andere wieder mit Steinen nach ihm warfen; aber was sie auch thaten, er hatte keinen Schaden davon. Es schien Allen recht ehrenvoll für ihn zu sein.

Da Loke, der Sohn der Laufey, dies sahe, verdroß es ihn, und in Gestalt einer Frau begab er sich nach Fensal zu Frigga. Diese fragte die vermeintliche Frau, ob sie wisse, was die Asen in ihrer Versammlung vorhätten. Sie antwortete, Alle schössen Scheibe nach Baldur, ohne ihm Schaden zuzufügen. Da sagte Frigga: „Ja, Waffen oder Bäume werden ihm nicht schaden, ich habe ihnen allen den Eid darauf abgenommen." Hierauf fragte die Frau, ob ihr denn alle möglichen Dinge geschworen hätten, seiner zu schonen. Frigga gab zur Antwort, es wüchse ein kleiner junger Baum westlich von Walhalla, Namens Misteltein, der wäre ihr zu jung vorgekommen, um ihn zu vereiden. Darauf ging die Frau weg.

Loke zog nun den Misteltein aus dem Boden und ging damit zur Versammlung. Hödur, der blind war, stand zu

äußerst im Kreise. Loke redete ihn an und fragte, warum er nicht auch auf Baldur schösse. Theils weil er ihn nicht sehen könne, antwortete Hödur, theils weil er keine Waffe habe. Loke versprach ihm nun, ihm den Platz, wo Baldur stände, zu zeigen, er möge dann nur mit der Gerte, die er ihm in die Hand gab, nach ihm werfen. Hödur that, wie ihm geheißen. Er nahm Mistelteín und schoß nach Loke's Anweisung auf seinen Bruder. Der Wurf durchbohrte ihn, und er fiel todt zur Erde. Dies — sagt die Edda — war das größte Unglück, welches Göttern und Menschen widerfahren konnte.

So geschah es denn auch, daß die Asen dem entsetzlichen Ereignisse sprachlos zusahen und alle Fassung verloren, so daß sie zunächst nicht daran dachten, die Leiche aufzunehmen. Der Eine sah auf den Andern, und Alle athmeten Rache gegen den Urheber der Uebelthat. Da es jedoch an einer heiligen Freistätte war, so konnten sie das Verbrechen nicht sogleich rächen. Nachdem sie endlich ein wenig zu sich gekommen waren, brachen ihnen die Thränen so unaufhaltsam hervor, daß sie ihre Trauer einander nicht zu schildern vermochten. Am tiefsten aber nahm Odin sich das Unglück zu Herzen, da er am besten beurtheilen konnte, welch einen Verlust die Asen durch Baldurs Tod erlitten.

Als die Götter etwas gefaßter geworden waren, fragte Frigga, wer von den Asen sich ihre Gunst verdienen wolle, indem er nach der Unterwelt reite, dort Baldur zu finden versuche und dann Hel Lösegeld biete, damit sie ihn wieder nach Asgard zurückkehren lasse. Hermodr, der Schnelle, Odins Sohn, erbot sich zur Uebernahme dieser Sendung. Odin lieh ihm sein treffliches Pferd Sleipner, und so ritt er davon. Die Asen aber hoben Baldurs Leiche auf und brachten sie ans Meer. Sein Schiff Hringhorn wollten die Götter herausziehen, um seinen Leichnam darauf zu verbrennen, aber es war so groß und schwer, daß es nicht von der Stelle ging. Man sandte deshalb Botschaft nach Jöthunheim, an das Riesenweib Hirurkin. Sie kam auf einem Wolfe reitend, den sie mit Nattern zügelte. Als sie von diesem Thiere abstieg, bestellte Odin vier starke Helden, um es in Obacht zu nehmen, allein sie vermochten es nicht anders zu bändigen, als indem sie es auf die Erde niederwarfen. Hirurkin

aber ging flugs nach dem Vordertheile des Fahrzeugs und schob es mit Einem Stoße fort, so daß hinten auf den untergelegten Rollen Feuer hervorschlug und das ganze Land erbebte. Da ward Thor zornig, griff nach dem Hammer und wollte ihr den Kopf einschlagen, aber alle Götter baten für sie um Frieden.

Baldurs Leiche wurde nun auf das Schiff getragen, aber Nanna, Nefs Tochter, seine Frau, verging vor Gram. Sie wurde ebenfalls auf den Scheiterhaufen gelegt, der hierauf in Flammen gesetzt wurde. Thor stand dabei und weihte den Scheiterhaufen mit Miölner ein. Vor seinen Füßen lief ein Zwerg, Namens Litr, herum. Grimmig stieß Thor ihn mit den Füßen ins Feuer, worin er verbrannte. Bei dieser Todtenfeier waren Leute von allerlei Volk gegenwärtig: Odin mit seinen Raben, Frigge und die Walkyren. Freir kam in seinem Wagen, vor den der Eber mit den Goldborsten gespannt war. Heimdall erschien auf seinem Rosse Gulltoppur, auch Freia war zugegen mit ihren Katzen. Selbst Riesen waren in Schaaren herzugeströmt. Odin legte auf den Scheiterhaufen als Todtenopfer den Goldring Draupner, und außerdem ward Baldurs Pferd mit allem Geschirr mit ihm verbrannt.

Von Hermodrs Reise aber wird gemeldet, daß er neun Nächte durch dunkle und tiefe Thäler reiste und kein Licht erblickte, bis er zum Flusse Gial kam und über die Giallarbrücke ritt, welche mit schimmernden Goldplatten belegt war. Modgud, das Mädchen, welches die Brücke zu bewachen hatte, fragte ihn nach Namen und Geschlecht; „denn,“ setzte sie hinzu, „gestern, da fünf Haufen von Todten über die Brücke ritten, donnerte sie nicht so sehr, als jetzt unter Dir Einzigem; auch hast Du keine Leichenfarbe, weshalb also reitest Du die Straße der Todten?“ Hermodr antwortete, er sei gekommen, um Baldur zu suchen, und fügte dann hinzu, ob sie etwas von ihm in dieser Gegend gesehen habe. Sie entgegnete: allerdings; Baldur sei über ihre Brücke geritten, aber, bemerkte sie, abwärts und nach Norden führe der Weg zum Hause der Hel. Da ritt Hermodr weiter, bis er die Hecke erreichte, welche Hels Wohnung umschließt. Hier stieg er aus dem Sattel, spannte den Gurt fester und gab dem Pferde die Sporen. Sleipner setzte sogleich hoch über die

Hecke, worauf Hermodr auf den Palast zuritt, abstieg und hineinging, um seinen Bruder zu suchen, den er denn auch auf der vornehmsten Stelle sitzend fand, und bei dem er die Nacht hindurch verweilte.

Am Morgen bat er Hel, Baldur zu gestatten, daß er mit ihm heimreite, wobei er ihr vorstellte, was für Trauer über sein Ableben unter den Asen herrsche. Die Todesgöttin antwortete, jetzt werde es sich zeigen, ob Baldur so allgemein geliebt werde, als man vorgebe; denn wenn alle Dinge in der Welt, lebendige sowohl als todte, ihn beweinten, solle er Erlaubniß bekommen, zu den Asen zurückzukehren. Dagegen müsse er in der Unterwelt verbleiben, wenn irgend Jemand Einwendungen dagegen erhöbe oder nicht weinen wolle. Nun stand Hermodr auf und ging. Baldur gab ihm das Geleit aus der Halle, zog den Ring Draupner ab und sandte ihn Odin als Andenken. Nanna schickte einigen Frauenschmuck an Frigga und einen Goldring an Fylla. Hermodr ritt hierauf heim nach Asgard und verkündigte, was er gehört und gesehen. Da sandten die Asen Boten über die ganze Welt aus und befahlen allen Geschöpfen, durch Weinen Baldur aus Hels Gewalt zu erlösen. Alle gehorchten dem Gebote, Menschen, Thiere, Erde, Steine, Bäume und Metalle, sowie man denn auch später noch sah, daß diese Dinge weinten, wenn sie aus der Kälte in die Wärme kamen. Allein als die Boten nach wohlverrichtetem Geschäfte zurückkehrten, sahen sie in einer Höhle eine Riesin sitzen, die sich Tok nannte, die aber in Wahrheit Niemand anders als der verkleidete Loke war und welche, von den Boten mit der Aufforderung der Asen bekannt gemacht, zur Antwort gab: „Tok wird weinen mit trocknen Augen über Baldurs Tod. Weder im Leben noch im Tode hatte ich Gutes von ihm. Hel behalte ihren Raub.“

So geschah es denn auch. Hel behielt ihren Raub, und so mußte der mildeste, schönste, weiseste und edelste der Asen, in dessen Wohnung Breidablick nichts Unreines sich aufhalten durfte, im Reiche der Todten bleiben und für die Götter und ihre Welt auf ewig verloren sein. Gefallen durch das finstre blinde Verhängniß, ward er durch Loke verhindert, wieder aufzuleben und durch seine Wiederkunft das furchtbare Geschick,

welches den Göttern drohte, aufzuhalten und den Faden zwischen ihnen und dem verborgenen Gotte, der durch sein Scheiden zerrissen war, wieder anzuknüpfen.

VIII.

Loke's Bestrafung.

Nach dem Tode Baldurs, der übrigens in die früheste Geschichte der Götter fällt, nahm deren Stärke und Herrlichkeit fortwährend ab. Durch das Gesetz der Blutrache fiel der unfreiwillige Brudermörder, Hödur der Starke. Freir, von Neugier und Eigendünkel verlockt, setzte sich auf Odins Himmelsthron, von wo man die ganze Welt überschauen konnte, und erblickte hier eine schöne Riesin, für deren Besitz er sein treffliches Schwert verschenkte, so daß er waffenlos wurde. Auch andere Götter schwächten sich durch Unbesonnenheiten oder befleckten ihren Ruhm durch ungerechte Thaten, so daß einige von ihnen selbst von sterblichen Menschen im Kampfe überwunden werden konnten, alle aber Gegenstand des Spottes des höhnischen Loke wurden.

Dieser lebte noch immer unter ihnen, und es scheint, daß seine Urheberschaft des Mordes Baldurs den Asen noch nicht bekannt war, weil sie ihn sonst bestraft oder doch nicht in ihrer Gesellschaft geduldet haben würden. Allein auch seine Stunde kam endlich. Und zwar war es bei einem Gastmahle, welches der gastfreie Meergott Aegir den Asen gab. Es war ein sehr heiliger und herrlicher Ort, wo dieses Mahl stattfand. Es brannte daselbst kein Licht, sondern der weite Saal wurde von strahlendem Golde erleuchtet. Die Getränke kamen von selbst, ohne von Jemand getragen zu werden, auf die Tafel. Zwei treffliche Diener, Finnafengr und Elder, warteten den Gästen auf. Das Lob, das diesen von den Asen gespendet wurde, verdroß den neidischen Loke, und er erschlug Finnafengr. Dies war ein um so größeres Verbrechen, als der Ort eine heilige Freistätte war, und erzürnt schlugen die Asen auf ihre Schilde

und trieben den Uebelthäter hinaus nach dem Walde. Loke aber ließ sich das nicht zu Herzen gehen. Er kehrte bald zurück, und obwohl Elder ihm sagte, daß die Götter sehr erbittert auf ihn wären, drang er doch wieder in den Saal, nicht um sich zu entschuldigen, sondern um die Asen durch allerlei Schmähreden noch mehr zu verletzen. Bragi wollte ihm den Eintritt verwehren. Er aber berief sich auf den Freundschaftsbund, den Odin, wie oben erwähnt, in uralter Zeit mit ihm geschlossen, und der Vater der Götter befahl seinem Sohne Widar aufzustehen und dem bösen Loke seinen Platz einzuräumen, damit er nicht durch sein Schelten den Frieden in Aegirs Saale störe. Widar gehorchte und schenkte dem Eindringling einen Becher ein. Loke trank auf die Gesundheit aller Götter mit Ausnahme Bragi's. Dieser wollte ihn nun durch Geschenke versöhnen. Aber Loke fuhr fort in seiner Mißachtung und warf ihm Feigheit vor, indem er sagte, daß Bragi nur Muth habe, wenn er beim Becher sitze, daß er nur da sei, um die Bänke zu zieren, und daß keiner der Asen sich so sehr vor dem Kampfe fürchte. Iduna, Bragi's Gattin, wollte hierauf zur Sühne reden, da wendete Loke sich mit Schimpfreden gegen sie, und als Gefion sich einmischte und ihm weissagte, daß ihn noch einmal die Strafe ereilen werde, griff er auch diese an. Da verweist ihn Odin mit seiner Lästerzunge in die Schranken der Gebühr. Aber er achtet auch seiner nicht, tadelt ihn, daß er den Feigen den Sieg schenke, und hält ihm vor, daß er einst in ein altes Weib verkleidet entflohen sei. Noch schlimmer ergeht es Frigga, der Göttermutter, und sie muß von ihm rund heraus hören, daß er, Loke, es gewesen sei, der Baldurs Tod veranlaßt habe. Doch trotz dieser Frechheit, womit er sich seiner Schandthat rühmt, wollen die Götter ihm hier, in der heiligen Freistätte, noch nicht den Lohn seines Verbrechens geben, und so findet er Zeit, auch die Uebrigen zu verunglimpfen. Er schilt Freia eine arge Zauberin und Giftmischerin, lästert ihren Vater Niord, tadelt Freir, daß er sein Schwert für ein Mädchen verschenkt, und erinnert höhnisch Tyr an die Hand, die er im Rachen des Fenriswolfs habe lassen müssen. Heimdall verlacht er, weil er mit regenbegossnem Rücken die Götter bewachen müsse. Skade erinnert er, daß er der Erste zum Angriffe gewesen sei,

als ihr Vater das Leben verloren habe. Endlich beginnt er auch Thors Gemahlin, Sif mit den goldnen Haaren, zu verspotten und zu verlästern.

Da erbebten plötzlich die Berge, und Thor schritt in den Saal herein und drohte dem Spötter, daß sein Hammer ihn treffen, und daß er ihm den Kopf vom Rumpfe schlagen werde, wenn er nicht schweige. Allein auch dadurch läßt Loke sich nicht beirren in seinem Gebahren. Er sagt Thor, daß er einst nicht im Stande sein werde, Odin zu retten, wenn der Fenriswolf ihn verschlingen werde. Dann geht er in die Vergangenheit zurück und mahnt ihn an die lächerliche Stellung, die er eingenommen, als er in Skrymers Handschuh gesessen habe, und wie er hungern gemußt, als er nicht im Stande gewesen sei, die Eisenbänder aufzuknüpfen, mit denen jener den Speisekorb zugebunden. Da jedoch sieht er ein, daß die Drohung Thors im Ernste gesprochen worden, und nun erklärt er, daß er den Göttern und ihren Kindern allerdings vorgesungen habe, was ihm sein Gelüste eingegeben. Ihm aber, dem mächtigen Gotte, von dem er wisse, daß er zuschlage, werde er weichen. So entfernt er sich, doch nicht, ohne vorher noch Aegir geweissagt zu haben, daß dieses Gastmahl das letzte sei, das er veranstalte, und daß die Flammen des Weltbrandes mit seinen Schätzen ihr Spiel treiben und ihm selber den Rücken verbrennen würden.

Durch dieses Ereigniß hatte Loke sich die Freundschaft der Asen völlig verscherzt, und selbst der Bund mit Odin vermochte ihn nun nicht mehr zu schützen. Er wußte das und floh zunächst nach einer Bergkluft, wo er sich eine Wohnung einrichtete, welche vier Thüren hatte, um sich nach allen Seiten umschauen zu können. Nicht weit davon war ein Wasserfall, und zuweilen nahm Loke die Gestalt eines Lachses an und verbarg sich in den Wellen desselben. Da kam ihm einst der Gedanke, ob und wie es den Asen wohl gelingen könne, seiner im Wasserfalle habhaft zu werden, und er fing an, selbst ein Mittel zu seiner Gefangennehmung auszusinnen. Er nahm Flachs, drehte Fäden daraus und flocht diese in der Art zusammen, wie die Menschen später die Netze machten. Vor ihm brannte ein Feuer. Da wurde er gewahr, daß dieses Spiel von den Asen bemerkt worden war,

und daß dieselben herannahten. Odin nämlich hatte ihn von seinem Throne, von wo er die ganze Welt überschaute, erblickt. Rasch warf Loke das Netz ins Feuer und sprang in den Wasserfall, wo er sich geborgen wähnte. Als nun seine Verfolger zu dem Feuer kamen und in der Asche desselben das Muster des verbrannten Netzes sahen, erkannten sie sofort, was es gewesen und wozu es dienen könne. Sie verfertigten nach dem Abdrucke des alten Netzes in der Asche ein neues und warfen es aus in den Wasserfall, wobei Thor an dem einen Ende zog, während alle Uebrigen das andere gefaßt hatten. Zuerst wollte der Fang nicht gelingen, und zweimal entschlüpfte der gewandte Loke. Das erste Mal legte er sich zwischen zwei Steine, so daß die Asen zwar fühlten, daß sie etwas Lebendiges berührten, aber mit dem Netze über ihn wegfuhren. Das zweite Mal sprang er über das Netz weg. Als er dies aber beim dritten Male wieder versuchte, ergriff ihn Thor und hielt ihn trotz seiner Anstrengungen fest. So war er endlich gefangen, und seine Strafe folgte der Gefangennehmung auf dem Fuße.

Die Götter führten ihn nebst seinen beiden Söhnen Wale und Narfe nach einer Höhle. Hier verwandelten sie Wale in einen wüthenden Wolf, und er zerriß seinen Bruder. Mit dessen Gedärmen wurde Loke an drei Felsstücke gebunden, welche die Asen zuvor durchbohrt hatten. Der eine Stein lag unter seinen Schultern, der andere unter seinen Lenden, der dritte unter seinen Kniekehlen, die Gedärme aber, womit er festgebunden war, wurden in Eisenbänder verwandelt. Dann hing Skade eine giftige Schlange über seinem Kopfe auf, damit ihm das Gift, das aus deren Rachen tröpfelte, fortwährend ins Angesicht falle. So ließen sie ihn liegen, gefesselt bis auf den Tag der Götterdämmerung, und so sah ihn eine alte Seherin, indem sie singt:

„Gebunden sah ich den Leichnam liegen,
Des treuvergessnen, schrecklichen Loke.
Da sitzt Sigyn, wenig Freude
Gewährt ihr der Gatte. Versteht ihr mich oder nicht?"

Sigyn nämlich, Loke's Frau, steht neben dem Gefesselten und fängt in einem Gefäße das herabtröpfelnde Gift auf. Wenn das Gefäß aber voll ist, und sie weggehen muß, um es auszu-

gießen, so trifft das Gift sein Gesicht, und die Glieder des Gemarterten zucken dann so furchtbar, daß die ganze Erde erbebt.

IX.

Die Götterdämmerung und der Weltuntergang.

Daß diese Götter nicht in Ewigkeit Regierer der Welt sein könnten, war eine Ahnung, die im Volke sich immer geregt hatte, und die, nachdem die Mythe von Baldurs Tode (wahrscheinlich in einer Zeit großer Verderbniß und Bedrängniß auf Erden) entstanden war, immer lebhafter unter den germanischen Heiden sich kundgab. So bildete sich allmählig der schreckliche Gedanke aus, daß eine Zeit kommen werde, wo die einst gebändigten Riesen wieder ihre Häupter erheben und wo die Götter nicht mehr stark genug sein würden, ihnen Widerstand zu leisten. Diese Zeit wird in den alten Urkunden die Götterdämmerung genannt, und sie sollte nach den Weissagungen mit dem Untergange der Götter und der gesammten jetzigen Weltordnung endigen. Keine andere Religion hat diesen entsetzlichen Gedanken mit so furchtbar erhabener Anschaulichkeit in sich ausgeprägt, als die des germanischen Volkes.

Wenn diese Zeit sich naht, heißt es in der Edda, so wird die Verderbtheit der Menschen zu einem grauenvollen Grade steigen. Brüder werden mit einander in Streit gerathen und einander umbringen. Blutsfreunde werden das Band der Verwandtschaft lösen. Hartsinn wird die Menschen erfüllen, Untreue häufig sein. Es wird eine Zeit der Schwerter sein und der gespaltenen Schilde, eine Zeit voll stürmischen Sinnes und wölfischer Gier. Keiner wird des Andern mehr schonen.

Dann kommt zunächst ein harter Winter, welcher, ohne durch einen Sommer unterbrochen zu sein, drei Jahre lang währt, und während dessen aus allen Ecken des Himmels Schnee fällt, die Sonne ihre Wärme und ihr Licht verliert und große Kälte und grausige Stürme herrschen.

Dieser Winter aber ist nur der Vorläufer von Gräßlicherem. Ein Hahn mit goldenem Kamme kräht bei den Asen, um die Helden Walhallas zum nahenden Kampfe zu wecken. Ein rother Hahn kräht in den unterirdischen Sälen der Todesgöttin Hel, und ein dritter ruft die Bewohner des Riesenlandes wach. Der Höllenhund Garmr bellt in seiner Höhle. Die Erde bebt, ein Sturm fegt über die Lande und entwurzelt alle Bäume, alle Gebirge brechen zusammen, alle Fesseln zerspringen, und so reißt auch der Fenriswolf sich los. Nun stößt Heimdall in sein Wächterhorn, und Odin geht, um sich bei Mimers weisem Haupte Raths zu erholen. Der Weltbaum Ygdrasill bebt und kracht, und Schrecken herrscht unter denen, die auf den Wegen des Todes wandeln. Jormungard, die Midgardsschlange, wälzt und bäumt sich mit Riesenstärke, daß die Wogen des Meeres, worin sie liegt, das Land überfluthen. Der Riesenadler zerreißt kreischend die Leichen, welche umherliegen. Das Schiff Naglfare, welches im Laufe der Zeiten von den bösen Mächten aus den Nägeln der Verstorbenen gebaut worden ist und das größte aller Schiffe genannt wird, stößt im Osten vom Ufer ab, um, von Loke, der ebenfalls losgekommen ist, gesteuert, die Ungeheuer Muspelheims, die Riesen und den Fenriswolf nach Asgard zu tragen. Das ganze Riesenland hallt wieder von Kriegsgetöse. Die Asen versammeln sich, mit einander Rathes zu pflegen, die Zwerge ächzen vor den Thüren ihrer Felsenwohnungen.

Und immer grauenvoller wird die Gestalt des Heeres der Götterfeinde. Der Wolf Fenris stürzt mit aufgerissnem Rachen vorwärts, sein Oberkiefer reicht bis an den Himmel, sein Unterkiefer berührt die Erde, Feuer lodert ihm aus den Augen und Nüstern. Die Midgardsschlange erfüllt Meer und Luft mit ihrem Gifte, sie ist entsetzlich zu schauen, wie sie daherschreitet an der Seite des Wolfes.

Aber nicht blos die Riesen des Abgrunds und des fernen Utgard stürmen heran. Aus dem gespaltenen Himmel reiten auch die Feuerriesen herab, um sich mit jenen zu vereinigen im Angriffe auf die Asen. Surtur führt sie an. Vor und nach ihm geht eine lodernde Flamme her. Sein Schwert strahlt heller als die Sonne. Wenn dieses Heer über die Regenbogenbrücke

reitet, welche, von Heimdall bewacht, den Uebergangspunkt nach Asgard bildet, so zerbricht sie unter der Menge von Reisigen.

Und nun naht das Ende. Es krachen die Felsengebirge zusammen, die Riesinnen schwanken, die Menschen sterben und der Himmel zerberstet. Das heranrückende Riesenheer strömt nach einer Ebene, die Wigrid heißt und hundert Meilen lang und ebenso breit ist. Da werden sie mit den Asen streiten. Dahin kommt der Fenriswolf und die Midgardsschlange, Loke und der Riese Hrymer. Mit Hrymer ziehen die Winterriesen, Loke befehligt die Geister der Unterwelt. Die Schlachtordnung der Feuerriesen ist von den übrigen geschieden und sehr glänzend. Und nun kommen auch die Götter herangezogen und mit ihnen alle Helden, die in Walhalla versammelt sind. Voran reitet Odin, das Haupt mit einem Goldhelme bedeckt, in schöner Rüstung, den Speer Gugner in der Hand. Er geht, mit dem Wolfe zu kämpfen. Und wehe, jetzt bricht Friggas Herz zum zweiten Male; denn Odin unterliegt dem Ungeheuer. Dann aber kommt, wie die Edda sich ausdrückt, der große Sohn des Siegesgottes, um mit dem mörderischen Wolfe zu kämpfen, und indem er den Speer bis ins Herz des Riesensohnes (die Mutter des Wolfs Angurbode war eine Riesin) hineinbohrt, rächt er den Tod des Vaters. Thor, der herrliche Sohn der Erde, streitet mit Jormungard, und zornig erschlägt sie der Vertheidiger der Welt. Allein sein Sieg freut ihn nicht lange. Mit vorgebeugtem Leibe geht er neun Schritte von der Schlange, dann stirbt auch er, vergiftet von dem Geifer der besiegten Feindin. Freir streitet mit dem Feuerkönige Surtur, und er fällt nach hartem Kampfe, weil ihm sein gutes Schwert fehlt, welches er Skirner geschenkt hat. Tyr kämpft mit Garmr, dem Höllenhunde, und erschlägt ihn, empfängt aber ebenfalls tödtliche Wunden. Heimdall hat Loke zum Gegner, und auch sie fallen beide durch die Hand des Gegners.

Nachdem Thor sterbend zu Boden gesunken, wirft Surtur Feuer, und die ganze Welt verbrennt. Die Sonne schwärzt sich, die Erde sinkt ins Meer, und vom Himmel fallen die klaren Sterne. Heiße, Alles verzehrende Dämpfe wirbeln um den welternährenden Baum, die Esche Ygdrasill, und die hochstrebende Flamme leckt bis an den Himmel hinauf.

Nach diesem Weltbrande scheint man sich eine große Ueberschwemmung gedacht zu haben. Denn die Seherin, welche in der Edda von der Götterdämmerung weissagt, fährt nach Schilderung des Untergangs der Welt in Surturs Feuer fort:

„Und von Neuem sehe ich die Erde herrlich und anmuthig aus den Wellen auftauchen. Die Wasser sinken, der Adler schwebt vorüber und schaut sich nach Fischen um.“ Zwei Menschen sind dem Weltbrande entgangen. Sie heißen Lif und Lifthraser und nähren sich anfänglich vom Morgenthau. Von ihnen werden alle Geschlechter stammen, welche die neue Erde bevölkern sollen. Ueber ihnen aber wird eine neue Sonne, die Tochter der älteren, leuchten. Auch in der Götterwelt ist Alles erneut. Nach der einen Sage leben nur Widar und Wale, und die Söhne Thors, Mode und Magne, nach einer andern alle Götter wieder auf. Die Asen erwachen aus dem Todesschlafe und begegnen einander da, wo sie am Anfange der Welt mit einander lebten, auf der Ebene Ida. Hier sprechen sie mit einander vom starken Weltsturze und gedenken der tiefen Weisheitsregeln und der Urgebote des höchsten Gottes. Sie finden die herrlichen Goldtafeln (auf denen das Gesetz dieses höchsten Gottes verzeichnet war) wieder, die frühe in der Zeiten Geburt in ihrem Besitze waren. Alles Böse ist verschwunden. Baldur und Hödur kehren von Hel zurück, um Odins Siegespalast zu bewohnen. Ein neuer Weltbaum grünt empor. Das Feld trägt Frucht, ohne angebaut zu werden. Und über der neuen Erde ist ein neuer Himmel, heller als die Sonne, Gimle mit Namen. Da werden tugendreiche Menschen wohnen und alle Zeiten hindurch Wonne genießen. „Dann,“ sagt die Seherin, indem sie ihre Weissagung schließt,

„Dann kommt zur Herrschaft der reiche Gott,
Der Starke von Oben, der Alles regiert.
Der stellt den Richterstuhl, richtet zum Frieden
Und giebt Gesetze, die ewig währen.“

Die Welt der Finsterniß ist vernichtet, die Riesen sind untergegangen, die Schattenwelt der Hel hat aufgehört zu sein. Nur Nastrond existirt noch, der Ort der Qual, wo Nidhöggr, der schwarze Drache, wohnt und mit Leichen unter den Flügeln

über das Gefilde fliegt. Aber er ist in den Abgrund versunken, um nie wieder in der Welt des Lichts und des Friedens zu erscheinen.

X.

Sagen von den Göttern aus der nachheidnischen Zeit.

Jene erhabene Weissagung von der Götterdämmerung wurde, wenn auch nicht in wörtlichem Sinne, wirklich erfüllt durch den Untergang des altgermanischen Lebens im Weltbrande der Völkerwanderung und durch die Einführung des Christenthums. Aber wie nach dieser Weissagung die Asen aus dem Tode erwachen und fortleben sollten, so geschah es auch in der Wirklichkeit, daß das Volk Deutschlands und des scandinavischen Nordens noch lange nach Einführung der Lehre vom christlichen Gotte an die alten Götter glaubte oder sie wenigstens als übermenschliche Mächte noch fürchtete; ja selbst bis in die neueste Zeit hat sich die Erinnerung an einige der Gottheiten unserer Urväter im Aberglauben einzelner Landschaften erhalten, und etliche von diesen Spuren aus der heidnischen Zeit werden wir in den Sagen wiederfinden, welche in den folgenden Kapiteln mitgetheilt werden sollen. Sehr häufig vor Allen erschien Odin, oder in Deutschland Wuotan, in der christlichen Zeit noch.

So geschah es im Saale des norwegischen Königs Wolsung. In der Mitte desselben stand eine mächtige Eiche, die hoch über das Haus hinausgewachsen war und mit ihren Zweigen das Dach beschattete. Da trat einst bei einer großen Versammlung Odin in Gestalt eines hohen einäugigen Greises, der einen langen Bart und einen niedergebogenen grauen Hut trug, in den Saal. Niemand hatte den Muth, dem alten Manne einen Gruß zu bieten. Er hielt ein Schwert in der Hand, das er bis ans Heft in den Stamm jener Eiche hineinstach. „Wer dieses Schwert herauszuziehen vermag," sagte er, „der soll es von mir zum Geschenke haben, und er wird dann innewerden, daß er nie eine bessere Klinge in Händen hatte." Dann ging er zur Thür hinaus,

und Niemand wußte, wo er hingegangen. Alle versuchten das Schwert herauszuziehen, aber Keiner vermochte es. Da trat der Sohn des Königs selbst, Sigmund geheißen, herzu und zog es ohne alle Mühe aus dem Stamme. Er wurde durch das Schwert der tapferste Held und einer der ruhmreichsten Könige des alten Nordlands. Endlich aber schlug auch seine Sterbestunde. Es war auf einem Schlachtfelde, als ihm der einäugige Greis wieder begegnete. Er hielt jetzt einen Spieß in der Hand. Als Sigmund diesen mit seinem Schwerte berührte, zersprang die Klinge in zwei Stücke, und jetzt wußte der König, daß sein Fall nahe sei, und siehe da, er starb noch in demselben Treffen.

Ebenso fiel der berühmte Held Helge Hundingsbane, der Sohn Sigmunds, durch Odin selbst, ja er wurde sogar von ihm mit dem Speere durchbohrt. Ueberhaupt aber glaubte man, Odin zu sehen, wenn eine große Schlacht geliefert oder ein bedeutender Krieg begonnen werden sollte. Ein Beweis davon ist die folgende Sage aus Schleswig.

Zu einem Bauer auf einer der Inseln an der schleswigschen Westküste, der zugleich das Schmiedehandwerk betrieb, kam eines Tages ein Reiter und bat, ihm sein Pferd zu beschlagen. Als der Bauer ihn fragte, wo er vergangene Nacht zugebracht, nannte er einen so entfernten Ort, daß Jener ihn der Lüge zieh. Indessen fing er an, die Hufeisen zu schmieden. Dieselben gelangen ihm aber nicht, indem sie weit größer geriethen, als er sie gewöhnlich machte. Dennoch waren sie nicht zu groß, als er sie dem Pferde aufheftete. Nach Vollendung der Arbeit fragte der Schmied, wo der Fremde diese Nacht zu schlafen gedächte, und wieder nannte dieser einen Ort, der sehr entfernt lag. „Du sprichst die Wahrheit nicht,“ entgegnete der Schmied, „denn so weit kannst Du in neun Tagen nicht reiten.“ Der Fremde stieg nun in den Sattel. Ehe er jedoch wegritt, sollte er dem Schmiede noch sagen, wer er wäre. „Hast Du noch niemals von Odin gehört?“ fragte der Fremde. „Ich habe seinen Namen wohl erwähnen hören,“ erwiderte Jener. „Nun hier kannst Du ihn einmal sehen,“ versetzte der Fremde, „und wenn Du es nicht glaubst, so magst Du nur Acht geben, wie ich mit meinem Pferde über Deinen Zaun sprenge.“

Nun spornte der Reiter das Pferd an, und siehe da, es sprang über den Zaun, der neun Ellen hoch war, ohne ihn zu berühren. Der Schmied aber sah den Fremden nie wieder. Drei Tage nachher wurde an dem Orte, den der Fremde als sein Ziel angegeben, eine gewaltige Schlacht geschlagen, und so lebte Odin selbst damals — es war im 13. Jahrhundert — als Gott des Krieges und Sieges im Bewußtsein des Volkes fort.

Ganz allgemein aber ist der Glaube an sein noch jetzt vorkommendes Erscheinen in den vielfachen Sagen vom wilden Jäger und dem wüthenden Heere ausgedrückt, an welches die Bauern im Norden wie im Süden Deutschlands noch an mehr Orten glauben, als man nach der gewöhnlichen Ansicht von einer bei uns allenthalben verbreiteten Aufklärung und Bildung meinen sollte. Dieser wilde Jäger nämlich, welcher auch den Namen Hackelberndt führt, ist — Hackelberndt nämlich bezeichnet ursprünglich einen geharnischten oder in einen Mantel gehüllten Mann — Niemand anders als der alte Wuotan, der mit dem Heere der Todten, die er zu sich genommen hat, in erhaben grauenvollem Zuge des Nachts durch die Lüfte braust. Dieß wird auch dadurch bewiesen, daß er in Norddeutschland Wod heißt, daß er ganz so wie Wuotan gedacht wurde, einen breitkrämpigen Hut und einen blauen, weißgefleckten Mantel trägt, daß er ferner stets auf einem Schimmel erscheint, während auch Wuotans Roß von weißer Farbe war, daß man sein Gefolge in Schwaben geradezu das Wuotesheer nennt, und daß er sich vorzüglich in den Nächten, welche unsern heidnischen Vorvätern als besonders heilige galten, sehen läßt. Namentlich wichtig aber ist, daß die Leute, welche sein Gefolge bilden, keine Köpfe haben, was auf einen gewaltsamen Tod derselben deutet. Auch Wuotan nahm nur solche zu sich, die ihr Leben gewaltsam durch das Schwert verloren hatten. Andere Merkmale zum Vergleiche würden hier zu weit führen, einige aber werden sich bei den folgenden Sagen vom wilden Heere und seinem Führer noch beibringen lassen.

Ein mecklenburgischer Bauer kam einst betrunken in der Nacht aus der Stadt. Sein Weg führte ihn durch den Wald. Da hörte er plötzlich die wilde Jagd und das Getümmel der Hunde und den Zuruf des Jägers in hoher Luft. „Mitten in

den Weg! Mitten in den Weg!" rief eine Stimme, allein er achtete ihrer nicht. Da stürzt auf einmal aus den Wolken nahe vor ihm hin ein langer Mann auf einem Schimmel. „Hast Du Kräfte?" spricht der Mann. „Wir wollen uns beide versuchen. Hier die Kette, fasse sie an und laß uns sehen, wer am stärksten ziehen kann." Der Bauer faßte beherzt die schwere Kette, und hoch auf schwang sich der wilde Jäger. Der Andere hatte die Kette schlauer Weise um eine nahestehende Eiche geschlungen und vergeblich zerrte der in der Luft dahinreitende Wod. „Hast gewiß das Ende um die Eiche gewickelt?" fragte dieser wieder herabkommend. „Nein," versetzte der Bauer, „sieh her, so halte ich's in meinen Händen." — „Nun so bist Du mein in den Wolken," schrie der wilde Jäger und schwang sich wieder empor. Aber nochmals schürzte der pfiffige Bauer die Kette rasch um den Eichstamm, und es gelang dem Wod nicht, ihn mitzuschleppen. „Und doch hast Du die Kette an dem Baume fest gemacht!" rief abermals herniederfahrend Wod. „Nein," erwiderte der Bauer, der sie eiligst losgewickelt hatte, „sieh, so halte ich sie in meinen Händen." — „Nun denn, und wärest Du schwerer wie Blei, so mußt Du hinauf zu mir in die Wolken," rief der wilde Jäger, und schnell wie der Blitz ritt er aufwärts. Aber der Bauer half sich auf die alte Weise. Die Hunde bellten, die Wagen rollten und rasselten, die Rosse wieherten droben, die Eiche krachte an den Wurzeln und schien sich zu drehen. Dem Bauer wurde angst und bange, aber die Eiche hielt Stand. „Das war wacker gezogen," sprach der Jäger aus den Lüften. „Mein wurden schon viele Männer. Du bist der Erste, der mir widerstand. Ich werde Dir's lohnen."

Damit ging die Jagd weiter mit lautem „Hallo, holla! Wod! Wod!" Der Bauer aber schlich seines Weges. Da stürzt aus ungesehenen Höhen plötzlich ein Hirsch vor ihn hin, und Wod ist da, springt von seinem weißen Rosse und bricht das Wild auf. „Blut sollst Du haben," sagt er zum Bauer, „und ein Hinterviertel dazu." — „Herr," versetzt der Bauersmann, „Dein Knecht hat weder Kessel noch Topf." — „Nun so zieh den Stiefel aus," spricht Wod, und nachdem jener dieß gethan, gießt er ihm den Stiefel voll Hirschblut und giebt ihm das ver-

sprochene Stück Wildpret dazu, indem er sagt: „Nun wandre mit Fleisch und Blut zu Weib und Kind." Die Angst erleichterte anfänglich die Last, aber allmählich ward sie schwerer und schwerer, kaum vermochte er sie noch zu tragen. Mit krummem Rücken, vom Schweiße triefend, erreichte er endlich seine Hütte, und siehe da, der Stiefel war voll Gold und das Hinterstück ein lederner Beutel mit Silber.

Denen, die seiner spotteten, ward es nicht so gut. Zu Delligsen bei Hildesheim ließ sich der wilde Jäger, hier der Helljäger geheißen, ebenfalls häufig vernehmen. Da nahmen sich die jungen Leute des Dorfes einst vor, ihn zu höhnen. Sie versammelten sich jeder mit einem Hunde an der Stelle, wo er zu erscheinen pflegte, und als er durch die Luft herangejagt kam und sein Ha ha, tejiff, tejaff! hören ließ, schrieen sie allesammt ebenfalls ha ha, und wie die Hunde droben kläfften und bellten, so kläfften und belferten die Hunde der Bursche unten im Dorfe. Da warf ihnen der wilde Jäger etwas herab, so daß sie auseinander liefen, und schrie ihnen nach:

„Wollt Ihr mit mir jagen,
So könnt Ihr auch mit nagen,"

und als sie das Herabgeworfene am andern Morgen in Augenschein nahmen, siehe da, so war es das Hinterviertel eines todten Pferdes, wofür sie dem Helljäger natürlich keinen Dank wußten.

Besonders mannichfaltig sind die Sagen vom wilden Heere in Schwaben. Wir theilen einige davon mit:

Auf die Schweihöfe bei Dillingen an der Donau kam einst in der Mitternachtsstunde ein Jäger, klopfte den Bauer heraus und bat ihn, er möge ihm doch seinen Hund leihen, er solle dafür auch ein Stück von dem Wildpret bekommen, welches er erjagen werde. Der Bauer band darauf seinen Hund los und gab ihn dem Jäger mit. Nach etwa einer Stunde kam letzterer zurück und warf dem Bauer einen Menschenfuß durchs Kammerfenster hinein. Der Hund aber lag vor der Hausthür und war zerrissen. Da erkannte der Bauer mit Entsetzen, daß der wilde Jäger bei ihm gewesen war, und daß er ihm durch Ueberlassung des Hundes zur Umbringung eines Menschen geholfen hatte.

Denn mit seinen eignen Hunden — sagt der Aberglaube — kann der wilde Jäger Niemanden etwas anhaben.

In Graubündten nennt man das wüthende Heer „das Todtenvolk.“ Im Elsaß heißt es, daß es unter der Erde hause und nur alle sieben Jahre auf dem Ochsenfelde bei Ruffach zum Vorschein komme. Einst ging die Tochter eines Bäckers aus Ruffach über das Ochsenfeld und trug einen Korb mit Weißbrot auf dem Rücken, welches sie im nächsten Dorfe verkaufen wollte. Da ritt plötzlich ein Mann in Waffen auf einem Schimmel auf sie zu und ersuchte sie, doch mit ihm zu gehen. Er wolle sie an einen Ort führen, wo man ihr das Gepäck sogleich abkaufen und gut bezahlen werde. Das Mädchen war bereit dazu und folgte dem Reiter in einen unterirdischen Gang, durch welchen sie in ein weites Heerlager gelangte. Hier war Alles voll von geharnischten Leuten, die große Bärte hatten, aber alle fest schliefen. Hier kaufte man dem Mädchen das Brod ab und bezahlte es reichlich, sagte ihr auch, sie solle doch alle Tage so viel Brot hierher bringen, was sie auch gerne versprach. Das Mädchen hielt ihr Versprechen und trug mehrere Jahre ihr Brot in das unterirdische Lager. Der Bäcker wurde dadurch ein wohlhabender Mann. Da aber geschah es, daß seine Tochter krank wurde, so daß sie ihren Gang nicht mehr verrichten konnte. Sie wollte deshalb einen ihrer Brüder schicken, und beschrieb ihm genau den Platz, wo er sich hinwenden müsse. Dort, sagte sie, werde sich eine Thüre vor ihm aufthun, und durch diese werde er schon ins Lager gelangen. Der Knabe ging nun zwar hin und fand auch richtig den Platz. Allein die Thür wollte sich nicht zeigen, und so mußte er sein Brot wieder heimtragen. Das Mädchen aber — setzt die Sage hinzu — starb bald darauf, und seitdem ist Niemand wieder in das unterirdische Heerlager gekommen.

An manchen Orten sagt man, das zeitige Erscheinen des Wuotesheeres bedeute ein gesegnetes Jahr und eine gute Ernte, was auf Wuotans Eigenschaft als Verleiher von Getreidesegen deutet. Anderswo heißt es, der Umzug des gespenstischen Heeres verkündige einen Krieg, was an Wuotan, den Kriegsgott und Schlachtenlenker, erinnert. In Markgröningen, wo es in jeder Charfreitagsnacht über dem Orte sich hören läßt, macht es eine

wunderbar schöne Musik, bei Wurmlingen erscheint es als ungeheurer, furchtbar durch die Luft rasselnder Wagen, in welchem eine große Menge Menschen sitzen. Wem es begegnet, der muß sich platt auf den Boden werfen und sich an etwas, sei es auch nur ein Grashalm, anhalten, sonst wird er entführt und ist des Todes.

Durch das würtembergische Dorf Thieringen kam noch vor wenigen Jahren jedesmal zu Weihnachten das Wuotesheer und fuhr durch ein bestimmtes Haus hindurch, in welchem man deshalb immer Thüren und Fenster aufmachen mußte, sobald man es kommen hörte. Da dachte einst der Hausherr, er wolle doch einmal aufbleiben und zusehen, was es mit dem Wuotesheer für eine Bewandtniß habe. Er blieb deshalb, als es hindurchfuhr, gelassen in der Stube sitzen. Da rief aber sogleich eine Stimme: „Streich dem da doch einmal die Spältle zu," und alsbald fühlte der Neugierige, wie Jemand ihm mit dem Finger über die Augen strich, worauf er plötzlich stockblind wurde. Alle Mittel, die er anwendete, um sein Gesicht wiederzuerlangen, waren vergeblich. Da gab ihm eines Tages Jemand den Rath, er solle sich doch das nächste Mal, wenn das Wuotesheer wieder hindurchziehe, in die Stube setzen, schaden könne es ihm auf keinen Fall. Diesem Rathe folgte der Mann, und siehe da, es war zu seinem Heile. Als nämlich im folgenden Jahre der Spuk wieder durch das Haus brauste, rief eine Stimme aus dem Haufen: „Streich dem da auch die Spältle wieder auf," worauf der Mann eine Berührung um die Augen herum empfand und sogleich wieder sehen konnte. Da erblickte er auch das ganze Wuotesheer; das war eine Schaar von verschiedenen Menschen, Alten und Jungen, und die machten einen großen Lärm.

In anderen würtembergischen Orten heißt der wilde Jäger der Schimmelreiter, weil er stets auf einem weißen rothgefleckten Gaule erscheint. Als solcher ist er zum bloßen Gespenste geworden, welches die Menschen durch allerlei Schabernack quält. Doch erinnert sein Schimmel, der brausende Wind, der ihn begleitet, und der graue Mantel, den er gewöhnlich trägt, immer noch an den alten heidnischen Gott. Noch mehr ist dieß an den Orten der Fall, wo er, wie in Wiesensteig im Filsthale, in der

Adventszeit mit einem breitrandigen Lederhute in einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen durch die Lüfte fährt. Der Name „Breithut,“ den er hier führt, erinnert deutlich an den Namen „Sidhöttr,“ den Odin in der Edda führt.

Einen solchen Hut trägt er auch in den Gegenden, wo er, wie in Lustnau, den Namen Ranzenpuffer führt. Hier geht die echtmythische Sage von ihm, daß er sich den hohen vortrefflichen Schimmel, den er hier ebenfalls reitet, aus dem Meere geholt habe. Er ging nämlich einst, heißt es, am Charfreitagsmorgen vor Sonnenaufgang an das Ufer der See. Da stieg das herrliche Roß daraus empor, ließ sich von ihm an den Ohren fassen, ließ ihn aufsitzen und trug ihn ohne Sattel und Zügel, wohin er wollte, durch die Luft, über das Land und auf dem Wasser.

Wir haben gesehen, daß das wilde Heer zunächst als Jagdzug, sodann als Umzug der Todten im Gefolge des Gottes, der die Verstorbenen aufnimmt, endlich als kriegweissagende Erscheinung, als wirkliches Kriegsheer aufgefaßt wird. Als solches erscheint es, wie vorhin gezeigt, auf dem Ochsenfelde bei Ruffach, als solches wird es vor ausbrechenden Kriegen am Rheine bei der Ruine Bodenstein gefunden, als solches läßt es sich mit Trommeln, Pfeifen und Waffengetöse noch an verschiedenen anderen Orten hören. Die schönste und vollständigste Sage in dieser Beziehung ist die, welche sich an den niederhessischen Odenberg knüpft. Das Volk sagt, in diesem Berge wohne Karle Quinte (Kaiser Karl V.) mit seinen Soldaten. Früher mag es geheißen haben: Karl der Große, und noch früher sagte man ohne Zweifel: Wuotan hause in dem Berge. Dieß geht schon aus der Erzählung hervor, nach welcher Karl mit seinen Kriegern fliehend von Morgen her, d. h. aus Westphalen, in die Gebirge dieser Landschaft eingerückt sei. Die Krieger schmachteten vor Durst, der Kaiser saß auf schneeweißem Schimmel, da trat das Pferd mit dem Hufe auf den Boden und schlug einen Stein vom Felsen ab, und siehe da, aus der Oeffnung sprang ein frischer reicher Quell, so daß das ganze Heer getränkt werden konnte. Diese Quelle heißt Glisborn. Ihrer klaren Fluth mißt das Landvolk größere Reinigungskraft bei als anderem Wasser, und aus den umliegenden Dörfern gehen die Weiber dahin, um ihre Leinwand

zu waschen. Nach der Tränkung des Heeres aber schlug der Kaiser nach der Sage eine mächtige Schlacht am Fuße des Odenberges, bei welcher das Blut in solchen Strömen floß, daß es tiefe Löcher in den Boden riß und bis Bessa hinabströmte. Karl erfocht den Sieg. Abends aber that der Berg sich auf, nahm ihn und das ermattete Kriegsvolk auf und schloß seine Wände. In diesem Odenberg ruht nun der Kaiser von seinen Heldenthaten aus. Er hat verheißen, alle sieben Jahre wiederzukommen, und wirklich will das Volk, wenn diese Zeit um ist, Pferdegewieher, Hufgetrappel und Waffengeklirr vernommen haben. Der Zug geht dann an den Glisborn, wo die Rosse getränkt werden, und verfolgt hierauf seinen Weg, bis er nach vollbrachter Runde wieder in den Berg zurückkehrt.

Einst suchte ein Schmied in den Hecken des Odenbergs nach einem Weißdorn zu einem neuen Hammerstiele. Da entdeckte er plötzlich ein vorher nie wahrgenommenes Loch in dem Steingerölle, trat hinein und stand in einer wunderbaren Welt. Es war eine gewaltige Höhle, in welcher starke Männer mit eisernen Kugeln Kegel schoben. Der Schmied schaute ihnen eine Weile zu. Sie forderten ihn auf, mitzuspielen. Er aber lehnte dieß ab, indem er sagte, die Kugeln seien für seine Hände zu schwer. Die Männer blieben demungeachtet freundlich und sagten ihm, er solle sich ein Geschenk wählen. Der Schmied bat um eine der Kugeln, erhielt sie, trug sie nach Hause und legte sie unter sein Eisengeräth. Als er sie nun später verschmieden wollte und rothgeglüht hatte, zersprang sie auf dem Amboße, und jedes Stück war eitel Gold. Er ging nun oft wieder nach dem Berge, um die Oeffnung zu suchen, fand sie aber niemals wieder. Jenesmal hatte er eben den Tag getroffen, wo der Berg den Menschen zum Eintritte offen steht. Sonntagskinder können alle Jahre an gewissen Tagen hinein, und sie erblicken dann einen uralten langbärtigen Mann, der einen metallnen Becher in der Hand hat und sie beschenkt.

Daß es aber Odin oder Wuotan ist, der in dem Berge wohnt, läßt sich schon aus dem Namen Odenberg, sodann aus dem langen Barte und aus dem Becher schließen, indem die Edda Odin den Bärtigen nennt und nur vom Weintrinken leben läßt.

Noch deutlicher aber tritt der alte Gott hervor in folgender Sage. Einmal gingen Leute am Odenberge vorbei und vernahmen Trommelschlag, ohne etwas zu sehen. Da hieß sie ein kluger Mann nach einander durch den Ring blicken, den er mit seinem in die Seite gestemmten Arme bildete, und alsbald gewahrten sie eine Menge Kriegsleute, die in Waffenübungen begriffen, aus dem Berge heraus und wieder hineinzogen. Dieß stimmt beinahe wörtlich mit einer alten nordischen Sage überein, welche Saxo Grammaticus erzählt, und wo Biarco den „waffenmächtigen schrecklichen Gemahl der Frigga, der mit weißem Schilde bedeckt und ein weißes Roß tummelnd" dem feindlichen Heere der Schweden beistand, nicht eher zu erblicken vermochte, bis sein Gefährte Ruta ihn durch seinen eingestemmten Arm schauen hieß, worauf er den Gott sofort erkannte.

Noch deutlicher aber wird es, daß unter den Sagen von dem wilden oder wüthenden Heere keine Erfindung der abergläubischen Phantasie, sondern eine Erinnerung an den alten Gott verborgen ist, durch die Sage von dem Grünewald auf der Insel Möen. Hier jagt der „Grönjette", d. h. der bärtige Riese jede Nacht zu Pferde, das Haupt unter dem linken Arme, einen Spieß in der Rechten, eine Meute Hunde um sich herum, und zur Erntezeit legen ihm die Bauern ein Gebund Hafer für seinen Gaul hin, damit er des Nachts ihre Saaten nicht zertrete. Dieß ist entschieden ein Opfer, welches auch in Deutschland dem Wuotan gebracht wurde, wie sogleich gezeigt werden soll. Wenn Wuotan hier aber als Riese bezeichnet ist, so ist dieß eine Verwechselung der Volksüberlieferung, welche die alten Götter dem neuen christlichen Gotte in demselben Verhältnisse gegenübertreten läßt, in welchem den Göttern einst die Riesen gegenüberstanden. Dieß zeigen die beiden folgenden schwedischen Sagen, in welchen alte Götter als Riesen auftreten.

Schiffer aus Halland waren einst mit ihrem Fahrzeuge nach einer Insel verschlagen worden, die mit dunkeln Klippen umgeben einsam im Meere lag. Hier trafen sie einen blinden Riesen, der sie fragte, wo sie herkämen. Auf ihre Antwort: „Von Halland", erkundigte er sich, ob die weiße Frau noch dort lebe, womit er das Marienbild in der dortigen Kirche meinte.

Sie bejahten dieß. Da sagte der Riese, mit dessen Blindheit die Sage gewiß nur Odins Einäugigkeit meint, „wenn Ihr guten Wind haben wollt, so müßt Ihr mir versprechen, den Gürtel, den ich Euch gebe, dem Marienbilde umzuthun.“ Sie sagten dieß zu, und mit glücklichem Winde heimgekehrt, überlegten sich die Seeleute, ob sie nun dem Begehren des Blinden nachkommen sollten. Da beschlossen sie, den Gürtel lieber einem Birkenbaume umzubinden, und siehe da, die Birke flog sogleich in die Luft. Ebenso würde es mit dem Marienbilde gegangen sein, wenn sie ihm den Zaubergürtel umgethan hätten.

Nach einer andern Erzählung sahen verschlagene Seeleute auf einer abgelegenen Seeküste des Nachts ein Feuer brennen. Als sie darauf zu ruderten und ans Land stiegen, sahen sie bei dem Feuer nur einen einzigen riesenhaften alten Mann sitzen. Er fragte einen der Fremdlinge: „Wo bist Du her?“ Der antwortete: „Aus Hisingen im Pastorate Säfve.“ — „Bist Du auch in Thorsby bekannt?“ — „Ja wohl.“ — „Nun so weißt Du wohl auch, wo der Ulfeberg liegt?“ — „Ja, ich bin oft dort vorbeigegangen auf dem Wege von Götheborg nach Marstrand.“ — „Stehen da die großen Steine und Erdhügel noch unverrückt?“ — „Ja, doch einer der Steine neigt sich zum Falle.“ — „Nun denn so sage den Leuten, die dort herum wohnen, daß sie die Steine und Hügel am Ulfeberg nicht zerstören und den Altar, der dort ist, in gutem Stande halten. Du sollst auch guten Wind zur Heimkehr dafür haben.“ — Der Schiffer versprach, den Auftrag auszurichten, fragte aber nach dem Namen des alten Riesen. „Ich heiße Thore Brack,“ antwortete dieser, „habe ehemals dort gewohnt, ward aber flüchtig. Am Ulfeberg in den großen Hügeln liegt mein ganzes Geschlecht, und an dem Altar dort dienten und opferten wir unsern Göttern.“

Solche vor der neuen Religion flüchtig gewordene Götter, die in Wäldern und Einöden und noch häufiger in Bergen hausen, und die sich das christliche Volk, weil es sich ihrer schämte, allmählig mit den Namen geliebter und berühmter Helden bekleidete, giebt es allenthalben, und stets knüpft sich an sie der Gedanke, daß sie nicht auf ewig verborgen bleiben, sondern erwachen und aus ihrer

Verborgenheit hervorgehen werden, wenn das Volk ihrer Hülfe bedarf. In einem Hügel an der Weser beim westphälischen Dorfe Mehnen sitzt Wittekind, der alte Sachsenherzog. Im Schlosse Kronborg tief in einem Keller harrt der berühmte Dänenheld Holger Danske, bis das Land seiner bedürfen wird. In der Burg Geroldeck wohnt Siegfried der Drachentödter mit andern Helden der Sage, um einst zu erscheinen, wenn das deutsche Volk in höchster Noth sein wird. In einer Felskluft am Vierwaldstädter See schlafen die drei Stifter des Schweizerbundes, um aufzuwachen, wenn die Eidgenossenschaft in Gefahr schwebt.

An diesen Glauben aber knüpft sich ein anderer. Von der Noth des einzelnen Volkes ging der Gedanke weiter zu dem Tage, wo die ganze Welt in höchster Noth sein wird, d. h. zum jüngsten Gerichte, und so kam die Erinnerung an die heidische Idee der Götterdämmerung und den Kampf der Asen mit den Riesen wieder. Dieß ist besonders in den Sagen von Kaiser Friedrich dem Rothbart, der im Kiffhäuser, und von Karl dem Großen, der im Unterberge bei Salzburg schlafen soll, ausgedrückt. Beiden wächst der Bart um den Steintisch herum, an dem sie sitzen, und wenn er zum dritten Male die letzte Tischecke erreicht hat, so tritt das Weltende ein, der Antichrist erscheint, die Engelsposaunen ertönen, und der jüngste Tag ist angebrochen. Auf einem Felde steht ein dürrer Baum, der schon dreimal umgehauen wurde, dessen Wurzel aber stets wieder ausschlug, so daß ein vollkommener Baum daraus wurde. Wenn er wieder zu grünen anhebt, dann naht die schreckliche Schlacht zwischen Guten und Bösen, und wenn er Früchte trägt, so wird sie anheben. Der aus dem Berge getretene Kaiser hängt seinen Schild an den Baum und alles Volk wird herzulaufen, und ein solches Blutbad wird sein, daß den Kriegern das Blut in die Schuhe rinnt. Da werden die bösen von den guten Menschen erschlagen werden.

Die Deutung dieser Sage ist leicht, wenn man annimmt, daß der im Berge hausende bärtige Held, dem im Kiffhäuser Raben die Stunde des Erwachens verkünden sollen, Wuotan, der Schlachtenlenker ist. Der dürre, stets wieder ergrünende Baum ist dann die Esche Ygdrasill, die auch an einer Seite verdorrt war und allenthalben benagt wurde. Die Engelsposaunen

sind das Horn Heimdall's, das den Angriff der Riesen auf Asgard meldet. Der Antichrist ist Surtur, der König der Flammenriesen, oder Loki, der die Ungeheuer von Jötunheim zum Sturm auf die Burg der Götter heranführt. Das Aufhängen des Schildes an den Baum deutet den Beginn des großen Rathes an, zu dem sich die Götter vor der Entscheidungsschlacht versammeln. Das Ende dieser Schlacht aber ist deshalb hier ein günstiges, weil sich mit der altheidnischen Vorstellung die christliche vermischt hat und weil das Volk, das die Sage hegt, dabei nur an den christlichen Helden, nicht mehr an den alten Gott denkt, der das Urbild dieses Helden ist.

Zum Schlusse der Nachrichten vom Glauben an Wuotan möge noch der folgende Erntegebrauch mitgetheilt werden: In vielen norddeutschen Dörfern war es bis vor Kurzem noch Sitte, beim Mähen der Kornfelder einige Aehren stehen zu lassen, „dem Wodan für sein Pferd". An manchen Orten sprach man dazu sogar einen Spruch, worin der Gott aufgefordert wurde, sich die Gaben abzuholen. Im Schaumburgischen aber, wo dasselbe geschah, hoben die Schnitter nach dem letzten Sensenschlage die Werkzeuge empor, stellten sie aufrecht und schlugen mit dem Streek dreimal an die Klinge. Jeder tröpfelte von dem Getränke, das er bei sich hatte, Bier, Branntwein oder Milch, etwas auf den Acker, während die Frauensleute alle Brotkrumen aus den Körben auf die Stoppeln klopften. Nach dieser Spende trank man selbst einen Schluck, schwang den Hut, schlug wieder an die Sensenklinge, und alle mit einander sangen ein plattdeutsches Lied, welches jedenfalls aus dem Heidenthume stammt, und dessen erste Strophe auf hochdeutsch folgendermaßen lautet:

„Wod, Wod, Wod;
Der Himmelsriese weiß was geschieht,
Er, der herab vom Himmel sieht.
Volle Krüge und Aehren hat er,
Auf dem Holze wächst mancherlei.
Er ist nicht geboren und wird nicht alt.
Wod, Wod, Wod!"

Unterblieb diese Feierlichkeit, so trat das nächste Jahr Mißwachs ein; denn der Himmelsgott, der Speise und Trank spendete, auf den Bäumen allerlei wachsen ließ und von oben herab

Alles überschaute, wollte, daß ihm für seine Gaben auch Ruhm und Opfer würden.

Sehr interessant sind auch die Sagen, in denen das Volk die Erinnerung an die Gemahlin Wuotan's bewahrt hat. Es ist oben bemerkt, daß dieselbe in Deutschland unter verschiedenen Namen verehrt wurde und vorzüglich den Haushalt und den Flachsbau beaufsichtigte, und daß sie als Erdgöttin die Hälfte der Gestorbenen zu sich nahm. So erscheint sie in den Sagen, die noch im Volke leben, bald als Besuch in den Spinnstuben, bald aber, ganz wie Wuotan, als Führerin des Todtenheers und vorzüglich der Schaaren gestorbener Kinder.

So besucht sie in der Gegend zwischen der Saale und der Orla in der Nacht vor dem Dreikönigstage die Spinnstuben, bringt den Mädchen leere Spulen und befiehlt ihnen, sie in einer sehr kurzen Frist vollzuspinnen. Wenn das Verlangte nicht geliefert wird, so bestraft sie durch Verwirrung und Verunreinigung des Flachses. Am Dreikönigstage selbst aber, welcher in der Heidenzeit ihr geweiht war, darf Niemand spinnen, auch fordert die Sitte, daß man an diesem Tage Zemmede, ein Gericht aus Mehl und Wasser, welches den wiener Nockerle gleicht, auf dem Tische hat. Wer dieses Gericht nicht ißt, zu dem kommt die Perchta — so hieß die Göttin hier — schneidet ihm den Leib auf, nimmt die genossene andere Speise heraus und füllt den leeren Raum mit Flachsgewirr und Ziegelsteinen aus, worauf sie den Schnitt mit einer Pflugschar und einer Hemmkette wieder zunäht. Man nennt sie auch Königin der Heimchen, doch wird hier unter dem letztern Worte nicht wie gewöhnlich die Hausgrille verstanden, sondern man meint damit die Geister der verstorbenen Kinder, welche bei ihrem Umzuge ihr Gefolge bilden und von denen später eine rührende Sage mitgetheilt werden soll. Zunächst aber betrachten wir die Geschichten, wo sie als Vorsteherin der Spinnstuben und segnende Ackergöttin auftritt.

Zu Langendembach war eine alte Frau, die den ganzen Winter hindurch den Faden flink drehte und sogar am Dreikönigsabende nicht aussetzte. Sohn und Schwiegertochter warnten sie: „Wenn Perchta kommt, wird es Euch übel ergehen.“ —

„Ei was", entgegnete sie, „Perchta bringt mir keine Hemden, ich muß mir sie selbst spinnen." Nach einer Weile wird das Fenster aufgeschoben, Perchta schaut in die Stube und wirft leere Spulen herein mit dem Befehle, sie in einer Stunde vollzuspinnen, wo sie von ihr abgeholt werden würden. Da faßte sich die Spinnerin ein Herz, spann in aller Eile etliche Reifen auf jedwede Spule und warf die Spulen allesammt in den Bach, wodurch die Göttin versöhnt war.

Kommt Perchta bei ihrem Umzuge unvermerkt auf einen Kreuzweg, so zerbricht stets etwas an ihrem Pfluge oder Wagen, und sie muß dann die Hülfe der Menschen ansprechen, um es wieder hergestellt zu sehen. So hatte sie einst in dem fruchtbaren Saalthale zwischen Bucha und Wilhelmsdorf ihren Sitz, und auf ihr Gebot mußten die Heimchen die Felder und Fluren der Menschen wässern, während sie unter der Erde mit ihrem Pfluge ackerte. Zuletzt aber veruneinigten sich die Leute mit ihr, und sie beschloß das Land zu verlassen. Am Perchtenabende wurde der Fährmann im Dorfe Altar von ihr geweckt. Als er an das Saalufer kam, erblickten seine Augen eine große stolze Frau, umgeben von weinenden Kindern, die von ihm übergesetzt zu werden verlangte. Sie betrat das Fahrzeug. Die Kleinen schleppten einen Ackerpflug und eine Menge andern Geräths hinein, unter lautem Wehklagen, daß sie aus der schönen Gegend weichen müßten. Am andern Ufer angelangt, hieß ihn Perchta nochmals fahren, um die andern Heimchen zu holen, was er nothgedrungen that. Unterdessen hatte sie am Ackerpfluge gezimmert, deutete auf die abgefallnen Späne und sprach zum Fährmann: „Da nimm, das sei der Lohn für Deine Mühe!" Mürrisch über so elendes Fährgeld, steckte er drei von den Spänen ein, warf sie zu Hause auf das Fensterbret und legte sich zu Bett. Wie erstaunte er, als er am Morgen statt der Späne drei Goldstücke erblickte!

Aehnlich erging es dem Wagnermeister aus Colba, als er einst spät in der Nacht aus Oppurg, wo er gearbeitet hatte, nach Hause zurückkehrte. Am Ufer der Orla stieß er auf Perchta, deren zerbrochnen Pflug klagende Heimchen umringten. „Hast Du ein Beil bei Dir, so hilf und zimmere," rief die Göttin dem

erschrocknen Manne zu. Er half so gut er's vermochte, von den Spänen aber, die ihm als Bezahlung angewiesen wurden, nahm er nichts. „Davon habe ich genug zu Hause", sagte er und ging seines Weges. Daheim erzählte er, was ihm begegnet war, und als die Zuhörer ungläubig den Kopf schüttelten, zog er den Schuh aus, worein ihm eine der Späne gefallen war, und als er es näher besah, war es ein großes Goldstück. Jahr und Tag vergingen. Ein Knecht, der jene Erzählung mit angehört hatte, machte sich in der Perchtennacht auf den Weg nach der Stelle am Bache, wo sein Meister der Göttin begegnet war. Und er hatte nicht lange zu harren. Bald erschien sie mit ihrem Kindergefolge. Aber sie herrschte ihn zürnend an: „Was suchst Du hier um diese späte Stunde?" Erschrocken wußte der Knecht nichts zu antworten. Da fuhr sie fort: „Dießmal bin ich mit Werkzeug besser versehen. Du aber nimm, was Dir gebührt." Und mit diesen Worten hieb sie ihn mit dem Beile in die Schulter, daß er lange daran zu denken hatte.

Noch schlimmer erging es einer Spinnerin, die in der Perchtennacht vom Neidenberge herabkam. Sie hatte rein abgesponnen und war in der lustigsten Laune. Da plötzlich sah sie Perchta, die ihr mit dem Zuge des Heimchenvolkes den Berg herauf entgegenschritt. Es waren lauter Kinder von gleicher Art und Größe. Mühsam schob eine Schaar der Kleinen an einem gewaltigen Ackerpfluge, während ein andrer Haufe mit Ackergeräthe beladen war. Alle klagten laut, daß sie nun keine Heimath mehr hätten. Dieser wunderliche Zug erschien dem Mädchen so spaßhaft, daß sie laut zu lachen begann. Das verdroß Perchta, und sie blies die leichtfertige Dirne an, worauf dieselbe sogleich erblindete. Mit Mühe fand das arme Mädchen den Weg in ihr Dorf. Sie war nun unglücklich, konnte nicht mehr arbeiten und mußte deshalb betteln gehen. Als nun das Jahr verflossen war und Perchta wieder durch die Gegend zog, saß die Blinde traurig am Wege und bettelte, da sie Niemand kannte, auch sie an. Da sprach Perchta gütig: „Voriges Jahr blies ich hier ein paar Lichtlein aus, heuer will ich sie wieder anblasen." Mit diesen Worten blies sie der Magd in die Augen, welche alsbald wieder sehend wurden.

Wunderzart und anmuthig ist folgende hierher gehörige Sage. Einer jungen Frau war ihr einziges Kind gestorben, und sie weinte über alle Maßen und konnte sich nicht zufrieden geben. Jede Nacht lief sie hinaus auf das Grab und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen können. Da sah sie einst in der Nacht vor dem Dreikönigsfeste Perchta nicht weit von sich vorüberziehen. Hinter den andern Kindern, die ihr Gefolge bildeten, erblickte sie ein ganz kleines Kind, welches ein ganz durchnäßtes Hemdchen anhatte. Es trug einen großen Krug mit Wasser und vermochte, matt geworden, den Uebrigen nicht zu folgen. Aengstlich blieb es vor einem Zaune stehen, den Perchta überschritt und die andern Kinder überkletterten. Die Mutter erkannte in diesem Augenblicke ihr Kind, eilte hinzu und hob es über den Zaun. Während sie es so in den Armen hielt, sagte das Kleine: „Ach wie warm ist Mutterarm! Aber weine nicht so sehr, Du weinst mir meinen Krug sonst gar zu schwer. Da sieh, ich habe mir mein ganzes Hemdlein schon damit beschüttet.“ Das Kind mußte nämlich jede Thräne, welche die Mutter weinte, in seinen Krug sammeln (was an die Sitte des heidnischen Alterthums erinnert, den Todten Thränenkrüge mit ins Grab zu legen). Von diesem Tage an weinte die Mutter nicht mehr um ihr Kind.

Anders erscheint die Göttin in Thüringen und Hessen, wo sie Frau Holla heißt, und im Mecklenburgischen, wo man sie mit dem Namen „Fru Gauden“, d. i. Frau Wodan, bezeichnet. Hier ist sie die wilde Jägerin, die des Nachts über das Gefilde braust und mit ihrem Gefolge allerlei tollen Spuk treibt. Besonders in den zwölf Nächten, d. h. vom Weihnachtsabende bis zum Dreikönigstage, erscheint sie häufig, und dann lenkt sie ihren Zug gern durch die Straßen der Dörfer. Wo sie eine Hausthür offen findet da sendet sie eine Hündin hinein. Ein kleiner Hund wedelt nun am andern Morgen die Bewohner des Hauses an und stört die Ruhe desselben durch unaufhörliches Winseln, thut aber sonst Niemand ein Leid an. Beruhigen läßt er sich ebenso wenig als verjagen. Tödtet man ihn, so verwandelt er sich am Tage in einen Stein, der, wenn man ihn fortwirft, nach dem Hause zurückfliegt, und sich des Nachts wieder in ein heulendes Hünd-

chen verwandelt. Dieser Hund wimmert nun das ganze Jahr hindurch in einem fort, bringt Krankheit und Viehsterben über das Haus und verschwindet erst mit dem Tage wieder, an dem er das Jahr vorher gekommen. Jedermann hält deshalb in den zwölf Nächten die Hausthür wohl verschlossen.

In anderen Gegenden erscheint Frau Gauden in milderer Gestalt und besonders ist sie den Kindern gut und beschenkt sie häufig. Man kann sie übrigens durch ein gewisses Mittel vertreiben, wie dieß z. B. im Dorfe Semmerin geschah. Hier hatten fahrlässige Leute in einer Sylvesternacht ihre Hausthür sperrweit offen gelassen. Dafür fanden sie am Neujahrsmorgen ein schwarzes Hündlein auf ihrem Feuerherde liegend, das in der nächsten Nacht den Leuten mit unausstehlichem Gewinsel die Ohren voll schrie. Da war guter Rath theuer, was geschehen sollte, um den ungebetenen Gast loszuwerden. Man holte endlich eine kluge Frau, die den Rath ertheilte, es solle das sämmtliche Bier des Hauses durch eine Eierschale gebraut werden. Gesagt, gethan. Eine Eierschale wurde ins Zapfenloch des Braubottichs gesteckt, und kaum, daß das angegohrene Bier hindurch gelaufen war, so erhob sich Frau Gaudens Hündlein und redete mit vernehmlicher klarer Stimme: „Ich bin so alt wie Böhmens Gold, aber das hab' ich mein Lebtag nicht geschaut, daß man Bier durch eine Eierschale braut.“ Damit verschwand es, und seitdem hat in dieser Gegend kein Mensch wieder etwas von Frau Gauden und ihren Hunden gehört oder gesehen.

Besonders häufig sind die Sagen, wo die Göttin (zuweilen an bestimmten Tagen) als weiße Frau, die gewöhnlich einen Schlüssel, den Beruf der Hausfrau andeutend, trägt, mitunter auch in gelben Pantoffeln oder gar auf Gänsefüßen (worunter eine Erinnerung an die Schwanenkleider der Göttinnen sich birgt) einherwandelnd, weidenden Hirten, Wandrern oder Kindern aus einem Berge, in den sie verwünscht ist, entgegentritt und sie beschenkt.

So wohnt im Hörselberge bei Eisenach Frau Holla, läßt sich zuweilen sehen und verlockt die, welche sie erblicken, in das Innere, wo sie dann jahrelang in Freuden mit ihr leben, dafür aber um ihre Seligkeit kommen, wie dieß einst dem Ritter

Tannhäuser geschehen ist. Derartige Sagen finden sich allenthalben.

Zu Osterode am Harze läßt sich alljährlich am Ostersonntage eine weiße Jungfrau sehen, wandelt, ein Bund Schlüssel im Gürtel, langsam vor Sonnenaufgang an den dort fließenden Bach und wäscht sich das Gesicht. Einen armen Leinweber, der ihr bei diesem Gange begegnete, nahm sie mit sich hinauf nach der alten Burg bei der Stadt, brach ihm auf seine Bitte in dem Garten, der zwischen den Ruinen war, eine von den dort blühenden drei weißen Lilien ab und verschwand. Der Mann steckte sich die Blume auf seinen Hut, und siehe da, als er nach Hause kam und sich die Lilie besah, fand sich, daß sie von reinem Gold und Silber war und die Stadt Osterode nicht Geld genug hatte, sie zu bezahlen. Diese Wunderblume der Osterjungfrau kaufte nachher der Herzog gegen ein Jahrgeld dem Weber ab und nahm sie in sein Wappen auf.

Ein armer Kuhhirt aus Eibensbach in Schwaben hütete einst im Spätherbste in der Nähe der Ruine Blankenhorn und sah, als er mit seiner Heerde heimkehren wollte, eine große schöne Schlüsselblume am Heuchelberge stehen. Die hatte er sonst nie in dieser Jahreszeit noch blühen sehen. Er brach sie sich deshalb ab und steckte sie an den Hut. Alsbald wurde ihm der Hut so auffallend schwer, daß er ihn abnahm. Da steckte statt der Blume ein silberner Schlüssel daran, und zugleich sah er eine schneeweiße Frau vor sich stehen, die sagte ihm: mit dem Schlüssel solle er die Thür aufschließen, die er plötzlich an dem Berge erblickte. Von den goldnen und silbernen Schätzen, die er finden werde, könne er sich so viel mitnehmen, als ihm beliebe. Dann fügte sie hinzu: „Vergiß aber das Beste nicht!“ und das wiederholte sie dreimal. Darauf öffnete der Mann mit dem Silberschlüssel die Thür und erblickte ganze Fässer voll Gold und Silber. Davon füllte er sich die Taschen und Aermel, soviel nur hineinging, wurde aber von solchem Grausen ergriffen, daß er mit seinen Schätzen so schnell er konnte davonlief und in der Eile das Beste — nämlich den Schlüssel — mitzunehmen vergaß. Hätte er sich desselben zu rechter Zeit erinnert, so wäre ihm auch später der Zugang ins Innere des Berges geöffnet geblieben und zugleich

würde er das weiße Fräulein haben erlösen können. So aber konnte er die Thür später nicht wiederfinden, obwohl er mehrmals darnach suchte. Für sich freilich brauchte er nichts weiter; denn er hatte sich gleich das erste Mal reichlich versehen. Indeß besorgte er, daß seine Mitbürger nicht glauben möchten, er habe auf ehrliche Weise so viel Geld erlangt, und so wanderte er nach Amerika aus.

In der Christnacht, als Alles voll Schnee lag, ging ein Fuhrmann in Baiern auf einem Fußwege seinem Orte zu. Da sah er nicht weit davon eine Jungfrau mit einem Sommerhute stehen und auf dem Boden ausgebreitete Flachsbollen mit dem Rechen umwenden. „Nun Jungfer, thut sich's so?" rief er ihr zu und nahm sich eine Handvoll von den Bollen. Sie aber gab keine Antwort und schlug ihn mit dem Rechen auf die Hand. Erst am andern Morgen dachte er wieder an das Mitgenommene, und als er sich die Flachsbollen besah, waren sie in Gold verwandelt. Eiligst lief er wieder hinaus an den Platz, den er bald fand, da seine Fußtapfen tief im Schnee zu sehen waren. Aber die Jungfer sowohl als die Flachsbollen waren verschwunden.

In Thüringen gingen einmal ein paar arme Leute in den Wald, um Holz zu lesen, und nahmen dabei ihr Kind mit. Während sie die dürren Aeste auflasen, ließen sie es unter einem Baume sitzen und spielen. Als sie nun zurückkamen nach der Stelle, war das Kind weg. Sie suchten es lange, konnten es jedoch nicht finden, bis es endlich mit Blumen und Beeren gelaufen kam, die ihm eine weiße Frau in ihrem Garten gegeben hatte. Da machten sich die Eltern auch auf und ließen sich von dem Kinde nach dem Garten führen. Der stand schon in voller Blüthe, obwohl es draußen noch kalt und noch kein Blatt an den Bäumen war. Die weiße Frau winkte ihnen, allein die Leute fürchteten sich und flohen. Das Kind dagegen wünschte sich alle Tage zu ihr, weinte und härmte sich ab und starb endlich vor Sehnsucht. Es war der Göttin verfallen, welche die verstorbenen Kinder zu sich nimmt, und so mußte es denn auch wieder zu ihr hinaus.

Bei Pfullingen in Schwaben liegt der Urschelberg, der seinen Namen davon hat, daß auf ihm oder vielmehr in seinem

Innern eine weiße Frau wohnen soll, die Urschel heißt, und die nach allen Anzeichen niemand anders als die Göttin ist, welche in dem ähnlich benannten thüringischen Hörselberge ihren Palast hat. Wenn die Kinder des Ortes diesen Berg besteigen, um Holz zu suchen, so müssen sie an einem Steine vorüber, der heißt der Remselesstein, weil hier jedes Kind etliche durchlöcherte Hornknöpfe — hier Remsele geheißen — als ein Opfer für die alte Urschel hinzulegen pflegt. Bei der Rückkehr sieht man alsdann nach, ob die Knöpfe noch daliegen, und wenn die Urschel sie auch nicht wegholt, so sieht sie, glauben die Kinder, doch danach und freut sich über die ihr erwiesene Aufmerksamkeit. Ehe die Kinder aber weiter hinaufsteigen, suchen sie erst noch einen hübschen Stein, den sie oben bei dem sogenannten Hämmerle, einem durchbrochenen Felsen, durch den der Weg führt, rechts an einer steilen Stelle hinabkollern. Dabei wird genau zugesehen, wie weit die Steine rollen, und wer den seinen am weitesten laufen sieht, der sagt ganz vergnügt: „die Urschel hat mein Opfer am liebsten angenommen.“

Die Urschel haust seit vielen hundert Jahren in diesem Berge. Oft schon hat sie sich den Leuten gezeigt, wobei sie gewöhnlich in weißen Kleidern, weißen Zeugschuhen und rothen Strümpfen erscheint, manchmal auch Ziegenfüße hat, stets aber ein großes Schlüsselbund am Gürtel trägt. Von ihr geht folgende Sage:

Sie pflegte einmal, um erlöst zu werden, eine junge Buche; denn hätte man aus dieser, nachdem sie groß geworden, eine Wiege gemacht, so hätte das Kind, das man zuerst in diese gelegt, sie aus ihrer Verbannung in dem Berge befreien können. Allein der Baum wurde abgehauen und zu Brennholz zerspalten. Sie steckte daher eine zweite Buche. Aus dieser wurde nach vielen Jahren wirklich eine Wiege gemacht, und in die kam ein Kind aus Pfullingen zu liegen. Als dieses groß geworden, diente es als Knecht bei seinen Eltern und ging als solcher mit diesen einst auf ein Feld am Urschelberge, um Kartoffeln zu holen. Während sie dieselben ausmachten, schirrte der Knecht die Pferde ab und ließ sie auf die Weide gehen. Als er sie nachher auf dem Berge wieder suchte, fand er im Walde plötzlich ein

neues Pferdekummet. Das hob er auf und setzte sich es, um es mitzunehmen, auf beide Schultern, indem er den Kopf hindurchsteckte. Da erblickte er mit einem Male die alte Urschel in einem grünen Kleide und rothen Strümpfen vor sich stehen. „Ich und noch Jemand,“ sprach sie freundlich, „freuen uns sehr, daß Du endlich gekommen bist. Wir warten schon Jahrhunderte lang auf die Erlösung, zu der Du uns verhelfen kannst.“ Dann erzählte sie ihm ausführlich, mit welcher Sorge und Sehnsucht sie das Keimen und Wachsen des Baumes, woraus seine Wiege gemacht worden sei, belauscht und betrieben habe, wie sie die Stunden, Tage, Jahre und Jahrhunderte gezählt habe, bis die Buche endlich gehauen und zu einer Wiege verarbeitet worden sei. In dieser Wiege habe sie ihn gepflegt und vor den Nachstellungen aller bösen Mächte von kleinauf beschützt. Jetzt sei die Zeit gekommen, wo er sich dankbar bezeigen und sie erlösen könne, was unter allen Menschen nur ihm möglich sei. Sie sagte ihm weiter, daß sie unermeßliche Schätze im Berge habe. Die wolle sie ihm alle schenken, und einen noch tausendmal köstlicheren Schatz dazu, wenn er sie erlöse. Sie werde ihn auf einem Wege, den sonst Niemand sehen könne, in das Innere des Berges führen, woselbst jetzt das herrliche Schloß stehe, welches vordem auf dem Gipfel des Berges gestanden habe. Dort werde sie in Gestalt einer Schlange von furchtbarem Aussehen auf seine Brust losfahren. Er solle sich aber nicht vor ihr fürchten, sondern sie fest in seine Arme schließen und auf den feuerspeienden Rachen küssen, so werde sie sich in die schönste Frau von der Welt verwandeln. Dann sei ihr Bann gelöst, das alte Schloß werde aus der Tiefe wieder ans Tageslicht emporsteigen und er darin wohnen und alle die goldnen Schätze mit der schönen Frau theilen. Mit solchen Worten und Versprechungen suchte die Urschel den jungen Menschen zu bewegen, sie zu erlösen. Dem aber ward Angst, und er betete im Stillen ein Vaterunser. Da war die Erscheinung sogleich verschwunden.

Nachher erschien sie ihm noch zu verschiedenen Malen und suchte ihn zur Erfüllung ihrer Bitte zu bewegen. Er ließ sich jedoch nicht überreden, zumal sie ihm die Erlaubniß, seine El-

tern mitzubringen, nicht ertheilen wollte, sondern blos gestattete, sie bis an den Eingang zu dem Berge mitzubringen. Eines Tages war der junge Gesell mit mehreren Kameraden wieder am Urschelberge. Da erschien ihm die alte Urschel wieder und bedrohte ihn mit dem Tode, wenn er noch länger sich weigere, sie zu erlösen. Die Andern aber sahen und hörten von ihr nichts. Da versprach er denn endlich, ihr zu Willen zu sein, und würde es auch ausgeführt haben, wenn ihm nicht der Geistliche, welcher sein Beichtvater war, davon abgeredet hätte. Als er diesen um Rath fragte, meinte er, daß eine einmal verfluchte Seele durchaus nicht erlöst werden dürfe. Er führte dieß in der Predigt, die er am nächsten Sonntage hielt, noch weiter aus und schloß damit, das Ganze sei nichts als ein Teufelsspuk, berechnet, die Seele dieses frommen Jünglings zu verderben. Es giebt in Pfullingen noch etliche alte Leute, deren Eltern diese merkwürdige Predigt mit angehört haben.

Nach Jahr und Tag kam der junge Mensch einmal wieder auf den Acker am Urschelberge, um Kartoffeln zu holen. Sie hatten wieder ihre Pferde bei sich, von denen eines das gefundene Kummet trug. Da stand plötzlich vor dem Jüngling, ohne daß die Eltern etwas davon gewahr wurden, die alte Urschel und begann ihn heftig auszuschelten, daß er dem Pfarrer von ihrer Bitte und seinem Versprechen gesagt habe. Dann wiederholte sie ihr altes Jammern und klagte, wenn er sie nicht erlöse, so müsse sie noch Jahrhunderte leiden. „Nun, da geschieht Dir recht," gab er ihr zur Antwort, „wer einmal verflucht ist, der ist ewig verflucht." Diese Worte vernahmen seine Eltern und merkten daran, daß er mit der Urschel rede, von deren Worten sie keinen Laut gehört hatten. Plötzlich aber sahen sie ihren Sohn todt niederfallen. Die alte Urschel hatte ihn umgebracht, und zugleich war das gefundene Kummet verschwunden.

Nach einer andern Erzählung ging der Knecht nicht zum Pfarrer, sondern folgte der Urschel in den Berg, wo er eine schwere Kiste voll Gold und Silber erblickte, die von einem feurigen Hunde bewacht wurde. Als er jedoch plötzlich einen Mühlstein an einem Zwirnsfaden über sich hängen sah, da ent-

setzte er sich so sehr, daß er auf Nimmerwiederkehren davonlief. Da jammerte die Urschel hinter ihm drein und wehklagte: Jetzt müsse sie wieder warten, bis ein Hirsch eine Buchennuß in den Boden trete und aus der Nuß ein Baum und aus dem Baume eine Wiege werde. Erst der Mensch, der in dieser als Kind gelegen habe, könne sie erlösen.

Aehnliche Sagen giebt es zu Hunderten. Allenthalben führen einzelne Züge auf das Heidenthum und auf eine alte Göttin zurück. Bald ist dieselbe vom Christenthume in einen Berg verwiesen, aus dem sie zuweilen hervorgehen kann, um sich einen Erlöser zu suchen. Bald tritt sie einfach als Gabenspenderin auf. Bald zieht sie mit dem wilden Heere umher. Bald erscheint sie als Beaufsichtigerin der Mägde in den Spinnstuben, wo sie die Faulen bestraft. Bald sehen wir sie mit dem Symbole des Ackerbaues, dem Pfluge, nächtlich umherwandern, bald sie mit der Schaar der verstorbenen Kinder, die sie nach dem alten Glauben zu sich nahm, durch das Land schreiten. In dem einen Landstriche heißt sie Frau Holle, in dem andern Frick, noch in einem anderen Perchta, d. i. die Weiße, Leuchtende. Hier zeigt sie die milde, dort die wilde, hier die freundliche, dort die grauenvolle Seite ihres Wesens. Ueberall aber und selbst da, wo sie zur Kinderscheuche geworden ist, läßt sich aus einzelnen Wendungen der Sage in ihr die einst verehrte Göttin des Landbaus und des hausmütterlichen Wirkens mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen.

Von den übrigen Göttern und Göttinnen haben die Sagen und der Aberglaube nur dürftige Spuren bewahrt. Dagegen ist der Glaube an Riesen und Zwerge in einer Unzahl von Erzählungen der verschiedensten Art noch überall verbreitet, und von diesen sollen im Folgenden die interessantesten mitgetheilt werden.

XI.

Sagen von Riesen, Zwergen und Nixen.

Unter den Riesen oder Hünen stellte man sich große, menschliches Maß weit überragende, unbeholfene, gefräßige und gewöhnlich dumme Wesen vor, die in ihrer Ruhe gutmüthig, wenn sie jedoch gereizt wurden, wild, tückisch und grausam waren. Sie wohnten auf Felsen und Bergen, erreichten ein hohes Alter, errichteten ungeheure Bauten und waren den Menschen eher zugethan und gefällig, als feindlich gesinnt.

Wie groß und stark sie waren, zeigt unter anderen der Riese Widolt im Heldenbuche (einer Sammlung alter Dichtungen, die in das grauste Alterthum hinaufreicht). Derselbe beißt in eine Stahlstange, daß Feuer herausfährt, und schlägt damit so rasch wie der Blitz, er springt über Bäume, reibt Feuer aus Mühlsteinen und zerschmettert einen Löwen an der Mauer wie eine Katze. Ein anderer Riese, Sigenot, athmet, daß sich die Bäume biegen, und reißt Tannen mit der Wurzel aus. Eine Riesin endlich in demselben Sagenkreise trägt ein Roß mit sammt dem Reiter gleich dem Eichhorn hüpfend über Berg und Thal, 72 Meilen weit.

Im Thale von Gastein sollen noch bei Menschengedenken Männer gewohnt haben, von denen einer versicherte, er habe den Wald am Stubenkogel neunmal absterben und wieder jung werden sehen, und er entsinne sich der Zeit, wo der Bocksteinkogel, ein hoher Berg im Kötschachthale, die Größe eines Krammetsvogels, und der mächtige Schareck die eines Semmelweckens gehabt habe. Diese Männer waren so stark, daß sie eine Pflugschar über das ganze Thal wegwerfen konnten, und als einer einst seinen Stock an das Haus des Reiterbauern legte, bebten alle Wände.

Ein Riesenmädchen in Pommern wollte sich eine Brücke über die See nach der Insel Rügen machen. „Damit ich," sagte sie, „über das Wässerchen gehen kann, ohne mir meine Pantöffelchen naß zu machen." Sie nahm eine Schürze voll Sand und eilte an das Ufer. Aber die Schürze hatte ein Loch.

Hinter Sagard lief ein Theil der Ladung aus und bildete einen kleinen Berg, der jetzt Dubberworth heißt. „Ach," sagte das Riesenmädchen, „nun wird die Mutter schelten!" hielt die Hand unter und lief, was sie konnte. Die Mutter schaute über den Wald und rief: „Unartiges Kind, was treibst Du? Komm nur heim, so kriegst Du die Ruthe." Da erschrack die Tochter und ließ die Schürze fahren, daß aller Sand umher verschüttet wurde, wodurch die dürren Hügel bei Litzow gebildet wurden.

Sehr hübsch ist die Sage von der Riesentochter zu Burg Nideck im Elsaß. Hier wohnte einst ein Riese mit seiner Tochter. Als diese einmal ins Thal spazieren ging, kam sie bei Haslach an ein Ackerfeld, wo sie mit Verwunderung zusah, wie dieses bestellt wurde. Der Pflug, das Pferd und der Pflüger waren ihr etwas so Neues, daß sie sich dieselben als Spielzeug mitzunehmen beschloß. Sie kauerte sich hin und strich sich Mann und Pflug in ihre Schürze. Dann lief sie vergnügt den Berg hinauf, und zwar that sie da, wo man jetzt so lange zu steigen hat, nur einen Schritt. Der alte Riese saß just noch bei Tische, als sie zu ihm hereintrat. „Was bringst Du denn mit, mein Kind?" fragte er. „Die Freude guckt Dir zu den Augen heraus. Packe nur geschwind Deine Schürze aus, was hast Du denn nur drinn zappeln?" — „Ach, Vater," sagte das Mädchen, „allerliebstes Spielzeug, wie ich es noch nie so hübsch gesehen habe; sieh nur einmal!" Damit stellte sie es vor ihn hin auf den Tisch und wollte sich vor Lachen ausschütten, als Pflüger, Gaul und Pflug auf dem Tischtuche herumkrabbelten. Da sagte der alte Riese: „Ja Kind, das ist kein Spielzeug, wenn der Bauer nicht für unser Brot sorgt, müssen wir Hungers sterben. Geh gleich wieder und trag es hin, woher Du es genommen hast." Nach einer andern Wendung derselben Sage sprach der Alte: „Trag Alles wieder an Ort und Stelle; denn diese gehören zu einem Geschlechte, welches den Riesen großen Schaden thun kann," und bald darauf zog er aus der Gegend weg.

Als kunstreiche Baumeister treten sie schon (wie oben gezeigt) in der Edda auf. An eine dort erzählte Mythe, die wir oben mittheilten, klingt folgende schwedische Sage an: Als der König Olaf einst im Sinne hatte, eine große Kirche zu bauen, aber Mittel und

Wege nicht finden konnte, ohne sein Reich zu sehr zu beschweren, begegnete ihm, als er in seiner Bekümmerniß einen Gang ins Freie that, ein Mann von seltsamem Aeußeren, der fragte ihn, worüber er so nachdenklich wäre. Olaf offenbarte ihm sein Vorhaben, und der Mann, welcher ein Riese war, erbot sich, innerhalb einer gewissen Zeit die Kirche ganz allein zu erbauen. Zum Lohne bedung er sich Sonne und Mond oder den heiligen Olaf selbst. Olaf ging darauf ein, entwarf aber einen solchen Plan zu der Kirche, daß er glaubte, die Ausführung sei unmöglich. Dieselbe sollte nämlich so groß sein, daß sieben Priester auf einmal darin predigen könnten, ohne einander zu stören, die Pfeiler und Zierrathen auswendig und inwendig sollten aus hartem Flins gearbeitet werden u. s. w. Aber der Riese war geschickter und stärker, als Olaf gehofft hatte. Bald stand die Kirche fertig da, blos Dach und Thurmspitze fehlten noch. Aufs Neue bekümmert über den eingegangenen Handel, wandelte Olaf wieder durch Berg und Thal. Da hörte er plötzlich in einem Berge ein Kind schreien, und eine Riesenfrau stillte es mit den Worten: „Bst! Sei still! Morgen kommt Wind und Wetter, Dein Vater, nach Hause und bringt Sonne und Mond oder den heiligen Olaf mit.“ Olaf, froh über diese Entdeckung — denn mit dem Namen böser Geister vernichtet man ihre Macht — kehrte nach Hause zurück. Alles war fertig, und die Spitze war eben auf den Thurm gesetzt. Da rief Olaf: „Wind und Wetter, Du hast die Spitze schief aufgesetzt.“ Sogleich fiel der Riese mit erschrecklichem Gepolter von dem Thurme der Kirche herunter und zerbrach in tausend Stücke, welches lauter Flinssteine waren.

Einem Riesen in Norwegen war etwas ins Auge gekommen, das ihn stach. Er suchte es mit dem Finger herauszugrübeln, der war jedoch zu vierschrötig. Da nahm er eine Korngarbe und brachte es damit glücklich heraus. Es war ein Tannzapfen. Den zerdrückte der Riese zwischen den Fingern, indem er sagte: „Wer sollte meinen, daß solch ein kleines Ding so wehthäte!“

Die drei uralten Kapellen bei Sachsenheim, Oberwittighausen und Grünfeldhausen wurden von Riesen erbaut, welche

die großen schweren Steine in Schürzen herantrugen. Als das erste Kirchlein fertig war, warf der Riese seinen Hammer durch die Luft. „Wo er niederfiele," sagte er, solle der zweite Bau beginnen." Der Hammer fiel zwei Stunden davon zu Boden, und daselbst wurde nun das zweite Kirchlein errichtet, nach dessen Vollendung der Riese abermals warf und auf dem wieder zwei Stunden entfernten Platze, wo der Hammer niederfiel, die dritte Kapelle erbaute.

Den Gegensatz der Riesen bildeten die Zwerge. Sie sind klein, von der Größe eines vierjährigen Kindes, oft auch blos eine Spanne hoch. Bisweilen schön von Gesicht und Gestalt, sind sie häufiger häßlich, krumm, runzelig und verwachsen. Sie werden von Königen regiert und wohnen in Höhlen und Klüften, mitunter auch im Walde. Hier haben sie große Schätze aufgehäuft. Das Glockengeläut, das Ausroden der Wälder und das Errichten von Pochwerken im Gebirge hassen sie. Sie sind von verschiedenem Charakter in ihrer Beziehung zu den Menschen. Bald erweisen sie sich hülfreich, bald schaden oder necken sie. Ihr Anhauch kann Menschen und Thieren Krankheit verursachen. Sie sind es, welche die Astlöcher in den Bäumen machen, darum verbindet sich mit diesen die zauberische Eigenschaft, daß der, welcher hindurchsieht, verborgene Dinge erblickt. Sie können sich durch Mützen, welche sie aufsetzen, unsichtbar machen und stehlen dann fleißig von den Feldern und aus den Backöfen. Ebenso gern rauben sie ungetaufte Kinder. Doch thun sie manchmal auch Gutes, ertheilen kluge Rathschläge, helfen in der Hauswirthschaft und auf dem Felde, verkünden den Menschen herannahendes Unglück, geben ihnen Heilkräuter und beschenken sie mit Gold oder zauberhaftem Geräthe. Für ihre Leistungen aber darf man sie nicht belohnen.

Im Spaltberge bei Dornhau in Schwaben hausten einst „Erdmännle." Es waren kleine Leute, etwa zwei Schuh hoch. Des Nachts gingen sie zu den Menschen in die Häuser, kehrten die Stuben, fütterten und molken das Vieh, und besonders gern kamen sie, wenn man backen wollte, und machten die Brotlaibe.

In der Mühle zu Bettenhausen ließen sie oft Korn mahlen und halfen dem Müller dabei. Niemand aber durfte mit ihnen reden oder sie bei ihrer Arbeit stören. Weil sie aber immer ganz zerlumpt daher kamen, so dauerte das einen Bauer und er ließ ihnen neue Röckchen und Höschen machen, die er des Nachts neben den Backtrog legte. Da nahmen sie zwar die Kleider, weinten aber und sagten: „Wenn man Jemand auszahlt, so muß er gehen," und seitdem sind sie nicht wieder gekommen. Eßwaaren dagegen nahmen sie, ohne sich verletzt zu fühlen, und besonders gern aßen sie Kuchen. Doch nahmen sie auch mit Brot vorlieb, aber es durfte kein Kümmel hineingebacken sein, auch durfte man die einzelnen Laibe nicht „pipen," d. h. kein Zeichen mit der Fingerspitze hineindrücken; denn davon wurden die Zwerge krank und starben.

Hübsche Zwerggeschichten sind folgende aus Pröhle's „Harzsagen" entnommenen:

Hart bei der Bergstadt Grund im hannöverschen Oberharze befindet sich der Gibichenstein, ein großer Felsen, der aus zwei aneinanderstehenden Kalksteinsäulen zusammengesetzt ist und in alter Zeit von einem Riesen im Schuhe hierher geschleppt worden sein soll. In diesem Felsen wohnten der Sage nach einst Zwerge, die gutmüthiger Art waren, den Leuten die Kinder warteten und ihnen sonst mancherlei Gefälligkeiten erwiesen. Ihr König hieß Gibich, ein alter Mann mit rauhem Haar, wie ein Bär, einem sehr alten Gesichte und von kleiner Statur. Er hat einen eisgrauen Bart gehabt, der hat ihm bis auf die Brust herabgehangen und darin hat eine zauberische Kraft gesteckt. In der Hand hat er ein silbernes Grubenlicht getragen, das hat so hell wie die Sonne geschienen, und auf dem Haupte eine goldene Krone. So klein er aber auch war, konnte er sich doch sehr ausrecken. Früher hat er alle hundert Jahr einmal auf die Oberwelt heraufgedurft, jetzt aber darf er das nicht mehr. Er war ein Beschützer der Waldungen und als solcher spielte er denen, welche in denselben Schaden anrichteten, manchen schlimmen Streich. Andrerseits aber zeigte er sich auch mildthätig und mitleidig gegen arme Leute, die in's Holz hinausgingen und ihm offenherzig ihre Noth klagten.

So ging einst eine Bergmannsfrau aus dem Städtchen, deren Mann schon lange krank gelegen und nichts verdienen gekonnt, in den Wald, um Tannzapfen zu lesen, wofür ihr der Bäcker Brot geben sollte. Wie sie nun so zwischen den Bäumen herumsuchte, kam der alte Gibich und fragte sie, was sie hier treibe. Da erzählte sie ihm, wie schlecht es ihr ginge, worauf Gibich ihr ein Kraut gab, davon sollte sie ihrem Manne Thee kochen und er würde gesund werden. Auch bezeichnete er ihr eine Stelle im Walde, wo Tannzapfen in Menge lägen. Sie ging dahin, fand aber anfänglich keine. Da fing es auf einmal an, aus den Baumwipfeln zu werfen, daß bald der ganze Boden mit Tannzapfen bedeckt war. Die Frau aber wurde von keinem getroffen. Das waren die Zwerge, die von Gibich Befehl hatten, ihr zu helfen. Als die Frau ihren Korb voll hatte und ihn auf den Rücken hob, kam er ihr schwerer vor, als ihr sonst ein Korb voll Tannzapfen gedäucht hatte. Sie dachte sich aber nichts dabei. Wie sie ihn aber, um auszuruhen, auf einen Stein absetzte, da sah sie, daß ihre Zapfen von purem Silber waren.

In diesem Augenblicke stand auch der alte Gibich wieder vor ihr. Der sagte ihr, daß dieß ein Geschenk von ihm sei, davon sollte sie sich so viel nehmen, daß sie und ihre Kinder genug hätten. Von dem übrigen Silber aber solle sie die Kirche der Stadt neu bauen lassen. Außerdem aber rieth er ihr, des Krautes, das er ihr gegeben, nicht zu vergessen. Wie nun die Frau nach Hause kam und ihre Tannäpfel untersuchen ließ, waren sie von demselben feinen Silber, von welchem die alten Harzgulden geprägt wurden. Und damals hatten Gold und Silber noch einen viel höheren Werth als jetzt, und von dem Silber, das die Frau in ihrem Korbe heimgetragen, ist richtig die jetzige Kirche in Grund erbaut worden. Von dem aber, was sie für sich behielt, kamen noch große Reichthümer in die Familie des kranken Bergmannes, und dieser selbst wurde von dem Kraute, das Gibich seiner Frau gegeben, von Stund an so gesund wie ein Fisch im Wasser.

Eine andere Geschichte von Gibich und seinem Völkchen ist folgende: Auf dem Försterhofe in Grund wohnte vor alten Zeiten einmal ein Förster, der hatte seine Frau frühzeitig verloren und

nur noch einen einzigen Sohn im Hause. Der soll ein eben so geschickter als gutherziger Bursche gewesen sein, nur ein Bischen zu vorwitzig. Einmal ging der Förstersohn an einem Sonntage des Nachmittags mit einem Bekannten, dem Sohne eines Bergmannes, ins Holz spazieren. Wie sie nach dem Gibichensteine gelangten, kam die Rede auf dessen Höhe, und der Bergmannssohn sagte, den wolle er sehen, der da hinaufklettern könnte. Da sagte der Sohn des Försters, das wäre keine große Kunst und er wollte gleich selber hinaufsteigen. Der Andere redete ihm davon ab, er aber blieb bei seinem Vorsatze, obwohl es bekannt war, daß keiner, der hinaufstieg, wieder herunterklettern konnte, sondern am andern Morgen zerschmettert unten lag. Der Förstersohn jedoch meinte, das sei abergläubisches Gerede, und jetzt wollte er's erst recht thun. Genug, er ließ sich nicht abhalten, wie sehr der Andere ihn auch bitten mochte, und begann hinauf zu steigen. Das mag ihm wohl sauer geworden sein, denn was man heutzutage den kleinen Gibichenstein nennt, ist dazumal viel höher gewesen als der Felsen, der jetzt der große Gibichenstein heißt, und hat deshalb der große geheißen. Endlich aber gelangte er hinauf. Da war oben ein großer freier Platz, auf dem sprang er hin und her und tanzte vor Freuden, daß er droben war, und rief seinem Kameraden unten zu, er möge es ihm doch nachthun und auch heraufkommen. Der Bergmannssohn aber schüttelte den Kopf, und als jener sich satt getanzt hatte, bat er ihn, er möchte doch nun wieder herunter steigen. Das wollte der auch. Aber wie er herabzuklettern versuchte, konnte er nicht von der Stelle und hing wie angeklebt an dem Felsen; denn der Bergkönig Gibich hatte ihn festgebannt, zur Strafe für seinen Uebermuth. Da fing er an zu klagen und bat seinen Kameraden, den Bergmannssohn, er möge doch nach dem Forsthause gehen und es seinem Vater sagen, daß er hier oben auf dem Gibichensteine sitze und nicht herunter könne.

Als der alte Förster von der Noth seines Sohnes hörte, kam er herbei, wehklagte und jammerte und holte endlich seine Flinte, um seinen Sohn herabzuschießen, damit er nicht elendiglich Hungers sterben müßte oder eine Beute der Berggeister

würde. Wie er nun so auf den jungen Menschen zielte, kam plötzlich der alte Gibich aus einer Spalte im Berge und fragte, was er hier machen wolle. Der Förster antwortete: „Meinen Sohn will ich herunterschießen.“ Da sagte Gibich, das solle er bleiben lassen, das wäre ein thörichtes Beginnen, und der Förster setzte wirklich das Gewehr ab. Aber der junge Mensch bat von dem Felsen herunter und flehte und winselte, er solle doch um Gotteswillen losdrücken, er möchte nicht verhungern. Da legte der Förster wieder an. Allein plötzlich entstand um den Gibichenstein ein entsetzliches Donnern und Blitzen und Regengüsse strömten dem Förster in die Pfanne, so daß das Gewehr, als er abdrückte, nicht losging. Andere berichten, daß, als der Förster wieder anlegte, eine Menge kleiner Zwerge erschienen, die ihn mit Heckruthen auf die Finger schlugen und ihn in so behender Weise neckten und zupften, daß er nicht zielen konnte. Und damit ließen sie nicht nach, obgleich er immerfort rief: „Jungens, macht euch fort! Geht aus dem Wege! Ich darf doch mein Kind dort oben nicht verhungern lassen.“

So brach die Nacht an, und der Förster war noch immer nicht zum Schusse gekommen. Da ging er endlich nach Hause, indem er sich vornahm, den andern Morgen mit dem Früheſten wiederzukommen und seinen Sohn herunterzuschießen. Auch der Bergmannssohn und die andern Leute von Grund, die Zeugen des schrecklichen Schauspiels gewesen waren, gingen mit ihm nach Hause, um den nächsten Tag wieder hinzugehen und zu sehen, ob sich zur Rettung des vorwitzigen jungen Menschen etwas thun ließe, ehe sein Vater auf ihn schießen müßte.

Kaum waren alle fort, so kamen eine Menge Zwerge angerückt, die trugen Bergmannskittel, und jeder hatte ein Grubenlicht, auch führten sie kleine, gar kunstreich gemachte Leitern, davon stellten sie eine auf die andere, so daß sie zusammenhielten, als ob sie auf einander gelöthet wären. Wie nun so eine einzige große Leiter aufgerichtet war, die bis zur Spitze des Gibichensteins hinaufreichte, da stand auch schon zu beiden Seiten jeder Sprosse ein Zwerg mit seinem Grubenlichte und leuchtete. Nun mußte sich der Förstersohn dem Zwerge, der auf der obersten Sprosse stand, auf die Schultern setzen, und da war auf einmal

die Leiter so breit, daß er ihn an allen den andern Zwergen vorbeitragen konnte, die da mit ihren Lampen standen und leuchteten.

Als der Zwerg seine Last sicher bis an den Fuß des Felsens gebracht und dort abgeladen hatte, verschwand er und mit ihm alle übrigen sammt der Leiter und den Lichtern. Da kam der alte Gibich wieder, nahm den Förstersohn bei der Hand und sagte: Das solle er sich zur Warnung für seinen Vorwitz dienen lassen; denn er ließe nicht ungestraft mit sich spaßen. Da er aber so viel Angst ausgestanden habe, so solle er nun auch ein Vergnügen haben. Er werde ihn jetzt in sein unterirdisches Schloß führen, damit er ihn zum Beschlusse einmal ordentlich bewirthen könne. So ging denn der Förstersohn durch eine Thüre, die sich an der Felswand aufthat, in den Berg hinein und in einen großen Saal, wo Tische und Stühle standen. Hier mußte er sich niedersetzen. In dem Gemache blinkten und blitzten die Wände von Stuferz, die Decke bestand aus einem Stücke Schwerspath, weiß wie Schnee, und von ihr herab hing ein großer Kronleuchter, ganz von Krystall und Edelsteinen, größer als der im Goslarschen Zehnten, und der Fußboden war mit grünen Tannenreisern bestreut, und die Pannele glänzten und gleißten nur so von Gold und Karfunkeln.

Mitten in dem Saale aber stand ein Stuhl von gediegnem Silber und davor ein Tisch von Glaskopf. Auf den Stuhl setzte sich der Zwergkönig, nahm einen silbernen Schlägel aus dem Gürtel und schlug damit auf den Tisch von Glaskopf. Das gab einen Ton, so hell und klar, wie man es in der ganzen Welt nicht hört. Auf den Ton aber kamen eine Menge kleine Frauensbilder herein, die trugen silberne Körbe und Schüsseln mit Erdbeeren und Himbeeren, und der Zwergkönig hieß den Förstersohn sich davon zulangen. Das that der denn auch, und während er aß, machten andere kleine Weiblein Musik dazu. Wie aber die Mahlzeit vollendet war, schlug der Gibich abermals mit dem Schlägel auf den Tisch von Glaskopf, und als der köstliche Ton wieder erklang, trugen die kleinen Frauensbilder Krüge von getriebenem Silber herzu und setzten sie auf die Tafel sammt kleinen Bechern, und der Zwergkönig sagte zu dem Förstersohne, er solle Bescheid thun. Der sagte: Glück auf! und that seinen Zug. So herrlichen Wein aber hatte er sein Lebtag nicht getrunken.

Wie er nun genug hatte, nahm ihn der Gibich bei der Hand und führte ihn in einen noch größeren Saal, da lag auf der einen Seite an den Wänden Gold in Haufen, und auf der anderen Silber. Nun stand der Gibich da und commandirte auf einmal: Silber! und dann wieder Gold! und bei jedem Rufe mußte der Gast zugreifen und sich die Taschen füllen, und der Gibich rief so lange Gold und Silber, bis er sich alle Taschen bis zum Zerreißen vollgestopft hatte.

„Willst Du mir nun einen Gefallen thun, so höre," sagte Gibich. „So lange der große Gibichenstein der große bleibt, so lange hab' ich ein Recht daran, und so lange darf ich auch auf der Erde walten gehen. Wird der große Gibichenstein aber einmal zum kleinen, so hab' ich nichts mehr darauf zu befehlen und darf auch nur noch unter der Erde leben. Da schießen die Leute im Orte nun immer nach Krimmern, Raben und Falken, die auf dem großen Gibichensteine sitzen, und das darf ich nicht leiden; denn trifft's den Stein, so bröckelt jedesmal etwas davon ab. Sag' ihnen darum, sie sollten das künftig bleiben lassen." Das versprach ihm der Förstersohn gern und gab ihm die Hand darauf, daß weder er, noch sein Vater, noch sonst Jemand, so lange er's wehren könnte, wieder nach dem großen Gibichensteine schießen sollte. Wie das abgemacht war, führte ihn der Bergkönig aus dem Gewölbe in eine Kammer, in der von Moos ein artiges Bett aufgebaut war. Der Gibich sagte, hier sollte er sich schlafen legen, den nächsten Morgen wolle er ihn schon zu rechter Zeit wecken, und dann wünschte er ihm eine gute Nacht. Der Förstersohn ruhte sich nun von seiner Angst und seiner Verwunderung gehörig aus. Wie er aber erwachte, siehe da schien die helle Sonne und er lag am Fuße des Gibichensteins unter einem Busche. Das Gold aber und das Silber, das Gibich ihm geschenkt, lag neben ihm.

Da ging er heim in die Stadt, wo er Alles der Obrigkeit erzählte. Die Obrigkeit aber ließ ein Gesetz ausgehen, daß Niemand mehr auf den Gibichenstein steigen dürfe und daß dort alles Schießen nach Krimmern, Falken oder Raben verboten sei. Und so lange der große Gibichenstein unversehrt geblieben ist, hat der Gibich da sein Wesen gehabt und ist vielen Leuten erschienen, den

Guten zum Glücke, den Bösen zur Strafe. Aber im dreißigjährigen Kriege haben die Kaiserlichen die Spitze des großen Gibichenstein aus Muthwillen mit Karthaunen heruntergeschossen, und seit der Zeit hat kein Mensch den Gibich mehr gesehen.

Eine andere Zwergengeschichte aus der Bergstadt Grund ist folgende. In einer Mühle speisten die Zwerge jede Nacht und sie machten dabei einen solchen Rumor und Spektakel, daß der Müller jeden Abend genöthigt war, mit seiner Familie auszuziehen. Da kam eines Tages ein abgedankter Soldat und bat den Müller, ihm in seiner Mühle für die Nacht Herberge zu geben. Der Müller sagte, er habe nichts dagegen; aber die Zwerge stellten sich alle Nächte ein, und so bliebe er selber nicht zu Hause. Wenn er sich nichts daraus machte, so könnte er dableiben. „Ach was," sagte der alte Soldat, „wenn's weiter nichts ist. Ein alter Kriegsknecht darf keine Furcht haben." Damit stopfte er sich eine Pfeife und setzte sich auf die Ofenbank, während der Müller mit Frau und Kindern fortging. Wie es nun Mitternacht wurde, kam eine ganze Heerde Zwerge zur Stubenthür hereinmarschirt. Sie deckten den Tisch und setzten goldnes und silbernes Geschirr darauf, in welchem sogleich ganz von selbst Essen und Trinken war. Wie dieß geschehen war, brachten sechs Zwerge den König Gibich auf einer mit Gold und Silber gestickten Bahre getragen und setzten ihn auf der Mitte der Tafel auf einen hohen Stuhl. Kaum hatte er aber ein paar Minuten gegessen, so rief er: „Pfui! hier riecht's nach schlechtem Tabak," und die kleinen Zwergmännchen schnüffelten den Soldaten hinter dem Ofen heraus, sprangen mit den goldnen Messern und Gabeln auf ihn los und wollten ihm den Garaus machen. Der Soldat aber hatte Haare auf den Zähnen und verstand das Ding unrecht. Er griff nach seiner Krücke und fuchtelte so derb unter das Zwergvolk drein hinein, daß sie alle schreiend zur Thür hinausliefen und den Gibich auf dem Tische sitzen ließen. Der aber verschwand von selbst. Da strich der alte Soldat das Gold- und Silbergeschirr ein, legte es auf die kostbare Bahre und schaffte es am andern Morgen in die Stadt, wo er die Bahre und das Meiste von dem Geschirre verkaufte und daraus so viel Geld löste, daß er's kaum fortbringen konnte. Etliche Schüsseln und Becher aber behielt er, und

dahinein konnte er sich wünschen, was für eine Speise er wollte. Am andern Abende saß er wieder in der Mühle, und der Besitzer derselben war dießmal auch dageblieben. Wie es nun zwölfe schlug, klopfte es mit dem Finger dreimal ans Fenster und fragte: „He Müller, hast Du Deine alte böse Katze noch?“ — Da antwortete der alte Soldat selber: „Ja wohl, sie kriegt alle Nächte zwölf Junge.“ — „Ach!“ riefen die Zwerge draußen betrübt, „da mag Dir der Teufel wiederkommen.“

Auch im Sachsensteine bei Walkenried gab es vor Zeiten Zwerge, die den Leuten allerlei Schabernack anthaten und ihnen besonders gern Brot stahlen. Da rieth jemand, Kümmel in's Brot zu backen, den könnten sie nicht vertragen, und als man diesen Rath befolgte, beschlossen sie, in Masse auszuwandern. Sie versammelten sich vor dem Rathhause in der Sachsa zum Abmarsch, und als sie fortzogen, hat der Sachsenstein geklungen, als ob eine goldene Glocke drin wäre, und die Zwerge sind auch mit voller Musik abgerückt. Vor dem Rathhause schrieen sie, indem sie ihre Hehlkappen aufhatten, so daß Niemand wußte, wie viel ihrer waren, in einem weg: „Wollt Ihr ein ewiges Bergwerk von uns oder für jeden von uns einen Pfennig?“ Da sagten die Sachsaer, sie wollten von Jedem einen Pfennig, und es wurde ein geaichter Dresdner Scheffel auf den Marktplatz gestellt, darein warf jeder Zwerg als Abzugssteuer einen Pfennig, und siehe da, der Scheffel wurde voll bis oben an den Rand.

Auch in Lustnau bei Tübingen gab es bis vor kurzer Zeit noch viele Zwerge, die man Erdwichtel nannte. Das waren ganz kleine Männlein, etwa eine halbe Elle lang, die hatten gelbe Hosen und rothe Strümpfe an und halfen den Leuten auf dem Felde das Unkraut aus dem Getreide jäten. Wo sie aber gearbeitet hatten, da war's immer ganz sauber und rein, auch zertraten sie nie ein Kornhälmchen, weshalb die Mägde sie öfters um ihren Beistand baten. Ein Bauer aus dem Dorfe mähte einst mit zwei Tagelöhnern seine Wiese und noch war er nicht halb fertig, als es schon Abend wurde. Da sprach er im Scherze: „Wir wollen doch einmal unsre Sensen die Nacht über hier lassen, vielleicht helfen uns die Erdwichtel.“ Und er nahm die Sensen und hing sie in dem Walde, der an die Wiese grenzte, auf einen

Baum. Als er am andern Morgen in aller Frühe mit seinen Leuten wiederkam, sahen sie drei kleine Männer auf der Wiese, welche die Sensen genommen hatten und wetterlich drauflos mähten. Wie sie die Bauern gewahr wurden, warfen sie die Sensen weg und liefen rasch in den Wald. Es fehlten aber nur noch anderthalb Mahd, sonst war Alles rein abgehauen.

An der Schwalm bei Uttershausen liegt der Dosenberg, darin waren vor Zeiten viele Wichtelmänner. Da kam eines Tages zum Großvater des Bauern Tobi in Sieglitz einer von diesen, mit dem er gutstand, auf den Acker und fragte, ob er wohl die nächste Nacht Fuhren durch den Fluß übernehmen wolle, es solle ihm gut bezahlt werden. Der Bauer sagte ja. Abends brachte der Wichtel einen Sack voll Weizen in des Bauern Haus, den sollte er als Handgeld haben. Dann wurden die Pferde angeschirrt, und die Fahrt ging zum Dosenberg, wo der Wichtel schwere unsichtbare Lasten auf den Wagen hob, die der Bauer auf das andere Ufer des Flusses fuhr. So fuhr er hin und her von Abends zehn bis Morgens vier Uhr, bis endlich die Pferde müde wurden. Da sprach der Wichtel: „Es ist genug! Jetzt sollst Du aber auch sehen, was Du gefahren hast.“ Er hieß den Bauer über die rechte Schulter blicken und da sah dieser, wie das ganze weite Feld drüben voll Wichtelmännchen war. Darauf sagte der Wichtel: „Seit tausend Jahren haben wir im Dosenberge gehaust, jetzt ist unsre Zeit um, und wir müssen in ein andres Land. Im Berge aber bleibt so viel Geld zurück, daß die ganze Gegend genug daran hätte.“ Dann lud er dem Tobi seinen Wagen voll Geld und schied. Der Bauer brachte mühsam den Schatz nach Hause und war ein reicher Mann geworden. Seine Nachkommen sind noch vermögende Leute, die Wichtelmänner aber für immer aus dem Lande verschwunden. Der Dosenberg hat oben eine platte Stelle, auf der nichts Grünes wächst, weil hier die Wichtel getanzt und den Boden bezaubert haben. Alle sieben Jahre — und zwar gemeiniglich Freitags — zeigt sich über dieser Stelle eine hohe blaue Flamme, in die man greifen kann, ohne sich zu verbrennen. Diese Flamme bedeutet den Schatz im Innern des Berges, und Mancher ist schon hingegangen, ihn zu heben. Allein noch keiner hat die dabei nothwendig zu erfüllende Be-

dingung, nicht zu sprechen, erfüllt, da stets der Teufel dabei ist und die Leute zum Reden verlockt.

Im Dorfe bei Osterode hatte ein Bauer Erbsen draußen stehen, die waren immer ausgefressen, und das waren die Zwerge gewesen. Da wurde ihm gesagt, er solle doch hingehen und mit Weidenruthen darauf schlagen, so schlüge er gewiß einem die Nebelkappe ab. Da ging er hin mit seinen ganzen Leuten, schlug auch richtig einem die Hehlkappe ab und fing ihn. Da sagte der zu ihm, wenn er ihn loslassen wollte, so sollte er einen ganzen Wagen voll Geld bekommen. Er müßte sich aber zum Empfang des Lösegeldes mit Sonnenaufgang einfinden. Da fragte der Bauer, wenn die Sonne denn aufginge, und der Zwerg sagte, Mitternachts um Zwölfe. Darauf ließ der Bauer den Zwerg los. Als er nun zu rechter Zeit hinkam, hörte er die Zwerge drinnen jubeln und singen:

„Das ist gut, daß das Bäuerlein nicht versteht,
Daß die Sonne um Zwölfe aufgeht."

Als er sich aber meldete, wiesen sie ihm ein altes todtes Pferd, das sollte er sich mitnehmen, weiter könnten sie ihm nichts geben. Da war der Bauer ärgerlich, dachte aber doch, er wolle sich Fleisch für seine Hunde mitnehmen, hieb sich ein großes Stück ab und lud es auf den Wagen. Wie er nun damit nach Hause kam, war es pures Gold. Da wollte er auch das Andere nachholen, aber da war die Höhle und auch das Pferd verschwunden, und er fand sie niemals wieder.

Mitunter entführen die Zwerge auch Mädchen in ihre Berge oder Wälder, um sie zu heirathen. Im Dorfe ging einmal ein Mädchen ins Holz nach Erdbeeren. Da erschienen die Zwerge und nahmen sie mit nach ihrer Höhle. Als sie dorthin kamen, verliebte sich der eine Zwerg in sie, und sagte, sie sollte seine Frau werden. Wie nun die Hochzeit gehalten werden sollte, gingen sie fort, um die andern Zwerge zu dem Feste einzuladen. Das Mädchen ließen sie zu Hause. Die sollte unterdeß die Stuben rein machen und Alles zur Hochzeit anputzen. Das Mädchen mochte den Zwerg aber nicht heirathen und beschloß wegzulaufen. Damit aber die Zwerge das nicht gleich

merken sollten, zog sie ihre Kleider aus und that sie einem Strohwisch an. Dann sah sie eine Tonne voll Honig, in die kroch sie hinein, und dann sah sie auch eine Tonne voll Federn, da kroch sie auch hinein, als sie wieder herauskam, war sie über und über voll Federn, und nun lief sie weg und stieg auf einen hohen Baum. Da kamen die Zwerge darunter vorbei und als sie sie gewahr wurden, meinten sie, es sei ein Vogel. Da riefen sie und sagten: „Wohin, wohin, Du schöner Federvogel?“ „Ich komme von der Zwergenhöhle,“ antwortete das Mädchen. „Ei was macht denn die schöne junge Braut?“ fragten die Zwerge. „Sie steht mit dem Besen und kehret das Haus,“ antwortete es vom Baume. Da gingen die Zwerge nach Hause, und wie sie hinkamen, sagten sie zu der Braut von Stroh: „Guten Morgen!“ und redeten auch noch mehr zu ihr. Da sie aber nicht antwortete, so schlugen sie sie hinter die Ohren, und da fiel sie hin. Das Mädchen aber entkam glücklich nach Hause zu ihrer Mutter.

Wenn die Zwerge Kinder stehlen und dafür einen Wechselbalg in die Wiege legen, so kann man den letzteren dadurch aus dem Hause bringen und sein Kind zurückbekommen, daß man den Wechselbalg durch irgend ein widersinniges Vornehmen dahin verlockt, daß er gesteht, wie alt er ist. Das geeignetste Verfahren ist dabei, daß man Wasser oder Essen in Eierschalen kocht. Zu einer Frau, die diesen Rath befolgte, sagte der Wechselbalg: „Nun bin ich so alt wie der Westerwald, aber noch nie erblickte ich dieses.“ Und zu einer andern Frau sprach er: „Ich habe das Ei gesehen, woraus die weiße Henne kam, und die Eichel, aus dem die Eiche erwuchs, gesehen die Eichel und den Schößling, die Eiche im Walde Brezal, doch nimmer bekam ich dergleichen Dinge zu Gesicht.“ Dann verschwand das Zwergenkind und das rechte lag wieder an seiner Stelle in der Wiege.

Außer den Zwergen, die vorzüglich als Berg- und Waldbewohner gelten, kannte das Heidenthum auch Wassergeister oder Nixe. Eine große Menge von Sagen sind davon Zeuge. Sie erscheinen gewöhnlich als ältliche Leute mit langen Bärten.

Bisweilen haben sie grüne Haare und Zähne. Manchmal werden sie als rauchhaarige wilde Knaben, manchmal auch als schöne blondlockige Jünglinge mit rothen Mützen geschildert. Sie sind Freunde von Tanz und Musik, lieben den Umgang mit Menschen, ja scheinen dieselben sogar zu manchen Verrichtungen zu bedürfen. Mitunter aber erscheinen sie auch als grausame und rachsüchtige Geister.

In Schweden erzählt man von dem sogenannten Strömkarl, der sich gern bei Mühlen und Wasserfällen aufhält, daß er ein Spielmann sei, der in der bezauberndsten Weise geigen könne. Seine Melodie soll elf Variationen haben. Von diesen darf man aber nur zehn tanzen, die elfte gehört dem wilden Jäger und seinem Heere, wollte man sie aufspielen, so fingen Tische und Bänke, Becher und Kannen, Blinde und Lahme, Greise und Großmütter, ja selbst die Kinder in der Wiege an zu tanzen. In Norwegen heißt dieser Wassergeist Fossegrim. Hier lockt er in stillen dunklen Nächten die Menschen durch seine Musik an sich und lehrt dem, der ihm Donnerstags Abends mit abgewandtem Gesichte ein weißes Böckchen opfert und in einen nordwärts strömenden Wasserfall wirft, die Geige und anderes Saitenspiel. Ist das Opfer mager, so bringt es der Lehrling nicht weiter, als bis zum Stimmen der Geige; ist's aber fett, so greift der Fossegrim über des Schülers rechte Hand und führt sie so lange hin und her, bis das Blut aus den Fingerspitzen springt. Dann ist der Lehrling in seiner Kunst vollkommen und kann spielen, daß die Bäume tanzen und die Wasser in ihrem Falle still stehen.

Einst spielten die beiden Knaben eines Geistlichen an einem Strome, da sahen sie den Nix am Ufer sitzen, der schlug seine Harfe. Die Kinder riefen ihm zu: „Was sitzest Du Nix hier und spielst? Du wirst doch nicht selig.“ Da fing der Nix bitterlich zu weinen an, warf die Harfe weg und sank in die Tiefe. Als die Knaben nach Hause kamen, erzählten sie, was sich zugetragen. Da sagte der Vater: „Ihr habt euch an dem Nix versündigt. Geht zurück, tröstet ihn und sagt ihm die Erlösung zu.“ Wie sie nun wieder zum Strome kamen, saß der Nix am Ufer, trauerte und weinte. Die Kinder sagten: „Weine nicht

so, du Nix, unser Vater hat gesagt, daß auch Dein Erlöser lebt." Da nahm der Nix seine Harfe und spielte lieblich bis lange nach Sonnenuntergang.

Häufig kommen Nixenfräulein in den Sagen in die Spinnstuben und auf die Tanzplätze, um an der Arbeit und dem Vergnügen theilzunehmen. Bleiben sie aber über die ihnen gestattete Zeit aus, so werden sie von ihren Verwandten umgebracht. Oft stehlen sie den Bauern die Kinder und legen ihre häßlichen Wechselbälge oder Kielkröpfe statt der Geraubten in die Wiege. Im Hutgebacher See wohnte einst solch eine Nixe. Eine Köhlersfrau hatte ihr Knäblein allein zu Hause gelassen, um im Walde Beeren zu suchen. Als sie zurückkehrte, fand sie statt ihres Kindes ein gräuliches Ungethüm in der Wiege, das hatte einen Kopf wie ein Scheffelmaß und Augen wie ein Kalb, war aber sonst am ganzen Leibe mager und fahl, wälzte sich in seinem Kothe und krächzte wie ein Rabe. Da war die Mutter in großer Noth. Aber eine alte kluge Frau hieß ihr, den Wechselbalg mit Ruthen zu hauen. Sie folgte dem Rathe, und da hörte sie auf einmal ihr Kind am See weinen; denn ihr Haus stand nahe daran. Sie sprang hin und fand ihr rechtes Kind am Ufer liegen. Dann trug sie den Wechselbalg an dieselbe Stelle. Als das die Nixe sah, stieg sie wüthend an die Oberfläche, fuhr auf den Wechselbalg los, zerriß ihn, fraß ihn auf und sank wieder unter. Der See aber fing schrecklich zu brausen und zu toben an, und man glaubt, die Nixe sei über diesem Fraß zersprungen; denn seit der Zeit hat sie die kleinen Kinder in Ruhe gelassen.

Zuweilen raubten aber auch Menschen sich Nixenkinder und hatten dann geschickte und fleißige Knechte an ihnen. Die Anwohner des Darmßen, eines kleinen Sees bei Braumske im Osnabrückschen, hörten einst alle Nächte einen Ton auf dem Wasser, der wie der Schlag eines Hammers auf den Ambos klang. Da schifften sie eines Tages hin und fanden einen Schmied, der bis an den Leib im Wasser saß und sie aufforderte, ihm etwas zu schmieden zu bringen. Das thaten sie, und niemand hatte seit der Zeit so gute Pflugeisen als sie. Einst wollte der Bauer Koatmann aus Epe sich Schilf aus dem Darmßen holen. Da fand er ein kleines Kind am Ufer, das war rauch

am ganzen Leibe. Da sagte der Schmied: „Nimm mir meinen Sohn nicht weg.“ Aber Koatmann nahm das Kind und lief damit nach Hause. Seit der Zeit war der Schmied nicht mehr zu sehen noch zu hören. Koatmann aber zog das rauchhaarige Kind auf, und es wurde sein fleißigster Knecht. Als er aber zwanzig Jahre alt war, sagte er: „Bauer, ich muß von Euch weggehen. Mein Vater hat mich gerufen.“ — „Das thut mir leid“, sagte der Bauer, „gibt es denn gar kein Mittel, daß Du bei mir bleiben kannst?“ — „Na, ich will einmal sehen“, sagte das Wasserkind; „geht einmal nach Braumske und holt mir einen neuen Degen. Aber Ihr müßt dafür geben, was der Kaufmann verlangt, und nichts abhandeln.“ Da ging der Bauer nach Braumske und holte einen neuen Degen, handelte aber doch etwas ab. Nun gingen sie mit einander nach dem Darmßen. Da sagte der Rauche: „Nun paßt auf, wenn ich ins Wasser schlage, und es kommt Blut, dann muß ich weg, kommt Milch, so darf ich bei Euch bleiben.“ Da schlug er ins Wasser, aber es kam keine Milch und auch kein Blut. Ganz ärgerlich sprach der Rauche: „Ihr habt mir was weiß gemacht und was abgehandelt, darum kommt weder Blut noch Milch. Sputet Euch und kauft in Braumske einen andern Degen.“ Da ging der Bauer weg und kam wieder, aber erst das dritte Mal brachte er einen Degen, wo er nichts abgehandelt hatte. Als der Rauche damit aber ins Wasser schlug, da war es roth wie Blut. Da sprang er sogleich in den See hinunter, und kein Mensch hat ihn jemals wieder zu sehen gekriegt.

XII.

Erinnerungen an die heidnischen Götter in deutschen Märchen.

Wir haben es bis jetzt blos mit den Sagen zu thun gehabt, in welchen Erinnerungen an die deutschen Götter sich erhalten haben, ja in welchen oft noch ihr Name vorkommt. Schwächer und verworrener, immerhin aber noch erkennbar fin-

den sich solche Spuren in vielen der schönen Märchen, die das Volk sich erzählt, und von denen jetzt die meisten gesammelt und im Drucke zu lesen sind. Manche Züge in diesen Erzählungen entsprechen ganz deutlich dem Inhalte der alten Lieder, die uns in der Edda aufbewahrt sind, in manchen sind es blos leise Anklänge mit neueren Erfindungen vermischt oder mit andern alten Geschichten und Sagen verschmolzen, so daß nur ein geübtes Auge den mythischen Kern herausfindet.

Einige von denen, wo dieser Kern am deutlichsten hervortritt, theilen wir im Folgenden mit, indem wir durch kurze Anmerkungen auf das, was darin altheidnische Erinnerung ist, aufmerksam machen. Häufig sind in diesen Märchen, die sich im Munde des Volkes während der Jahrhunderte fortwährend verwandelten, theilten und in veränderter Gestalt wieder verschmolzen, aus den Göttern Könige, Zauberer, Riesen, Zwerge, ja bisweilen lustige Spielleute, Schneider oder Soldaten, Bauern oder Hirten geworden. Die Göttinnen sind zu Prinzessinnen, die Riesen zu Drachen, die ernsten Gestalten zu komischen, die heidnischen Gottheiten zu Gott Vater, zu Christus, zur Mutter Maria oder zum Apostel Petrus umgeschaffen. Stets aber entdeckt ein an der Betrachtung des Alten geschärfter Blick, daß hier und da uralte Erinnerungen durchklingen, und so hat sich wie im Aberglauben, in den Gespenstergeschichten, in den Sitten und Gebräuchen, auch in den Märchen der Deutschen ein vernehmlicher Nachhall ihrer Urzeit erhalten. Dessen sollten schon unsre Knaben und Mädchen eingedenk sein, wenn sie sich unter einander Märchen erzählen, und so mögen sie, wenn sie die folgenden Wundergeschichten lesen, dieß mit dem Bewußtsein thun, daß in denselben die Stimmen ihrer Urväter und Urmütter, die wir im zweiten Kapitel schilderten, aus ferner Vergangenheit zu ihnen reden.

Wir beginnen mit einer Erzählung, die zwischen Sage und Märchen in der Mitte steht.

1. Der Schneider und die Prinzessin, die vom Drachen geraubt war.

In einem tiefen wilden Thale, das in das Filsthal mündet, liegt das Dorf Drakenstein. In dem freistehenden Felsen, auf

welchem die Kirche erbaut ist, befindet sich eine Höhle, in welcher noch jetzt ein Drache hausen soll. Von diesem erzählt man sich folgende Geschichte.

Einst hatte der Drache eines Kaisers Tochter geraubt und hielt sie fünf Jahre lang hier gefangen, indem er sie zu heirathen gedachte. Aber sie wollte sich ihm nicht ergeben, wie sehr er sich auch um sie bemühte. Er schenkte ihr unter Anderm drei prachtvolle Kleider: auf dem einen war die Sonne abgebildet, auf dem andern der Mond, auf dem dritten die Sterne. Aber seine Bewerbungen wies sie alle zurück. Da geschah es, daß sich ein Schneider, der aber nichts als Bälle machen konnte, in diese Gegend verirrte und die Jungfrau allein auf dem Drachensteine antraf. Er fragte sie, ob sie sich verirrt habe. Da erzählte sie ihm, sie sei die einzige Tochter des Kaisers von Marokko. Eines Tags nämlich, als sie eben ihr Haar gemacht und sich geschmückt habe, sei ein Drache durchs Fenster geflogen, habe sie gefaßt und sei mit ihr übers Wasser geflogen an diesen Ort, wo er sie nun schon fünf Jahre lang festhalte.*)

Darauf beredete sich die Jungfrau mit dem Schneider, daß sie fliehen wollten, und sie versprach demselben, wenn er sie glücklich von hier weg und nach Hause bringe, so wolle sie ihn heirathen und er solle Kaiser von Marokko werden. Nun paßten sie auf, zu welcher Zeit der Drache am längsten ausblieb, und als sie das wußten, gingen sie eines Abends mit einander fort. Der Schneider hatte die drei schönen Kleider der Prinzessin in seinen Ranzen gesteckt, und so wanderten sie munter und rüstig dahin, bis sie sicher waren, daß der Drache sie nicht mehr einhole. Da wurde die Reise dem Ballmacher zu lang, und er sagte zu der Prinzessin, sie solle einstweilen nur allein nach Hause gehen, er

*) In diesem Märchen erinnert der Drache, der geflügelt die Prinzessin entführt, an den in Adlersgestalt die Göttin Iduna raubenden Thiasse, während die Kleider mit Sonne, Mond und Sternen an die Mythe mahnen, in welcher ein anderer Riese von den Asen Sonne, Mond und die Göttin Freia verlangte. Der Schneider, der die Jungfrau befreit, wäre dann der listige, unbekümmert in den Tag hineinlebende Loki. Alles nur leise Anklänge, aber immerhin bedeutungsvoll. Auch ist nicht zu übersehen, daß der Drache die Prinzessin über das Meer trägt; denn auch das Riesenland der Edda war von Asgard durch das Meer getrennt.

wolle schon nachkommen, und so trennte er sich von ihr und zog eine andere Straße, lebte lustig und guter Dinge, bis er sein Geld vertrunken hatte, und dann reiste er gleichfalls nach der Kaiserstadt. Dort aber sah er vor einem Hause ein Netz mit Bällen hängen und plötzlich bekam er wieder Lust zu seinem Gewerbe, ging hin und ließ sich als Gesell annehmen. Dann las er nach einiger Zeit, wie der Kaiser ausschrieb: Wer binnen drei Monaten drei Kleider machen könne, auf denen Sonne, Mond und Sterne stünden, der solle zehntausend Gulden bekommen. Es müsse aber jeden Monat eins fertig werden, und zugleich wollte der Kaiser für jeden Monat tausend Gulden als Vorschuß geben. Da fielen dem Ballmacher die drei Kleider wieder ein, die er noch in seinem Ranzen hatte, und weil sich sonst Niemand fand, der solche Kleider zu machen verstand, so sagte er endlich zu seinem Meister: er könne die Kleider für des Kaisers Tochter machen. Der Meister meldete das sogleich bei Hofe und bekam die tausend Gulden Vorschuß. Die übergab er seinem Gesellen, damit er sich kaufen könne, was er nöthig hätte.

Allein der Gesell ging alsbald mit dem Gelde ins Wirthshaus, aß und trank mit seinen Kameraden, und fuhr in schönen Wagen spazieren, bis der letzte Tag des Monats herangekommen war. Da ward es dem braven Ballmachermeister himmelangst, als er noch nichts von dem Kleide sah, und er dachte: wird es nicht fertig, so kann dir der Handel den Kopf kosten. Deshalb stellte er den Gesellen zur Rede. Der aber gab ihm gute Antwort und sprach: „Ich kann nur bei Nacht, wenn ich einen Rausch habe, an dem Kleide arbeiten, und deshalb muß ich den Tag über im Wirthshause zubringen.“ Und richtig übergab er auch dem Meister am folgenden Morgen das erste Kleid, auf dem die Sonne dargestellt war. Wie das die Tochter des Kaisers sah, sprach sie: es ist gerade so wie das Kleid, das der Drache mir geschenkt hatte. Darauf erhielt der Meister abermals tausend Gulden als Vorschuß, die er wieder seinem Gesellen gab. Der machte es nun ebenso wie im ersten Monat und verjubelte das Geld. Nach vier Wochen aber übergab er dem Meister das zweite Kleid mit dem Monde. Als er dieß dem Kaiser überbrachte, sagte die Tochter wieder: es ist ganz so wie das, welches

der Drache mir geschenkt hatte, und verlangte, daß der Gesell das letzte Kleid so bald es fertig sei, selbst nach Hofe bringe. Das war gut. Der Gesell bekam noch einmal tausend Gulden, lebte lustig und in Freuden davon und überbrachte dann nach Ablauf der vier Wochen das Sternenkleid selbst der Prinzessin. Die erkannte alsbald ihren Retter, fiel ihm um den Hals, herzte und küßte ihn, und nicht lange darauf hielten sie Hochzeit, und dann ist der Ballmacher noch Kaiser geworden.

2. Der treue Johannes.*)

Es war einmal ein alter König, der war krank und dachte: es wird wohl das Todtenbett sein, worauf ich liege. Da sprach er: „laßt mir den treuen Johannes kommen". Der getreue Johannes war aber sein liebster Diener und hieß so, weil er ihm sein Lebelang so treu gewesen war. Als er nun vor das Bett gekommen war, sprach der König: „Getreuster Johannes, ich fühle, daß mein Ende herannaht, und da habe ich keine andere Sorge, als um meinen Sohn. Er ist noch in jungen Jahren, wo er sich nicht immer zu rathen weiß, und wenn Du mir nicht versprichst, mir zu rathen in Allem und ihn zu unterrichten in Allem, was er wissen muß, und sein Pflegevater zu sein, so kann ich meine Augen nicht in Ruhe zuthun." Da antwortete der getreue Johannes; „Ich will ihn nicht verlassen und will ihm mit Treue dienen, wenn es auch mein Leben kostet." Da sagte der alte König: „So sterbe ich getrost und in Frieden." Dann aber sagte er weiter: „Nach meinem Tode sollst Du ihm das ganze Schloß zeigen, alle Kammern, Säle und Gewölbe, und

*) Die erste Hälfte dieses Märchens, welches wir der Sammlung der Grimm'schen Kinder= und Hausmärchen entnehmen, erinnert durch die verbotene Kammer, in welcher das Bild der schönen Königstochter ist, durch die beim Anblicke desselben entstehende heftige Liebe und durch die Reise des treuen Johannes zur Entführung des Mädchens entschieden an die in der Edda enthaltene Erzählung, wo der Gott Freir sich unterfing, sich auf den Thron Odins zu setzen, dort durch den Anblick der Riesentochter Gerda zu heftiger Liebe entzündet wurde und dann durch seinen Diener Skirner die schöne Gerda gewann. Auch das Versteinern des treuen Dieners ist ein Anklang an uralte Vorstellungen.]

alle Schätze, die darin liegen. Aber die letzte Kammer in dem langen Gange sollst Du ihm nicht zeigen, worin das Bild der Königstochter vom goldnen Dache verborgen steht. Wenn er sie erblickt, wird er eine heftige Liebe empfinden und wird in Ohnmacht niederfallen, und wird ihretwillen in große Gefahren gerathen, davor sollst Du ihn hüten." Und als der treue Johannes nochmals dem alten Könige die Hand darauf gegeben hatte, ward dieser still, legte sein Haupt auf das Kissen und starb.

Als der alte König nun zu Grabe getragen war, da erzählte der treue Johannes dem jungen Könige, was er seinem Vater auf dem Sterbelager versprochen hatte, und sagte: „Das will ich gewißlich halten, und will Dir treu sein, wie ich ihm gewesen bin, und sollte es mein Leben kosten." Die Trauer ging vorüber, da sprach der treue Johannes zu ihm: „Es ist nun Zeit, daß Du Dein Erbe siehst; ich will Dir Dein väterliches Schloß zeigen." Da führte er ihn überall herum, auf und ab, und ließ ihn alle die Reichthümer und prächtigen Kammern sehen. Nur die eine Kammer öffnete er nicht, worin das gefährliche Bild stand. Das Bild aber war so gestellt, daß, wenn die Thür aufging, man gerade darauf sah, und war so herrlich gemacht, daß man meinte, es leibte und lebte und es gäbe nichts Lieblicheres und Schöneres auf der ganzen Welt. Der junge König aber merkte wohl, daß der getreue Johannes immer an einer Thür vorüberging, und sprach: „Warum schließest Du mir diese niemals auf?" — „Es ist etwas darin", antwortete er, „vor dem Du erschrecken würdest." — Aber der König antwortete: „Ich habe das ganze Schloß gesehen, so will ich auch wissen, was in dieser Kammer ist." Damit ging er hin und wollte die Thür mit Gewalt öffnen. Da hielt ihn der treue Johannes zurück und sagte: „Ich habe es Deinem Vater vor seinem Tode versprochen, daß Du nicht sehen sollst, was in dieser Kammer sich befindet. Es könnte Dir und mir zu großem Unglücke ausschlagen." — „Ach!" antwortete der junge König, „wenn ich nicht hineinkomme, so ist es mein sicheres Verderben. Ich würde Tag und Nacht keine Ruhe haben, bis ich's mit meinen Augen gesehen hätte.

Nun gehe ich nicht von der Stelle, bis Du aufgeschlossen hast."

Da sah der getreue Johannes, daß es nicht mehr zu ändern war, und suchte mit schwerem Herzen und vielem Seufzen aus dem großen Bunde den Schlüssel heraus. Als er die Thür der Kammer geöffnet hatte, trat er zuerst hinein und dachte, der König sollte das Bildniß vor ihm nicht sehen. Aber was half das? Der König stellte sich auf die Fußspitzen und sah ihm über die Schulter, und als er das Bildniß der Jungfrau erblickte, das so herrlich war und von Gold und Edelsteinen glänzte, da fiel er ohnmächtig zur Erde nieder. Der getreue Johannes hob ihn auf, trug ihn in sein Bett und dachte voll Sorgen: Das Unglück ist geschehen, Herr Gott, was will daraus werden? Dann stärkte er ihn mit Wein, bis er wieder zu sich selbst kam. Das erste Wort, welches er sprach, war: „Ach, wer ist das schöne Bild?" — „Das ist die Königstochter vom goldnen Dache", antwortete der treue Johannes. Da sprach der König weiter: „Meine Liebe zu ihr ist so groß, wenn alle Blätter an den Bäumen Zeugen wären, sie könnten es nicht aussagen. Mein Leben setze ich daran, daß ich sie gewinne. Du bist mein getreuster Johannes, Du mußt mir beistehen."

Der treue Diener besann sich lange, wie es anzufangen wäre; denn es hielt schwer, nur vor das Angesicht der Königstochter zu kommen. Endlich hatte er ein Mittel ausgedacht, und sprach zu dem Könige: „Alles, was sie um sich hat, ist von Gold: Tische, Stühle, Schüsseln, Becher, Näpfe und alles Hausgeräth. In Deinem Schatze liegen fünf Tonnen Goldes. Laß eine von den Goldschmieden des Reichs verarbeiten zu allerlei Gefäßen und Geräthschaften, zu allerhand Vögeln, Gewild und wunderbaren Thieren. Das wird ihr gefallen. Wir wollen hinfahren und unser Glück versuchen."

Der König ließ alle Goldschmiede zusammenkommen und sie arbeiteten Tag und Nacht, bis endlich die herrlichsten Dinge fertig waren. Nun ließ der getreue Johannes Alles auf ein Schiff laden und zog Kaufmannskleider an, und der König mußte ein Gleiches thun, um sich unkenntlich zu machen. Dann

fuhren sie über das Meer und fuhren so lange, bis sie zu der Stadt kamen, worin die Königstochter vom goldnen Dache wohnte.

Der treue Johannes hieß den König auf dem Schiffe zurückbleiben und auf ihn warten. „Vielleicht", sprach er, „bringe ich die Königstochter mit. Darum sorgt, daß Alles in Ordnung ist. Laß die Goldgefäße aufstellen und das ganze Schiff ausschmücken." Darauf suchte er sich in seine Schürze Allerlei von den Goldsachen zusammen, stieg ans Land und ging gerade nach dem königlichen Schlosse. Als er in den Schloßhof kam, stand beim Brunnen ein schönes Mädchen, das hatte zwei goldne Eimer in der Hand und schöpfte damit, und als es das blinkende Wasser forttragen wollte, und sich umdrehte, sah es den fremden Mann und fragte ihn, wer er wäre. Da antwortete er: „Ich bin ein Kaufmann" und öffnete seine Schürze und ließ sie hineinschauen. Da rief sie: „Ei, was für schönes Goldzeug!" setzte die Eimer nieder und betrachtete Eines nach dem Andern. Da sprach das Mädchen: „Das muß die Königstochter sehen. Die hat so große Freude an den Goldsachen, daß sie Euch Alles abkauft." Es nahm ihn bei der Hand und führte ihn hinauf; denn es war die Kammerjungfer.

Als die Königstochter die Waare sah, war sie ganz vergnügt und sprach: „Es ist so schön gearbeitet, daß ich Dir Alles abkaufen will." Aber der getreue Johannes sprach: „Ich bin nur der Diener von einem reichen Kaufmanne. Was ich hier habe, ist nichts gegen das, was mein Herr auf seinem Schiffe stehen hat, und das ist das Künstlichste und Köstlichste, was je in Gold ist gearbeitet worden." Sie wollte nun Alles heraufgebracht haben. Aber er sprach: „Dazu gehören viele Tage, so groß ist die Menge, und so viele Säle, um es aufzustellen, daß Euer Haus nicht Raum dafür hat." Da ward ihre Neugierde und Lust immer mehr angeregt, so daß sie endlich sagte: „Führe mich hin zu dem Schiffe, ich will selbst hingehen und Deines Herren Schätze betrachten."

Da führte sie der treue Johannes zu dem Schiffe hin und war ganz freudig, und der König, als er sie erblickte, sah, daß sie noch schöner war als das Bild, und meinte nicht anders,

als das Herz wollte ihm zerspringen. Nun stieg sie in das Schiff, und der König führte sie hinein. Der getreue Johannes aber blieb zurück bei dem Steuermanne und hieß das Schiff abstoßen, spannte alle Segel auf, daß es flog wie ein Vogel in der Luft. Der König aber zeigte ihr drinnen das goldne Geschirr, jedes einzeln, die Schüsseln, Becher, Näpfe, die Vögel, das Gewild und die wunderbaren Thiere. Viele Stunden gingen herum, während sie Alles besah, und in ihrer Freude merkte sie nicht, daß das Schiff dahinfuhr. Nachdem sie das letzte Stück betrachtet hatte, dankte sie dem Kaufmanne und wollte nach Hause. Als sie aber an den Rand des Schiffes kam, sah sie, daß es fern vom Lande auf hohem Meere ging und mit vollen Segeln forteilte. „Ach," rief sie erschrocken, „ich bin betrogen, ich bin entführt und in die Gewalt eines Kaufmanns gerathen! Lieber wollte ich sterben." Der König aber faßte sie bei der Hand und sprach: „Ein Kaufmann bin ich nicht. Ich bin ein König und nicht geringer an Geburt als Du bist. Aber daß ich Dich mit List entführt habe, das ist aus übergroßer Liebe geschehen. Das erste Mal, als ich Dein Bildniß gesehen habe, bin ich ohnmächtig zur Erde gefallen."

Als die Königstochter vom goldnen Dache das hörte, ward sie getröstet, und ihr Herz ward ihm geneigt, so daß sie gerne einwilligte, seine Gemahlin zu werden.

Es trug sich aber zu, während sie auf dem hohen Meere dahinfuhren, daß der getreue Johannes, als er vorn auf dem Schiffe saß und Musik machte, in der Luft drei Raben erblickte, die dahergeflogen kamen. Da hörte er auf mit Spielen, um zu hören, was sie mit einander sprachen; denn er verstand das wohl. Der eine rief: „Ei, da führt er die Königstochter vom goldnen Dache heim." — „Ja", antwortete der zweite Rabe, „er hat sie noch nicht." Sprach der dritte: „Er hat sie doch. Sie sitzt bei ihm im Schiffe." — Da fing der erste wieder an und rief: „Was hilft ihm das! Wenn sie ans Land kommen, wird ihm ein fuchsrothes Pferd entgegenspringen. Da wird er sich aufschwingen wollen, und thut er das, so sprengt das Pferd mit ihm fort und in die Luft hinein, daß er seine Jung-

frau nimmermehr wiedersieht.“ — Da fragte der zweite Rabe: „Ist gar keine Rettung? — „O ja, wenn ein Anderer schnell aufsitzt, das Feuergewehr, das in den Halftern stecken muß, herausnimmt und das Pferd damit todtschießt, so ist der junge König gerettet. Aber wer weiß das? Und wer es weiß und sagt es ihm, der wird zu Stein von den Fußzehen bis zum Knie.“

Da sprach der zweite Rabe: „Ich weiß noch mehr. Wenn das Pferd auch getödtet wird, so behält der junge König seine Braut doch nicht. Wenn sie zusammen ins Schloß kommen, so liegt dort ein gemachtes Brauthemde in einer Schüssel und sieht aus, als wäre es von Gold und Silber gewebt. Es ist aber nichts als Schwefel und Pech. Wenn er es anthut, so verbrennt es ihn bis auf Mark und Knochen.“ Sprach der dritte: „Ist da gar keine Rettung?“ — „O ja“, antwortete der zweite: „Wenn Einer mit Handschuhen das Hemd packt und wirft es ins Feuer, daß es verbrennt, so ist der junge König gerettet. Aber was hilft's? Wer es weiß und es ihm sagt, der wird am halben Leibe Stein, vom Knie bis zum Herzen.“ —

Da sprach der dritte: „Ich weiß noch mehr. Wird das Brauthemde auch verbrannt, so hat der junge König seine Braut doch nicht. Wenn nach der Hochzeit der Tanz anhebt und die junge Königin tanzt, so wird sie plötzlich erbleichen und wie todt hinfallen. Und hebt sie nicht Einer auf und zieht aus ihrer rechten Brust drei Blutstropfen und speit sie wieder aus, so stirbt sie. Aber verräth das Einer, der es weiß, so wird er am ganzen Leibe zu Stein vom Wirbel bis zur Fußzehe.“

Als die Raben das mit einander gesprochen hatten, flogen sie weiter, und der getreue Johannes hatte Alles wohl verstanden. Aber von der Zeit an war er still und traurig; denn verschwieg er seinem Herrn, was er gehört hatte, so war dieser unglücklich; entdeckte er es ihm, so mußte er selbst sein Leben hingeben. Endlich aber sprach er bei sich: „Meinen Herrn will ich retten, und sollte ich selbst darüber zu Grunde gehen.“

Als sie nun ans Land kamen, da geschah es, wie die

Raben vorhergesagt hatten. Es sprengte ein prächtiger fuchsrother Gaul daher. „Wohlan", sprach der junge König, „der soll mich in mein Schloß tragen", und wollte sich aufsetzen. Doch der getreue Johannes kam ihm zuvor, schwang sich schnell darauf, zog das Gewehr aus den Halftern und schoß das Pferd nieder. Da riefen die andern Diener des Königs, die dem getreuen Johannes doch nicht gut waren: „Wie schändlich! das schöne Thier zu tödten, das den König in sein Schloß tragen sollte." Aber der König sprach: „Schweigt und laßt ihn gehen. Er ist mein getreuester Johannes. Wer weiß, wozu das gut ist?"

Nun gingen sie in das Schloß, und da stand im Saale eine Schüssel, und das gemachte Brauthemde lag darin und sah aus nicht anders als wäre es von Gold und Silber. Der junge König ging darauf zu und wollte es ergreifen. Aber der treue Johannes schob ihn weg, packte es mit Handschuhen an, trug es ins Feuer und ließ es verbrennen. Die andern Diener fingen wieder an zu murren und sagten: „Nun seht einmal, jetzt verbrennt er gar des Königs Brauthemd." Aber der junge König sprach; „Wer weiß, wozu es gut ist? Laßt ihn in Frieden, er ist mein getreuster Johannes."

Nun ward die Hochzeit gefeiert. Der Tanz hub an, und die Braut trat auch hinein. Da hatte der treue Johannes Acht und schaute ihr ins Antlitz. Auf einmal erbleichte sie und fiel wie todt zur Erde. Da sprang er eilends hinzu, hob sie auf und trug sie in eine Kammer. Da legte er sie nieder, kniete neben sie und zog die drei Blutstropfen aus ihrer rechten Brust und spie sie wieder aus. Alsbald athmete sie wieder und erholte sich. Aber der junge König hatte es mit angesehen und wußte nicht, warum es der getreue Johannes gethan hatte. So ward er zornig darüber und rief: „Werft ihn ins Gefängniß!"

Am andern Morgen ward der getreue Johannes zum Tode verurtheilt und zum Galgen geführt, und als er oben stand und gerichtet werden sollte, sprach er: „Jeder, der sterben soll, darf vor seinem Ende noch einmal reden. Soll ich das Recht nicht auch haben?" — „Ja", antwortete der König,

„es soll Dir vergönnt sein.“ Da sprach der treue Johannes: „Ich bin mit Unrecht verurtheilt und bin Dir immer treu gewesen.“ Und nun erzählte er, wie er auf dem Meere das Gespräch der Raben angehört, und wie er, um seinen Herrn und dessen Gemahlin zu retten, das Alles hätte thun müssen. Da rief der König: „O mein getreuster Johannes! Gnade! Gnade! Führt ihn herunter!“ Aber der treuste Johannes war bei dem letzten Worte, das er geredet hatte, leblos herabgefallen und war wie Stein.

Darüber trugen nun der König und die Königin großes Leid, und der König sprach: „Ach, was hab' ich so große Treue so übel belohnt!“ und ließ das steinerne Bild aufheben und in seine Schlafkammer neben sein Bett stellen. So oft er es ansah, weinte er und klagte: „Ach, könnte ich Dich doch wieder lebendig machen, mein getreuster Johannes!“

Nun verging etliche Zeit, da gebar die Königin Zwillinge, zwei Söhnlein, die wuchsen heran und waren ihrer Eltern Freude. Einmal als die Königin in der Kirche war und die zwei Kinder bei dem Vater saßen und spielten, sah dieser wieder das steinerne Bildniß voll Betrübniß an, seufzte und rief: „Ach könnte ich Dich doch wieder lebendig machen, mein getreuster Johannes!“ Da fing der Stein an zu reden und antwortete: „Ja, Du kannst mir das Leben wieder geben, wenn Du Dein Liebstes daran wenden willst.“ — Da rief der König: „Alles, was ich auf der Welt habe, will ich für Dich hingeben!“ — Da sprach der Stein weiter: „Wenn Du mit eigner Hand Deinen beiden Kindern den Kopf abhaust und mich mit ihrem Blute bestreichst, so erhalte ich das Leben wieder.“ Der König erschrak, als er hörte, daß er seine liebsten Kinder selbst tödten sollte, doch dachte er an die große Treue, die der treue Johannes ihm erwiesen und wie er für ihn das Leben gelassen hatte, zog sein Schwert und hieb mit eigner Hand beiden Kindern den Kopf ab. Und als er mit ihrem Blute das Steinbild bestrichen hatte, kehrte sogleich das Leben zurück, und der getreue Johannes stand wieder frisch und gesund vor ihm. Er aber sprach zum Könige: „Deine Liebe soll nicht unbelohnt bleiben,“ und nahm die Häupter der Kinder, setzte sie wieder

auf und bestrich die Wunde mit ihrem Blute. Davon wurden sie im Augenblicke wieder heil und sprangen herum und spielten fort, als ob ihnen nichts geschehen wäre.

Nun war der König voll Freude, und als er die Königin kommen sah, versteckte er den treuen Johannes und die beiden Kinder in einen großen Schrank. Wie sie hereintrat, sprach er zu ihr: „Hast Du gebetet in der Kirche?" — „Ja", antwortete sie, „aber ich habe fortwährend an den treuen Johannes gedacht, daß er durch uns so unglücklich geworden ist." — Da sprach der König: „Liebe Frau, wir können ihm das Leben wiedergeben, aber es kostet uns unsre beiden Söhnlein, die müssen wir opfern." — Die Königin wurde bleich und erschrak in ihrem Herzen, doch sprach sie: „Wir sinds ihm schuldig wegen seiner großen Treue."

Da freute sich der König, daß sie dachte, wie er gedacht hatte, ging hin und schloß den Schrank auf und holte die Kinder und den treuen Johannes heraus und sprach: „Gott sei gelobt, er ist erlöst, und unsre Söhnlein haben wir auch wieder!" und erzählte ihr, wie es sich Alles zugetragen habe. Da lebten sie alle mit einander in Glückseligkeit und Freuden bis an ihr Ende.

3. Das Wunderschiff des Zwerges.

Es war einmal ein König, der wollte ein Schiff haben, das auf dem Wasser und zu Lande ginge. Da ließ er in seinem Reiche ausrufen, wer ein solches Schiff bauen könnte, der sollte seine Tochter bekommen und sein Nachfolger werden. Auch war in dem Lande ein Bauer, der hatte drei Söhne. Als der dieß hörte, so sagte er zu ihnen, sie sollten doch sehen, ob sie das Schiff bauen könnten. Sie waren das zufrieden, und er schickte sie in den Wald, den einen dahin, den andern dorthin, den dritten nach einer andern Stelle. Jedem gab er ein Butterbrot mit, daß er etwas zu essen hatte. Als nun der Erste in den Wald kam, so begegnete ihm ein Zwerg. Der fragte ihn, was er hier wolle. „Ein Schiff, das auf dem Wasser und zu Lande geht," antwortete Jener. — „So", sagte der Zwerg. „Willst Du mir nicht ein Stück von Deinem Brote geben?" — „Nein",

sagte der junge Mensch, „selber essen macht fett, ich habe nicht einmal genug für mich.“ — „Nun, da wirst Du das Schiff nicht fertig kriegen“, versetzte der Zwerg und ging seines Weges. Und so geschah es auch, der junge Mensch konnte das Schiff nicht machen und mußte endlich unverrichteter Sache nach Hause zurückkehren.

Zu dem zweiten kam der Zwerg auch, und bat um einen Trunk Bier aus der Flasche, aus welcher jener es sich wohlschmecken ließ. „Nein“, sagte der Sohn des Bauern, „für solche Zwerge hab' ich mein Bier nicht mitgenommen.“ — „Hm“, sagte der Zwerg, „was machst Du denn da?“ — „Ich haue Holz zu einem Schiffe, das auf dem Wasser und zu Lande geht“, antwortete jener. „Das wirst Du nicht fertig kriegen“, sagte der Zwerg und ging seines Weges. Und so geschah es auch. Das Schiff wollte nicht fertig werden, und auch der zweite Sohn kam unverrichteter Sache zum Vater heim.

Als der Zwerg zu dem dritten kam, der Töffel hieß und für dumm galt, so hatte dieser sich ein Feuer angemacht, bei dem er sich Kartoffeln briet. „Hu, wie kalt es ist!“ sagte der Zwerg, darf ich mich nicht ein wenig an Deinem Feuer wärmen?“ — „Ja, komm nur her“, sagte Töffel und rückte zu, und dann gab er ihm von seinen Kartoffeln und seinem Butterbrote und ließ ihn auch von seinem Biere trinken. Da fragte der Zwerg: „Was willst denn Du hier vornehmen?“ — „Ach, mein Vater will, ich soll ein Schiff bauen, das zu Wasser und zu Lande geht. Ich weiß aber nicht, wie ich es anfangen soll.“ — „Nun, weil Du so gut bist, so will ich Dir eines machen. Komm morgen wieder her und Du sollst es haben.“*)

Als Töffel am andern Tage wieder in den Wald kam, so war der Zwerg schon zur Stelle und übergab ihm das Schiff und sagte: er solle nur gleich damit zum Könige fahren. Das that er denn auch, und wie er so dahinfuhr, sah er an der Straße einen Mann stehen, der hatte eine Büchse angelegt, als ob er

*) Das Schiff, das zu Wasser und zu Lande geht, ist ein Anklang an das gute Schiff Skibladner und den Eber Gullinbörste, welche die Zwerge für den Gott Freir verfertigten, die Büchse des Schützen aber kann an Odins Spieß Gugner erinnern, der nie sein Ziel verfehlte.

nach etwas zielte. „Heda!“ rief Töffel aus seinem Schiffe, „nach was zielst Du denn da?“ — „Ach ich wollte blos einen Sperling schießen, der dreihundert Meilen von hier auf einem Kirchthurme sitzt.“ — „Hoho!“ meinte Töffel, „das ist ja nicht möglich.“ Aber der Schütze sagte, daß er mit seiner Büchse schießen könnte, so weit der Himmel blau wäre. Da dachte Töffel, den Mann könne er brauchen, und fragte ihn, ob er nicht mitfahren wollte. „Ja“, sagte der, „das wollte er wohl, aber er hätte kein Geld, um dafür zu bezahlen.“ „Das macht nichts aus“, sagte Töffel, „steig nur herein,“ und so fuhren sie mitsammen weiter.

Ein Stück weiter sahen sie wieder einen Mann, der hatte die Hand ans Ohr gelegt und horchte. Da hielt Töffel sein Schiff an und fragte den Mann, was er horche. „Ach nichts weiter“, sagte der. „Hinter den Bergen dort geht eine Heerde Schafe auf der Wiese, und ich horche, ob auf deren Fell die Wolle rasch genug wächst, daß sie nächsten Wollmarkt verkauft werden kann.“ — „Nun da kannst Du wohl auch hören, was sie im Schlosse des Königs gerade sprechen?“ fragte Töffel. Der Mann horchte ein Weilchen hin und sagte dann: „Der König sagte eben zu seiner Tochter, das Schiff, das zu Wasser und auf dem Lande gehen könnte, kriegte doch kein Mensch fertig.“ Den Mann könnte man brauchen, dachte Töffel und fragte, ob er nicht mitfahren wollte. „O ja, das wollte er schon, aber er habe kein Geld zur Bezahlung.“ „Das machte nichts aus“, entgegnete Töffel, und so fuhr der Mann mit dem scharfen Gehör auch mit.

Noch ein Stück weiter trafen sie wieder auf einen Mann, der sich ein Paar ungeheuer große Stiefeln anzog. „Ei, was willst Du denn mit den großen Stiefeln?“ fragte Töffel, indem er sein Schiff halten ließ. „Das sind Siebenmeilenstiefeln“, antwortete der Mann, „mit denen kann ich schneller laufen wie Wolken und Wind.“ Auch der wäre zu brauchen, dachte Töffel und hieß ihn mitfahren. „Je nun, das wollte er wohl“, sagte der Gestiefelte, „aber er hätte kein Fahrgeld.“ — „Einerlei“, sagte Töffel, „steig nur getrost ein, es soll Dir nichts kosten“, und so fuhren sie mit einander weiter, bis sie an eine Gegend kamen, wo sieben Windmühlen standen, die alle lustig die Flügel

drehten, obwohl kein Wind ging. Da wunderten sie sich, bis sie am Ende in einem Graben einen Mann liegen sahen, der sich seine Suppe durch Blasen kühlte und dadurch die Windmühlen in Bewegung setzte. „Ei", sagte Töffel, „bist Du's, der den Mühlen den Wind schafft?" — „Ja wohl", sagte der Mann, „das ist ja eine Kleinigkeit, hernach werde ich den Wald dort niederblasen, aus dem unser Herr Brennholz machen will." „Weißt Du was", sagte Töffel, „Du könntest mit mir fahren. Vielleicht habe ich Arbeit für Dich." — „Dazu hätte er schon Lust", antwortete der Mann, „nur habe er kein Geld, um die Fahrt zu bezahlen." — „Das thut nichts, nur hereingesetzt", sagte Töffel, und so fuhren sie weiter, bis sie vor das Schloß des Königs kamen.

Hier angelangt, stieg Töffel aus, ging die Treppe zum Könige hinauf und sagte zu ihm: „Du hast ein Schiff haben wollen, das zu Wasser und zu Lande geht. Siehe, ich habe eins gemacht, komm herunter und nimm es in Augenschein." Das that der König, und das Schiff gefiel ihm, nur verdroß es ihn, daß er nun Wort halten und seine Tochter an so einen dummen Bauer weggeben sollte. Er hielt deshalb mit seinen Ministern Rath, wie er dem Töffel auf gute Art seinen Lohn vorenthalten könnte. Da sagten diese, er solle ihm eine Aufgabe stellen, die er nicht vollbringen könne, und einer rieth, ehe er ihm die Tochter und das Reich gäbe, solle er ihm gebieten, in drei Stunden aus einem dreihundert Meilen entfernten Brunnen ein Glas Wasser herbei zu schaffen. Dieser Rath gefiel dem Könige, und er ließ den Töffel vor sich bringen.

„Höre", sagte der König, „wer solch ein Schiff gemacht hat, das zu Wasser und zu Lande geht, der muß auch andere unmögliche Dinge möglich machen können. Wenn Du also das Schiff selbst gebaut hast, so beweise es mir dadurch, daß Du mir aus dem und dem Brunnen, der dreihundert Meilen von hier liegt, in drei Stunden ein Glas Wasser herbeischaffst. Es ist jetzt zwölf Uhr. Bringst Du das Wasser bis um drei, so sollst Du meine Tochter haben. Wo nicht, so hast Du mich belogen und kommst an den Galgen."

Da war guter Rath theuer. Aber Töffel war nicht so

dumm wie er aussah. Er lief rasch zu seinen vier Gesellen und schickte den Mann mit den Siebenmeilenstiefeln nach dem Brunnen. Dieser hatte schon in einer Stunde das Glas Wasser geschöpft und war auch schon auf dem halben Rückwege. Da stach ihn die Sonne, und er dachte, da er noch genug Zeit habe, so könne er wohl ein wenig schlafen. Er setzte sich deshalb unter einen Baum und schlief ein.

Das dauerte aber zu lange. Töffel wartete und wartete, und siehe da, sein Bote wollte noch immer nicht kommen. Da wurde ihm angst, und er hieß den Mann mit dem scharfen Gehör doch einmal zuhorchen, ob er den Läufer nicht kommen höre. Der horchte hin und sagte: „Ei der ist hundertfünfzig Meilen von hier unter einem Baume eingeschlafen; ich höre ihn dort schnarchen. Da hieß Töffel den Schützen eine Kugel in seine Büchse laden und einen Ast von dem Baume abschießen, unter dem der Läufer schlief. Dieser that, wie ihm befohlen, und schoß einen Zweig ab, so daß er dem Schlafenden gerade auf die Nase fiel. Da wachte dieser sogleich auf und lief mit seinem Glase so behende, daß er noch vor der bestimmten Zeit an Ort und Stelle eintraf. Töffel nahm das Glas Wasser, trug es zum Könige hinauf und forderte nun, daß ihm Wort gehalten und die Königstochter nebst der Krone übergeben würde. Der König aber hatte dazu keine Lust. Da er indeß keinen Ausweg mehr sah, so fragte er Töffeln, ob es ihm nicht einerlei sei, wenn er statt des verheißnen Lohnes Geld bekäme. Töffel willigte in diesen Vorschlag, stellte aber die Forderung, daß man ihm das ganze Schiff mit Gold anfülle. Damit war der König einverstanden, und es wurden nun aus der Schatzkammer so lange Säcke mit Gold in das Schiff getragen, bis es von unten bis oben voll war. Dann nahm Töffel Abschied und fuhr fröhlich von dannen.

Als sie aber eine Strecke gefahren waren, sagte Töffel zu dem mit dem scharfen Gehör: „Spitze doch einmal Deine Ohren und horche zu, was sie jetzt bei Hofe von uns reden.“ Da legte dieser die Hand ans Ohr, und nach einer Weile sagte er: „Der König meinte soeben zu seinen Ministern, es reue ihn, daß er Dir so viel Gold aus seinem Schatze zu nehmen erlaubt habe. Die Hälfte wäre genug, und dann sagte er zu seinem General, er solle

Dir doch ein Regiment Husaren nachschicken, daß sie Dir die andere Hälfte wieder abnähmen."

Das war ganz richtig. Es dauerte nicht lange, so kamen die Husaren über den Berg hinter Töffels Schiffe her. Da sagte Töffel zu dem Manne, der so stark blasen konnte: „Jetzt kommt die Reihe an Dich. Flugs spanne die Backen und blas drauf los, daß sie nach allen Winden hin fliegen." Das that der Mann auch, und wie die Husaren näher kamen, blies er so schreckbar nach ihnen hin, daß sie bis ans rothe Meer flogen und drei ganze Jahre brauchten, um wieder nach Hause zu kommen. Töffel aber fuhr mit seinem Schiffe gelassen nach dem Hause seines Vaters, und theilte hier mit seinen Gefährten das Gold, und sie erhielten so viel, daß sie es all ihr Lebtag nicht verzehren konnten.

4. Die drei Wünsche des reichen Mannes.*)

Als unser Heiland noch auf Erden wandelte, kam er einmal mit Petrus in ein Dorf, und da es Nacht werden wollte und beide sehr müde waren, so klopften sie gleich an das erste beste Haus und baten um ein Nachtlager. Dieses Haus gehörte aber einem geizigen reichen Manne, und als der das Schubfenster aufmachte und sahe, daß die Wanderer schlecht gekleidet waren und sie nicht mit dem Gelde in der Tasche klimpern hörte, fuhr er sie grob an und sagte: „Mein Haus ist nicht für solche Leute wie Ihr seid. Wollte ich allem Bettelvolke Herberge geben, so müßte ich am Ende selber den Bettelsack auf den Rücken nehmen. Macht, daß Ihr fortkommt." Sprachs und schlug dem Heiland und seinem Apostel das Fenster vor der Nase zu.

Da sah sich der Heiland um, und da er lauter reiche Häuser erblickte, so wollte er an keins mehr anklopfen, sondern ging zu dem Dorfe hinaus. Dort stand eine ärmliche erbärmliche Hütte, darin wohnte der Hirte, ein armer alter Mann, mit seiner Frau. „Hier laß uns noch einmal anpochen," sagte er zu Petrus, und

*) Dieses Märchen erinnert an die Zeit, wo Odin und andere Götter noch unter den Menschen wandelten, und wo ersterer denselben als der Gott galt, welcher Wünsche erfüllte, weshalb er unter den Deutschen sogar den Beinamen Wunsch führte.

kaum hatten sie angeklopft, so schloß der Arme auch schon die Thüre auf und nöthigte sie mit freundlichen Worten einzutreten und bei ihm über Nacht zu bleiben. Das gefiel dem Heilande, und er ging hinein. Dort kam ihm die Frau entgegen, hieß ihn willkommen und räumte ihnen den besten Platz am Ofen ein, während sie ein Abendbrot zurecht machte. „Wenig, aber mit Liebe," sagte der Mann, als sie sich zu Tische setzten, und dem Heilande und seinem Begleiter schmeckte das karge Mahl sehr gut; denn es waren lauter fröhliche Gesichter dabei.

Als sie mit Essen fertig waren, sagte der Mann zu den Wanderern, wenn es ihnen recht wäre, so möchten sie sich nur getrost in ihr Bett legen und sich gehörig ausruhen von der Reise. Er und seine Frau wollten sich für diese Nacht eine Streu auf den Erdboden machen. Das wollte der Heiland zuerst nicht zugeben, da der Mann aber in sie drang und die Frau ebenfalls nöthigte, so nahm er's endlich an und legte sich in das Bett. Die Leute aber schliefen die Nacht auf Stroh.

Am Morgen frühstückten die Fremdlinge wieder mit den guten alten Leuten. Dann bedankten sie sich und wollten weiter reisen. Auf der Schwelle aber drehte der Heiland sich um und sagte: „Ich bin der Heiland, und weil Ihr uns so gut aufgenommen habt, so sollt Ihr drei Wünsche thun können, die ich erfüllen will." Da antwortete der arme Hirt: „Wir sind alte Leute, und so wüßte ich keinen anderen Wunsch, als das ewige Leben und daß wir, so lange wir noch auf Erden sind, Gesundheit und unser täglich Brot haben. Weiter habe ich keinen Wunsch." — „Je nun," sagte die Frau, „unser Häuschen ist alt und wackelig. Wenn wir ein neues hätten, so könnte das nichts schaden." — „Gut," sagte der Mann, „das könnten wir noch brauchen und mit Dank annehmen." Und wie sie gewünscht, so geschah es. Der Heiland ließ aus der alten schlechten Hütte ein hübsches neues Haus werden, und dann ging er weiter.

Als nun der reiche Mann am Morgen auf sein Feld wollte, mußte er an dem Hause des Armen vorbei, und siehe da, an der Stelle der alten verräucherten Hütte sah er ein schönes weißes Häuschen mit rothen Ziegeln und grünen Laden stehen. Erstaunt sperrte er eine Weile den Mund auf, dann ging er hin und fragte

den Hirten, wie das gekommen sei. Da erzählte der ihm, wie gestern zwei Männer um ein Nachtlager gebeten hätten und wie der eine davon der Heiland gewesen wäre und ihm heute Morgen beim Weggehen drei Wünsche erlaubt hätte: Das ewige Leben, Gesundheit und das tägliche Brot auf Erden und überdieß ein neues Haus. Wie das der Reiche hörte, wollte er sich vor Wuth und Verdruß den Kopf abreißen. „Narr, der ich war," schrie er wie besessen, „die Wandrer sind auch bei mir gewesen, und ich Dummkopf habe mein Glück von mir gestoßen." — „Je nun," sagte die Frau, die bei seinem Geschrei herzugelaufen war, „die Wandrer können noch nicht weit fort sein, und zu Pferde ist schneller als zu Fuße. Mach rasch, setze Dich auf Deinen Gaul, reite ihnen nach und entschuldige Dich bei ihnen; vielleicht lassen sie Dich auch drei Wünsche thun."

Da setzte sich der reiche Mann auf sein Pferd und ritt dem Heilande nach. Als er ihn eingeholt, redete er ihm zu und gab gute Worte wegen seines gestrigen Benehmens. „Lieber Heiland," sagte er, „ich wußte nicht, daß Du es warst, sonst hätte ich Dich gewiß hereingelassen und Du hättest es gut gehabt; denn wir hatten noch Braten und Kuchen von der Kirmse. Bald giebt's Schweineschlachten, wenn Dich da Dein Weg hier vorbeiführte, müßtest Du bei uns einkehren." — Ja, antwortete der Heiland, wenn er hier zurückkäme, wollte er bei ihm vorsprechen. — „Nun, dann darf ich wohl auch drei Wünsche thun, wie unser Hirte?" fragte der Reiche. — „Thun darfst Du sie," sagte der Heiland, „aber es wäre Dir besser, wenn Du sie nicht thätest." Der Reiche aber entgegnete: „Wenn ich nur gewiß bin, daß es erfüllt wird, so will ich mir schon etwas wünschen, was mir gut ist." — „Na, so reite nach Hause," sagte der Heiland, „und drei Wünsche, die Du thust, sollen erhört werden." Da bedankte sich der Mann und ritt nach Hause.

Wie er nun so in Gedanken dahinritt und sich überlegte, was er sich wünschen sollte, stolperte das Pferd über einen Stein, so daß er beinahe heruntergefallen wäre. „Eselsvieh," sagte der Reiter, „kannst Du nicht auf den Weg sehen, wenn ich mir überlege, was ich wünschen soll?" So ritt er weiter und sann wieder nach, ob er sich lieber eine Tonne Goldes oder ein Rittergut mit

einem Schlosse wünschen sollte. Da stolperte das Pferd wieder, und dießmal fiel er wirklich herunter. „Ei so wollt' ich doch, daß der Teufel käme und Dir's Genick bräche!" schrie wüthend der Abgeworfene, und ratsch war der Teufel da und drehte dem Pferde den Hals auf den Rücken. Da mußte der Mann zu Fuße nach Hause gehen, und wenig Freude hatte er von seinem ersten Wunsche.

Als er heimkam, setzte er sich verdrießlich in eine Ecke und wollte der Frau nicht einmal antworten, als sie ihn fragte, wie sein Versuch abgelaufen sei und wo er das Pferd gelassen habe. Endlich aber sagte er es ihr. „O Du einfältiger Mann," sagte die Frau, „solche dumme Streiche zu machen! Hättest Du Dir nicht die neue holländische Windmühle wünschen können, die sie vor das Dorf gebaut haben?" — „Laß mich ungeschoren mit Deiner Klappermühle," sagte der Mann, „ich mag nichts weiter davon hören." Aber die Frau fuhr fort, die Mühle zu loben und zu preisen, bis der Mann wüthend wurde und schrie: „Ei so wollt' ich doch, daß Dir Deine Klappermühle über dem Plappermaule säße." O weh, kaum hatte er das gesprochen, so stand die holländische Windmühle der Frau auf der Nase, und der Mann mußte nun den dritten Wunsch daran wenden, um den zweiten ungeschehen zu machen, und als er die Mühle von der Nase seiner Frau wieder heruntergewünscht hatte, so sah er, daß er von seinen drei Wünschen keinen andern Vortheil gehabt, als Zank, Verdruß und einen todten Gaul. Die Armen aber lebten in ihrem neuen Häuschen frisch und fröhlich, bis die Zeit kam, wo ihr dritter Wunsch sich erfüllte und sie ins ewige Leben eingingen.

5. Warum die Schneider nicht in den Himmel kommen.

Es kam einmal ein Schneider in den Himmel, und da er ein neugieriger Bursche war, so begann er sofort sich umzusehen und alle Säle und Kammern zu durchstöbern. Da kam er auch an einen Saal, in welchem der Thron Gottes stand, und da der liebe Gott eben zu Tische gegangen war, so setzte der Schneider sich darauf, weil er wissen wollte, wie sich's auf dem Throne sitze.

Da sah er neben sich ein Fenster, das machte er auf und guckte hinaus, und siehe da, aus dem Fenster konnte er die ganze Erde überschauen*) und alles erkennen, was die Menschen dort trieben. Da sah er einen Meister von seiner Zunft an seinem Tische sitzen und nach der Scheere langen, um ein Stück Tuch zu stehlen. Darüber ergrimmte er so sehr, daß er nach dem Fußbänkchen griff, welches vor dem Throne Gottes stand, und es durch das Fenster hinab dem diebischen Schneider an den Kopf warf. Wie nun der liebe Gott vom Essen zurückkam, vermißte er das Fußbänkchen, ließ den Schneider vor sich rufen und fragte ihn, wo sein Bänkchen sei. „Ach Herr," sagte der Schneider, „da sah ich durch das Fenster einen unsres Handwerks, der wollte eben ein Stück Tuch stehlen, und ärgerlich darüber warf ich ihm die Fußbank an den Kopf." — „Ei was bist Du für ein harter Mann!" antwortete der liebe Gott. „Hätte ich es mit Dir so machen und Dir jedes Mal, wenn Du Deine Kunden bestehlen wolltest, ein Fußbänkchen an den Kopf werfen wollen, so hätten drei Schock nicht gereicht." Dann aber gab er Petrus Befehl, den Schneider hinauszuschaffen, und seitdem wird keiner von diesem Handwerk mehr in den Himmel gelassen.

6. Frau Holle.

Es war einmal eine Frau, die hatte zwei Töchter, eine fleißige und eine faule. Die faule war ihre rechte Tochter, und so hatte sie diese lieber als die fleißige, die ihre Stieftochter war. Diese mußte arbeiten und spinnen, daß ihr das Blut aus den Fingern sprang. Jene aber durfte sich putzen und spazieren gehen, soviel sie wollte. Da saß nun die fleißige Tochter eines Tages am Rande des Brunnens vor dem Dorfe, und weil die Spindel wieder ganz blutig war, so bückte sie sich nach dem Wasser hinab, um sie abzuwaschen. Da aber verlor sie das Gleichgewicht und fiel in den Brunnen. Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich

*) Dieß ist wieder eine sehr deutliche Erinnerung an den Hochsitz Odin's, von dem er durch ein Fenster auf die Erde herabschaut und alles, was dort geschieht, sehen und hören kann.

auf einer grünen Wiese, auf der eine Menge schöner Blumen standen, und wo die Sonne hell und lustig schien. Neben der Wiese war ein großer Garten, in dem standen viele Bäume und besonders ein schöner Birnbaum, der konnte reden und rief in einem weg: „Schüttele mich, schüttele mich! Meine Birnen sind reif, ich will sie los sein." Da ging das Mädchen hin und schüttelte den Baum, bis alle Birnen herunter waren. Als sie diese in ihrer Schürze zusammengetragen hatte, ging sie weiter und kam an einen Backofen. Darin waren eine Menge Brote, und die Brote konnten auch reden und schrieen in einem weg: „Nimm uns heraus, wir sind ausgebacken! Nimm uns heraus, wir verbrennen sonst." Da nahm sie den Schieber und zog die Brote aus dem Backofen und ging weiter. Da kam sie endlich an ein Haus, vor dessen Thüre stand eine alte Frau mit einem freundlichen Gesichte. Wie sie ihr aber auf die Füße sah, waren's Gänselatschen. Da wurde dem Mädchen angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber sagte: „Fürchte Dich nicht! Wenn Du gut und fleißig sein willst, so kannst Du bei mir bleiben und sollst es gut haben. Du mußt aber alle Morgen mein Bett hübsch aufschütteln. Wenn dann die Federn davonfliegen, so schneit es in der Welt; denn ich bin die Frau Holle."*) Da beruhigte sich das Mädchen und sagte, sie wolle bei der Frau Holle in Dienst gehen. Da nahm sie diese als Magd an, und sie hatte die Stuben auszukehren und die Betten zu machen, was sie so gut besorgte, daß die Federn so lustig wie die Schneeflocken umherflogen. Dafür war aber auch Frau Holle sehr freundlich mit ihr und gab ihr alle Tage das schönste Essen. So verging lange Zeit.

Da sehnte sich das Mädchen aber doch endlich nach Hause und das wurde immer schlimmer und sie weinte und weinte, bis ihre Augen ganz roth wurden. Da merkte das die Frau Holle und fragte sie eines Tages: „Was weinst Du Dir denn die

*) Frau Holle erscheint nach dem Aberglauben verschiedener Gegenden mit Gänsefüßen oder wenigstens in gelben Pantoffeln, manchmal auch mit einem sehr breiten Fuße, was vom Treten des Spinnrades kommen soll, und überall in Sachsen sagt man noch jetzt, wenn es schneit: „Die Holle schüttelt ihr Bette."

Augen roth? Geht Dir's denn nicht gut genug bei mir?“ — Ach ja, sagte das Mädchen, es ginge ihr wohl gut genug, aber sie möchte doch so gerne wieder einmal hinauf zu ihren Leuten, die sie so lange nicht gesehen hätte. — „Nun das kann geschehen,“ sagte Frau Holle. „Und weil Du Deinen Dienst so ordentlich versehen hast, so will ich Dich auch belohnen.“ Da ging sie mit ihr in den Garten und schüttelte den Birnbaum und hieß sie von den Birnen so viel in ihre Schürze sammeln, als sie mit fortbringen konnte. Dann gab sie ihr auch die Spindel wieder. Hierauf führte sie sie an das Thor des Gartens und ließ sie hinaus. Da war dem Mädchen auf einmal, als ob sie von weitem das Haus ihrer Stiefmutter sähe, und richtig, als sie ein Eckchen gegangen war, kam sie an die Hofthür. Darauf saß der Hahn, und als er das Mädchen gewahr wurde, schrie er:

„Kickeriki, Kickeriki!
Unsre fleißige Tochter ist wieder hie!“

Als sie nun hineinkam, so schrie sie die Stiefmutter gleich an, wo sie so lange gewesen wäre, und wollte sie schlagen. Sie aber erzählte, wie sie die Spindel verloren hätte und in den Brunnen gefallen wäre, und wie sie bei der Frau Holle gedient hätte, und zum Beweise schüttelte sie die Birnen auf den Tisch. Da waren sie alle von Gold, und die Spindel ebenfalls, und da legte die Böse den Stock hin und hieß sie freundlich willkommen.

Die rechte Tochter aber sah scheel dazu und beneidete die andere, daß sie so viel Glück gehabt hatte. Und am andern Morgen sagte sie zu ihrer Mutter: „Ich will auch zur Frau Holle gehen, vielleicht, daß sie mir auch solche goldene Birnen giebt.“ Die Mutter sagte: „Ja geh nur,“ und so setzte sie sich auch auf den Rand des Brunnens, und weil ihr die Spindel nicht hineinfallen wollte, so warf sie sie hinein und sprang nach. Da ging es ihr ganz so wie ihrer Schwester. Sie kam auf die grüne Wiese und ging auf demselben Wege fort, bis sie an den Garten kam, wo der Birnbaum stand. Als der ihr aber zurief: „Schüttele mich, schüttele mich! Meine Birnen sind reif, ich will sie los sein,“ so sagte sie: „Laß Dich vom Winde schütteln, ich habe keine Zeit dazu,“ und ging weiter. „Das wirst Du bereuen,“

rief ihr der Birnbaum nach. Als sie zu dem Backofen kam, machte sie es ebenso. Das Brot schrie: „Nimm mich heraus, ich bin ausgebacken. Nimm mich heraus, ich verbrenne sonst.“ Das faule Mädchen aber sagte: „Ach was, das geht mich nichts an. Meinethalben werde Du zu Asche und Kohlen,“ und ging weiter. „Das wirst Du bereuen,“ rief ihr das Brot aus dem Ofen nach.

Als sie nun an das Haus der Frau Holle kam, fragte sie, ob sie nicht eine Magd brauchen könnte. „Ja wohl könnte sie eine brauchen; denn ihre letzte wäre eben abgezogen. Sie müßte aber so fleißig und ordentlich sein, wie jene, und ihre Stube fleißig auskehren und die Betten tüchtig aufschütteln, daß die Federn davonflögen.“ Das Mädchen sagte, das wolle es thun, und so zog sie an. Den ersten Tag ging Alles gut. Den zweiten aber hatte sie es schon satt und ließ die Stube unausgefegt. Den dritten aber blieb sie den ganzen Tag im Bette liegen. Da wurde Frau Holle böse, schalt sie aus und sagte, sie solle machen, daß sie zum Hause hinauskäme. Solche lenkschemmelige Mägde könnte sie nicht brauchen. Das war dem faulen Mädchen ganz recht, und sie bat die Frau Holle um ihren Lohn, damit sie nach Hause gehen könnte. „Den sollst Du haben,“ sagte die Frau Holle, führte sie in den Garten unter den Birnbaum und schüttelte ihn. Statt der goldnen Birnen fiel aber lauter Ruß und Asche auf das Mädchen herab. „Da hast Du Deine Bezahlung,“ sagte Frau Holle und schob sie zur Gartenthür hinaus. Als sie nun nach Hause kam, schrie der Hahn auf dem Thorwege:

„Kickeriki, Kickeriki!
Unser fauler Schmutzbartel ist wieder hie!“

Die Mutter aber klopfte ihr mit dem Stocke den Rock tüchtig aus. Wie sehr sie aber auch klopfte, die Asche und der Ruß gingen nicht wieder ab, sie mußte ihr Lebtage den Schmutz mit sich herumtragen.

7. Die hochmüthige Fischersfrau.

Es war einmal ein Fischer und seine Frau, die waren so arm, daß sie nicht einmal ein Haus hatten, sondern in einem Federtopfe wohnen mußten. Eines Tages ging der Fischer an-

geln, und nachdem er lange nichts gefangen, zog er endlich einen großen Fisch heraus, der hatte goldne Schuppen und auf dem Kopfe eine schöne Krone. „Ei," dachte der Fischer, „was für ein schöner Fisch, den solltest Du zum Könige bringen, da könntest Du einen hübschen Thaler Geld dafür kriegen." Damit wollte er ihn von der Angel losmachen und in seinen Korb thun, als der Fisch plötzlich zu reden anfing und den Mann bat, ihn wieder loszulassen, er wäre ein verwünschter Prinz und wollte ihm auch gewähren, was er sich wünsche.*) „Na, wenn Du reden kannst, so brauchst Du mich nicht weiter zu bitten," sagte der Fischer und ließ ihn wieder ins Wasser. Dann ging er nach Hause in den Federtopf und erzählte die Geschichte seiner Frau.

„Nun, und hast Du Dir denn nichts gewünscht?" fragte die. „Ach, das hab ich ganz vergessen," antwortete der Mann, „auch hätte ich nichts zu wünschen gewußt." — „Na, das wäre, dächt' ich, leicht genug," sagte die Frau. „Wir wohnen in diesem engen Federtopfe hier. Hättest Du Dir nicht wenigstens ein kleines Hüttchen wünschen können? Gleich geh' hin und bitt' ihn drum, er ist Dir Dank schuldig, daß Du ihm das Leben geschenkt hast, und wird das ganz gern thun." Der Fischer wollte erst nicht recht, mochte sich aber auch nicht mit seiner Frau zanken, und so ging er endlich an das Ufer und rief den Fisch:

„Fischchen, Fischchen in der See."

Da kam der Fisch herangeschwommen und antwortete:

„Was willst Du denn, mein lieber Domine?"

Da sagte der Mann:

„Meine Frau, die Ilsebill,
Will nicht immer, was ich will."

„Nun, was will sie denn?" fragte der Fisch mit der Krone. „Ach, ich soll Dich bitten, uns eine kleine Hütte zu geben. Meiner Frau gefällt es nicht mehr in dem Federtopfe," sagte der

*) In dem Fische verbirgt sich eine Erinnerung an Wuotan, den Verleiher aller Wünsche; die Erscheinung als Fisch mag sich daraus erklären, daß der Gott bei der Verschwommenheit der germanischen Mythen auch bisweilen als Wassergeist Nichus (wovon unser Nix) auftritt.

Fischer. „Wenn's weiter nichts ist," erwiderte der Fisch, „die sollt Ihr gleich haben. Geh nur nach Hause, da wirst Du die Hütte sehen." So geschah es auch. Als der Mann nach Hause kam, sah er an der Stelle, wo der Federtopf gestanden, eine hübsche kleine Hütte, vor der stand eine Bank, und auf der Bank saß seine Frau ganz vergnügt. „Nun guck einmal," sagte sie und führte ihn hinein. Da war eine saubere kleine Stube und eine Kammer daran mit einem schönen Bette, und dann ging's in die Küche, die ganz voll hübsche Töpfe und Teller, blankes Kupferzeug und Zinngeschirr war, und dann war ein Hof dabei mit Hühnern und Gänsen, und dahinter ein kleiner Garten mit Obst und Gemüse. „Na," sagte die Frau, „ist das nicht allerliebst?" — „Ja," sagte der Mann, „das gefällt mir, und dabei soll's bleiben." Dann gingen sie fröhlich zu Bette.

Nach vierzehn Tagen aber sagte die Frau: „Höre mal, Mann, wenn ich mir's überlege, so hättest Du Dir was Gescheidteres wünschen können, als so eine enge Hütte. Der Garten ist viel zu klein für uns, auch ist kein Feld dabei. Ich möchte wohl wissen, wie es einem zu Muthe ist, der ein Bauergut hat." — „Ach, dummes Zeug," sagte der Mann, „die Hütte ist gut genug, was soll uns ein Bauergut?" — „Ei ich möchte doch eins haben, und wie wär's, wenn Du den Fisch darum bätest?" — „Nein, Frau, das thu' ich nicht. Er hat uns erst das schmucke Hüttchen gegeben, es möchte ihn verdrießen, wenn ich gleich wieder mit einer Bitte käme." — „Ach geh nur hin, er thut nicht zu viel daran, und er thut's gern," sagte die Frau, und der Mann ging, um Frieden zu haben, wenn auch mit schwerem Herzen. Als er an die See kam, rief er den Fisch:

„Fischchen, Fischchen in der See."

Da kam der Fisch wieder herangeschwommen und antwortete:

„Was willst Du denn, mein lieber Domine?"

Da sagte der Mann:

„Meine Frau, die Ilsebill,
Will nicht immer, was ich will."

„Nun, was will sie denn?" fragte der Fisch. — „Ach, ich soll

Dich bitten," antwortete der Mann betrübt, „uns ein Bauergut zu schenken. Meiner Frau gefällt die Hütte nicht mehr, sie will es etwas geräumiger um sich haben." — „Na so geh nur hin, sie steht schon im Thorwege Eures Bauergutes," sagte der Fisch.

Da ging der Mann hin, wo die Hütte gestanden hatte, und erblickte ein großes Bauergut mit einem weiten Hofe und einer Menge von Ställen und Scheunen. Seine Frau stand mit einer schönen seidnen Sonntagshaube im Thorwege, nahm ihn bei der Hand und führte ihn herum. Da war eine große Stube für die beiden Leute und eine noch größere für das Gesinde, und eine für das Geräth und Geschirr, und eine für das Obst. Da war ein Kornboden und eine Speisekammer, ein Rauchfang voll Schinken und Schwarzfleisch, eine Milchkammer mit Eimern und Aeschen voll Milch und Sahne, voll Butter und Käse. Die Scheunen waren voll Korn und Weizen und Hafer. Auf der Tenne wurde gedroschen und geschroten. In dem Kuhstalle standen glatte fette Kühe mit schönen Kälbern, im Schafstalle blökten Schafe mit feiner Wolle, im Pferdestalle fraßen drei Paar Pferde aus eisernen Krippen. Alle Dächer saßen voll Tauben, im Hofe gingen Heerden von Enten, Gänsen und Hühnern, und auf dem Schornsteine klapperte lustig ein Storch. Rings um das Gut aber waren Gärten, Wiesen und Felder, und selbst ein Stück Wald fehlte nicht. „Na," sagte die Frau, „ist das nicht besser als die enge Hütte?" — „Ja," antwortete der Mann, „das gefällt mir, und dabei soll es bleiben." Dann gingen sie fröhlich zu Bette.

Nun vergingen acht Tage, da sagte die Frau: „Höre, Mann, wenn ich mir's überlege, wär's doch besser, Du hättest Dir von dem Fische statt eines Bauergutes ein Ritterschloß ausgebeten. Bauer sein ist ganz gut, aber Edelmann ist doch noch besser. Geh rasch hin zum goldnen Fische und bitt' ihn um ein Schloß, er wird's gerne thun." — „Nein," sagte der Mann, „das wäre nicht recht, wenn wir seine Gaben so verachteten. Er würde das überdrüssig kriegen." — „Ach geh nur hin, er wird's nicht übel nehmen, und ich habe mir's nun einmal in den Kopf gesetzt und kann darüber nicht ruhig mehr schlafen." Da sah der Mann, daß sie ihm keine Ruhe mehr lassen würde, ehe sie Edelfrau würde, und so ging er an die See und rief den Fisch:

„Fischchen, Fischchen in der See."

„Was willst Du denn, mein lieber Domine?"

„Meine Frau, die Ilsebill,
Will nicht immer, was ich will."

„Nun, was will sie denn schon wieder?" fragte der Fisch. — „Sie kann nicht ruhig schlafen, bis sie einen Edelhof hat," sagte traurig der Fischer, „und ich soll Dich bitten, uns einen zu schenken." — „Na so geh nur hin, sie ist schon drinnen," sagte der Fisch.

Da ging der Mann hin, und siehe da, wo sein Bauergut gewesen war, ragte ein hohes steinernes Schloß mit einem Thurme, darauf eine Fahne flatterte. Ringsherum lief ein Graben, über den eine Brücke führte, und auf der Brücke stand seine Frau in einem seidenen Kleide und mit einer dicken goldnen Kette um den Hals. Sie nahm ihn unterm Arm und führte ihn die Stufen hinauf, durch eine große Flügelthüre, über der ein Wappen eingemauert war, nach dem Saale und dann hinauf in die Zimmer. Da sah er nichts als schöne Tapeten und Bilder und Fußteppiche, in einer Stube immer schöner wie in der andern, und Schränke voll Silberzeug und Stühle mit Sammt überzogen und Tische voll Braten und Wein, daß sie brechen wollten. Eine Menge Bedienten in Livreen von zweierlei Tuch mit blitzenden Knöpfen machte Bücklinge vor ihnen und hieß sie „gnädige Herrschaft." Vor der Thür hielt ein Wagen, vorn mit einem Kutscher und hinten mit einem Jäger. Hinten hinaus aber sah man in einen Blumengarten, hinter dem ein Baumgarten und ein Wildgarten mit Fasanen und Pfauen, weißen Hirschen und allerlei andern Thieren war. „Na," sagte die Frau, als sie ihm das Alles gewiesen hatte, „hatte ich nicht recht, als ich meinte, Edelmann sein wäre besser als Bauer?" — „Ja," antwortete der Mann, „das gefällt mir, aber dabei soll es nun auch bleiben." Dann gingen sie zu Bette.

Nun waren aber kaum drei Tage vergangen, so sagte die Frau zu ihrem Manne: „Höre, Mann, da bin ich heute auf unsern Thurm gestiegen, und wie ich mir so das Land überschaute, fiel es mir ein, es wäre doch am Ende besser gewesen, wenn Du

Dir von dem Fische statt des Rittergutes hier gleich das ganze Land ausgebeten hättest und König geworden wärest. Weißt Du was: laß den Wagen anspannen, fahr an die See und sage dem Fische, Du hättest Dir die Sache beschlafen und wolltest lieber König sein." — „Nein," antwortete der Mann, „ich mag nicht König werden." — „Nun, wenn Du nicht magst, so will ich König werden. Geh flugs hin zum Fische und sag ihm: ich wollte König sein." — „Ach nein, Frau," sagte der Mann, „das mag ich ihm nicht sagen, das ist zu viel verlangt." — „Einerlei," schrie die Frau wüthend, „mach, daß Du fortkommst, ich muß König werden." — Da wurde der Mann ganz betrübt, daß seine Frau durchaus König werden wollte, und dachte, er ginge gewiß nicht hin, ging endlich aber doch noch einmal hin und rief den Fisch:

„Fischchen, Fischchen in der See."

„Was willst Du denn, mein lieber Domine?"

„Meine Frau, die Ilsebill,
Will nicht immer, was ich will."

„Na, was will sie denn schon wieder?" — „Ach," sagte der Mann, „sie will König sein über das ganze Land." — „Nun, so geh nur hin," sagte der goldene Fisch, „sie ist es schon."

Als er nun an sein Schloß kam, da war es noch einmal so groß und schön geworden, und statt des einen Thurmes hatte es an jeder der vier Ecken einen. Vor dem Thore standen zwei Schildwachen mit Bärmützen. Von dem Altane über der Thür, zu der man auf einer Freitreppe von Marmor hinaufstieg, hingen rothe Sammtdecken mit Gold gestickt, und hinter den Fensterscheiben sah er seidene Vorhänge mit goldnen Quasten und Schleifen. Als er in den Empfangssaal trat, sah er seine Frau auf einem goldnen Throne sitzen, zu dessen beiden Seiten eine Menge von Ministern und Generalen mit blitzenden Sternen und breiten Ordensbändern stand. Sie aber hatte einen Mantel von Hermelin und ein rothes Sammtkleid an, eine schwere Krone von Gold und Diamanten auf dem Kopfe, und in der Rechten den Scepter, in der Linken den Reichsapfel mit dem Kreuzchen darauf. Da ging der Mann hin und sagte: „Ei, Frau, wie

hübsch siehst Du aus als König! Jetzt brauchst Du Dir nichts mehr zu wünschen." — „Na," sagte die Frau, „das wollen wir uns doch erst einmal beschlafen."

Am andern Morgen waren sie noch nicht aufgestanden, als die Frau den Mann in die Seite stieß und sagte: „Mann, steh auf!" — „Was giebt's denn?" fragte der Mann. „Ich habe mir's beschlafen," antwortete die Frau, „und gefunden, daß König sein noch nicht genug ist. Ich muß Kaiser werden, und so geh nur flugs zum Fische und sag' ihm das." — „Nein, Frau," antwortete der Mann, „das ist zu unverschämt. Das thu' ich gewiß nicht. Auch kann der Fisch das gar nicht; denn Kaiser ist nur einer im Reiche." — „Was!" schrie die Frau, „Du willst Dich weigern. Ich bin König, und Du bist blos mein Mann. Gleich machst Du, daß Du fortkommst. Kann der Fisch Könige machen, so kann er auch Kaiser machen. Auf der Stelle gehst Du hin und sagst ihm das." Da ging der Mann seufzend fort und rief den Fisch, aber nur ganz leise; denn er wußte, daß es nicht halb recht war.

„Fischchen, Fischchen in der See."

„Was willst Du denn, mein lieber Domine?"

„Meine Frau, die Ilsebill,
Will nicht immer, was ich will."

„Na, was will sie denn schon wieder." — „Ach liebster Fisch, meine Frau will Kaiser werden!" — „Nun so geh nur hin, sie ist es schon."

Als er nun zurückkam, so war das ganze Schloß von lauter Gold und Edelstein bis hinauf ans Dach, welches mit silbernen Ziegeln gedeckt war. Vor der Thüre, die aus Elfenbein gemacht war, und zu der eine elfenbeinerne Treppe von neunundneunzig Stufen führte, hielten zwei Riesen Wache, die jeder zwölf Ellen hoch in den Schuhen standen. Der Thürsteher war ein König, der Koch und der Jäger waren ebenfalls Könige, und die Trabantengarde bestand aus lauter Herzögen, Fürsten und Grafen und hatte statt der Knöpfe lauter Ordenssterne auf den Röcken. Drinnen aber saß seine Frau auf einem Throne, so hoch wie ein Kirchthurm und aus einem einzigen Stücke Gold gemacht. Auf

ihrem Kopfe hatte sie eine doppelte Krone, die war aus einem einzigen Diamanten, so groß wie ein Backtrog, gemacht, und in der einen Hand hatte sie den Scepter, in der andern den Reichsapfel. Da drängte sich der Mann durch den Hofstaat hindurch, ging zu seiner Frau hin und sagte: „Na Frau, bist Du jetzt Kaiser?“ — „Ja wohl,“ antwortete sie. „Aber was stehst Du hier und gaffst mich an? Mach' lieber gleich, daß Du fortkommst, lauf zum Fische und sag' ihm, ich hätte es satt, Kaiser zu sein, ich wollte Papst werden.“ — „Nein, Frau,“ sagte der Mann, das darf der Fisch ja gar nicht. Der Papst muß ein Mann sein. Das geht durchaus nicht an, daß Du Papst wirst.“ — „Mann,“ sagte sie, „mach mich nicht wild. Ich sage Dir, ich will Papst werden, lauf gleich auf der Stelle und sage dem Fische, ich müßte heute noch Papst werden.“ — „Aber das geht ja nicht,“ sagte der Mann. — „Dummes Zeug! Kann der Fisch mich zum Kaiser machen, so kann er mich auch zum Papste machen.“ Da ging der Mann hin, aber es war ihm angst und bange in den Gliedern und der Auftrag wollte ihm gar nicht gefallen. Er mußte aber gehen, sonst hätte ihn seine Frau einstecken lassen. Er rief den Fisch:

„Fischchen, Fischchen in der See.“

„Was willst Du denn, mein lieber Domine?“

„Meine Frau, die Ilsebill,
Will nicht immer, was ich will.“

„Na, was will sie denn schon wieder?“ sagte der Fisch und schlug so wüthend mit dem Schwanze, daß die Wellen hoch in die Höhe fuhren. — „Ach,“ antwortete der Mann, „sie sagt, sie müsse heute noch Papst werden.“ — „Nun so geh nur hin zu ihr, sie ist es schon,“ sagte der Fisch.

Als der Mann zurückkam, stand an der Stelle des Schlosses eine ungeheure Kirche, und als er hineintrat, sah er seine Frau auf einem Throne von lauter Diamanten und Karfunkeln sitzen, der wohl eine Meile hoch war. Auf dem Kopfe hatte sie eine dreifache Krone, und in der Hand hielt sie einen goldnen Schlüssel, damit konnte sie den Himmel aufschließen. Ihr Rock war pures Gold und leuchtete so hell wie die Sonne um Mittag.

Um sie herum standen an die tausend Kerzen, und vor ihr knieten Kaiser und Könige, hatten ihre Kronen abgenommen und küßten ihr den Pantoffel. Sie aber saß da, so steif wie eine Wachspuppe, und würdigte sie keines Blickes.

Da sagte der Mann zu ihr: „Na, nun bist Du wohl zufrieden, nun Du Papst geworden bist?" „Ach was zufrieden!" sagte sie. „Ich möchte wohl noch was besseres werden, weiß aber noch nicht was, will mir's indeß beschlafen." Damit gingen sie zu Bette, und der Mann schlief gleich ein. Die Frau aber warf sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite und überlegte sich hin und her, was sie wohl noch werden könnte. Aber sie konnte nichts finden. Da ging die Sonne auf und schien in die Kammer herein, und jetzt hatte die Frau, wornach sie suchte. „Mann," sagte sie, „sieh, wie die Sonne aufgeht. Die kann ich nicht aufgehen und untergehen heißen. Ich will das aber auch können. Steh auf und sage Deinem Fische: ich wollte lieber Gott werden." — „Was willst Du werden?" schrie der Mann. — „Nun, lieber Gott," sagte die Frau. — „Bist Du bei Troste," schrie der Mann und fiel vor Schreck aus dem Bette. „Das hilft Alles nichts," sagte die Frau. „Wenn ich die Sonne so aufgehen sehe und weiß, daß ich sie nicht aufgehen lassen kann, so frißt mir's das Herz ab, und Du mußt hingehen und es dem Fische sagen, sonst thu' ich mir ein Leids an." — „Ach Frau," sagte der Mann und fiel vor ihr auf die Knie, „das kann der Fisch ja nicht. Ich bitte Dich, brauche Verstand und bleibe Papst." Da fuhr ihr die Galle in's Blut. Wüthend sprang sie aus dem Bette, riß den Schnürsenkel aus dem Leibchen und wollte sich am Bettpfosten aufhängen. „Willst Du gleich hingehen!" sagte sie. Da lief er zur Thür hinaus, um ihr den Willen zu thun, obwohl ihm die Zähne dabei klapperten und die Knie vor Angst zitterten.

Als er an's Ufer kam, brauste das Meer mit wüthenden Wellen. Die Luft war schwül. Der Wind heulte in den Bäumen, und von ferne zog ein schweres Gewitter am Himmel auf. Lange getraute er sich's nicht, den Fisch zu rufen, endlich aber faßte er sich ein Herz und rief:

„Fischchen, Fischchen in der See."

Da kam der Fisch herangeschwommen und fragte:

„Was willst Du denn, mein lieber Domine?"

Da stöhnte der Mann ängstlich:

„Meine Frau, die Ilsebill,
Will nicht immer, was ich will."

„Na was will sie denn schon wieder, das abscheuliche Weibsbild?" — „Ach!" sagte der Mann, „wie sie nicht zufrieden war, König und Kaiser zu sein, so ist's ihr jetzt nicht genug, Papst zu sein. Ich soll Dich bitten, sie zum lieben Gotte zu machen." Kaum hatte er das gesagt, so that es einen Donnerschlag, als wollt' es die ganze Erde in Granatbischen zerschlagen, und dann erscholl aus dem Meere die Stimme des Fisches mit der Krone:

„Zu grob, zu grob, zu grob,
Kriecht wieder in Euren Federtopp."

Das mußten sie auch, und dort sitzen sie noch heute, wenn sie nicht gestorben sind.

8. Petrus und der lustige Landsknecht.

Ein lustiger Landsknecht hatte all sein Geld verjuchheit, so daß ihm nur drei Heller übrig blieben. Da begegnete ihm auf der Straße ein alter Mann, das war der Apostel Petrus. Der sprach: „Grüß Gott, lustiger Landsknecht. Wo soll die Reise hingehen?" — „Schönen Dank!" antwortete der Landsknecht. „Weiß noch nicht, wo der Wind mich hinwehen wird." — Da sprach der Apostel Petrus: „Mich hungert sehr und ich habe kein Geld im Beutel. Willst Du mir nicht ein Almosen schenken. Gott wird's vergelten." — „Na, ich bin selber ein armer Teufel," sagte der lustige Landsknecht, „und habe nur noch drei Heller im Beutel, aber doch sollst Du ein Almosen haben," und damit gab er dem Apostel, den er blos für einen schlichten Bettelmann hielt, einen von seinen drei Hellern, worauf dieser sich entfernte, aber nur, um an der nächsten Ecke wiederzukommen und unter andrer Gestalt von dem Landsknechte

wieder ein Almosen zu verlangen. „Das sollst Du haben," sagte der lustige Landsknecht und gab ihm den zweiten Heller. Und wieder an einer Ecke kam Petrus noch einmal und bettelte, aber wieder in anderer Gestalt. Da sagte der lustige Landsknecht: „Ich hatte blos noch drei Heller, und davon sind mir zwei soeben von zwei andern Bettlern abgenommen worden. Den dritten kann ich Dir nicht geben, will ihn aber mit Dir theilen, wenn Du mit mir ins nächste Wirthshaus gehen und dafür mit mir ein Glas Bier trinken willst." Das war der Apostel Petrus zufrieden und so gingen sie im nächsten Orte mit einander in's Wirthshaus und vertranken den Heller. Da sie nun alle Beide leere Taschen hatten, so kamen sie überein, zusammen weiter zu reisen. Da gelangten sie in eine Stadt, darin wohnte ein König, dem soeben seine Tochter gestorben war. Petrus ging zu dem und sagte, er wäre ein Arzt und wollte das Mädchen wieder lebendig machen, doch dürfte niemand dabei zusehen, als blos der lustige Landsknecht. Der König gestand ihm das zu, und nun ließ sich Petrus einen Kessel mit kochendem Wasser geben, zerschnitt die Todte, sott die Stücke in dem Kessel, legte sie dann wieder zusammen, betete zu Gott und hieß dann die Todte aufstehen. Da stand sie wirklich auf und war so roth und gesund, als ob ihr nie etwas gefehlt hätte. Darüber freute sich der König so sehr, daß er dem Apostel Petrus sein halbes Königreich schenken wollte. Der aber sagte, er hätte es nicht für Lohn gethan und nahm nichts von dem an, was ihm der König anbot, sondern ging seines Weges, wie er gekommen. Der lustige Landsknecht dagegen ließ sich den Ranzen mit Golde füllen, so viel nur hineinging, und ging dann ins nächste Wirthshaus, wo er so lange aß und trank, bis das ganze Geld verzehrt war und der Wirth ihn fortschickte. Da war er wieder so arm wie vorher und mußte selber betteln gehen.

Da kam er eines Tages in einen Ort, da war die Tochter eines Bauern gestorben. Holla, dachte der lustige Landsknecht, da ist etwas zu verdienen, ging hin und bot sich an, er wolle die Jungfer wieder lebendig machen. Die Leute sagten: ja, das solle er thun, wenn er's könnte, und einen guten Lohn haben. Da ging er in eine Stube für sich, zerschnitt das Mädchen, kochte sie

in einem Kessel mit siedendem Wasser, legte die Knochen an einander und hieß sie aufstehen. Weil er aber nicht vorher gebetet hatte und auch kein Gebet gelernt hatte, so ging es nicht, und die Todte blieb todt liegen. Da wurde dem lustigen Landsknechte angst und bange; denn er fürchtete sich, der Bauer werde ihn mit dem Dreschflegel todtschlagen, daß er ihm seine Tochter zerschnitten, und traurig dachte er: wenn doch der Apostel Petrus da wäre, da wäre dir gleich aus der Noth geholfen. Kaum hatte er das gedacht, so stand Petrus auch schon neben ihm. Der aber fuhr ihn an: „Du dummer Kerl, Du denkst wohl auch zu können, was ich kann? Dießmal will ich Dir noch einmal beistehen, aber wenn Du mir noch einmal ins Handwerk pfuschest, so soll Dir's schlecht gehen." Dann legte er die Gebeine des Mädchens gehörig zusammen, betete und rief dem Mädchen zu, aufzustehen und zu wandeln. Da stand sie auf und ging zu ihrer Mutter. Petrus aber verschwand, nachdem er es dem lustigen Landsknechte auf die Seele gebunden, ja keinen Lohn zu nehmen. Nein, sagte der, das wollte er dießmal nicht thun. Als die Bauerfrau ihn aber nöthigte, wenigstens ein Zickelchen zu nehmen, so ließ er sich's in den Ranzen stecken und wanderte weiter.

Kaum war er ein Eckchen gegangen, so trat ihm der Apostel Petrus mit einem bösen Gesichte entgegen und schalt ihn aus, daß er sich die Wohlthat habe bezahlen lassen, obwohl er's ihm verboten. „Ach," sagte der Landsknecht, „mir hing

*) In diesem Märchen sind mehrere alte Göttersagen zusammengeschmolzen. Die Wanderer sind zwei Götter, Petrus ist, wie auch sonst häufig, der Donnergott Thor, der lustige Landsknecht aber vertritt Loke's Stelle. Es ist die Geschichte, wo diese beiden nach dem Riesenlande wanderten, bei Thialfe's Vater über Nacht blieben, Thor seine Böcke schlachtete und mit dem Andern verspeiste, die Knochen zusammenlegte und wieder belebte — eine Erzählung, die auch in alten Zaubersegen, womit man verrenkte oder gebrochene Glieder besprach, nachklingt. Mit dieser heidnischen Mythe hat sich die Erzählung von Jairi Töchterlein verbunden, jene aber wird auch daraus erkannt, daß der lustige Landsknecht ganz so wie in der Edda der listige Loke diebischerweise das Herz des Zickelchens verzehrt. Das Schwellen des Stroms ist ein Nachklang der Erzählung, wo Thor durch den Fluß Wimir watet und die Riesentochter ihn schwellen macht.

der Magen so lang, und ich dachte, so ein Zickelchen müßte einen schönen Braten geben. Verzeih' mir's noch dießmal, weil es aus Hunger geschehen ist, und komm her, wir wollen uns das Thierchen zurecht machen." — „Na meinethalben, so mach' es zurecht," sagte Petrus. „Ich will derweile einen Gang besorgen. Warte auf mich mit dem Essen und daß Du mir nicht eher anfängst, bis ich wieder hier bin." — „Nein, das wollte er gewiß nicht," sagte der Landsknecht, wie er das Zickelchen aber eine Weile über dem Feuer hängen hatte, fing es an so gut zu riechen, daß dem lustigen Landsknecht das Wasser im Munde zusammenlief. „Ei," dachte er, „ein Stückchen kann nicht schaden," und flugs nahm er das Messer und schnitt sich das Herz des Zickelchens heraus.

Als Petrus wiederkam, sagte er: „Ich habe keinen Hunger, Du magst den ganzen Braten essen. Nur laß mich das Herz haben." — „Was, das Herz!" sagte der Landsknecht. „Ich glaube gar! Ein Zickelchen hat ja noch gar kein Herz." — „Dummer Schnickschnack!" sagte Petrus. „Wirst Du mir weiß machen wollen, ein Zickelchen hätte kein Herz. Freilich hat es eins, ganz so wie jedes andere Thier." Da schwur der Landsknecht Stein und Bein, daß das Zickelchen kein Herz gehabt habe, und da Petrus sich nicht mit ihm zanken mochte, that er, als glaubte er es dem Taugenichts, wünschte ihm „Gesegnete Mahlzeit" und ging fort.

Der lustige Landsknecht aß nun das Zickelchen allein auf, und als er fertig war, wanderte er weiter. Da kam er an einen Fluß, und da keine Brücke da war, wollte er durchwaten. Als er aber einen Schritt ins Wasser gethan hatte, fing der Fluß an zu wachsen, und als er noch ein paar Schritte gethan hatte, war er ihm schon bis an die Ellbogen gestiegen, und als er bis in die Mitte kam, mußte er auf den Zehen stehen, sonst hätte er ertrinken müssen. Auf dem andern Ufer aber stand der Apostel Petrus und rief ihm zu: „Beichte jetzt nur, daß Du das Herz des Zickelchens gegessen hast, sonst mußt Du ertrinken." — „Aber wie kann ich's gegessen haben, lieber Bruder," sagte der lustige Landsknecht, „wo doch alle Welt weiß, daß solche kleine Zickelchen noch keine Herzen haben?" Da ließ Petrus das Wasser noch

höher steigen, sodaß er beinahe keine Luft mehr kriegte, aber als er ihn zum zweiten Male fragte, wollte er's doch nicht gestehen. Da dauerte es den Apostel, daß der lustige Landsknecht umkommen sollte, und er ließ das Wasser wieder abnehmen, sodaß Jener herauskonnte, wo der dem Apostel noch einmal Stein und Bein schwur, daß das Zickelchen kein Herz gehabt habe. „Du bist ein Lügner und ein Spitzbube", sagte der Apostel, „und ich hätte Dich eigentlich sollen ersaufen lassen. Damit Du aber nicht wieder zu stehlen und zu lügen brauchst, so will ich Dir diesen Ranzen hier geben. Was Du Dir in diesen hineinwünschest, das wird sogleich drinnen sein." Damit verließ er ihn. Der lustige Landsknecht aber zog fröhlich über die Gabe seines Weges, wünschte sich in seinen Ranzen, wornach sein Herz gelüstete, und lebte davon munter und guter Dinge.

So hatte er es lange getrieben, als er eines Tages in ein Wirthshaus kam, in welchem eine Hochzeit gehalten wurde. Nachdem er tapfer gegessen und getrunken hatte, fragte er den Wirth, ob er ihm Herberge für die Nacht und ein gutes Bett geben könnte. „Nein", sagte der Wirth, „sein ganzes Haus wäre von den Hochzeitsleuten besetzt. Er hätte wohl noch ein Bett, aber das stünde in einer Kammer, wo es spuke. Dort könnte er ihn nicht hinthun; denn da drehe es den Leuten des Nachts den Hals um." — Da sagte der lustige Landsknecht: er fürchte sich nicht, und der Wirth solle ihn nur getrost in die Kammer führen. Da führte ihn der Wirth hin, und als er fortging, wünschte er ihm die ewige Seligkeit; denn er dachte, den siehst du nicht wieder. Der lustige Landsknecht aber legte sich ruhig ins Bett und schlief ein. Wie es nun zwölfe schlug, da kam der Teufel zur Thüre herein, riß die Bettvorhänge von einander und schrie ihn an: „Steh auf, Du mußt mit mir in die Hölle." — „Hoho! so haben wir nicht gewettet", sagte der Landsknecht, und als der Teufel ihn beim Schopfe packen wollte, wünschte er ihn flugs in seinen Ranzen. Dann schlief er gelassen, bis Frühstückszeit wurde. Da machte er die Thür auf und schrie dem Wirthe zu, rasch in die Schmiede zu laufen und zwei Gesellen mit den schwersten Hämmern zu holen, die sie hätten, und als die kamen, gebot er ihnen, aus allen Kräften auf den Ran-

zen loszuschlagen, so lange sich drinnen noch etwas ripple und rapple. Das thaten diese denn auch, bis der Landsknecht „genug“ sagte, weil er dachte, jetzt müsse der Teufel todt sein. Als er aber den Ranzen aufmachte, lebte der Teufel doch noch ein Bischen, verwandelte sich in einen Raben und flog durch's Fenster hinaus. Das ärgerte den Landsknecht, aber der Wirth war froh, daß der Teufel aus seinem Hause getrieben war, und bot dem Landsknechte an, bei ihm zu bleiben, so lange er Lust hätte; er solle alle Tage Gesottnes und Gebratnes haben und Bier und Wein, so viel er trinken könnte. Das war dem Landsknechte ganz recht, und so blieb er in dem Wirthhause, bis er starb.

Da ging er zuerst die Straße nach dem Himmel. Dort stand aber der Apostel Petrus an der Thür, der sagte: „Du gehörst nicht hier herein. Geh in die Hölle, dort ist Dein Platz.“ Damit machte er ihm die Thür vor der Nase zu und schob den Riegel vor. — „Schon gut“, antwortete der Landsknecht, kehrte um und ging an's Höllenthor. Als er anklopfte, wurde er sogleich hineingelassen. Da traf sich's aber, daß der Teufel, den er einst von den Schmiedegesellen hatte bearbeiten lassen, nicht weit von der Stelle zu thun hatte, und wie der ihn gewahr wurde, rief er sogleich den andern Teufeln zu, ihn hinauszuwerfen, weil er sie alle mit einander zu Schanden schlagen könnte. Da nahmen sie den Landsknecht und schoben ihn hinaus und riegelten die Thür hinter ihm zu. Verdrießlich stieg er wieder die Himmelstreppe hinauf und klopfte an das Thor. Sobald aber Petrus ihm aufthat, warf er seinen Ranzen hinein und wünschte sich selber in den Ranzen. Da war er im Himmel. Petrus aber mußte über den Streich so lachen, daß er ihn ließ, wo er war, und so blieb der lustige Landsknecht auch im Himmel.

9. Der Bote aus dem Himmel.*)

Es war einmal eine Wirthsfrau, die hatte einen Mann, dem sie alle Tage, die Gott werden ließ, Kartoffelklöße mit

*) In dieser Erzählung scheint die in einen Schwank verkehrte Erinnerung an die Wanderungen der Götter auf Erden ebenfalls ausgedrückt.

Schinken kochen mußte. Da starb der Mann und sie nahm sich nach einiger Zeit einen andern. Da sie den ersten aber sehr lieb gehabt hatte, so dachte und redete sie oft von ihm. Vorzüglich war dieß der Fall, wenn sie sein Leibessen auf den Tisch brachte, wo sie jedesmal sagte: „Ach Gott, wenn ich nur wissen sollte, ob mein seliger Christoph im Himmel auch Kartoffelklöße mit Schinken bekommen kann!" Das hörte ein lustiger Bruder und beschloß sich's zu Nutze zu machen. Den nächsten Tag, als der zweite Mann nicht zu Hause war, trat er vor das Haus und guckte in einem weg nach den Wolken hinauf und sagte: „Wenn ich's nur wiederfände! Wenn ich's nur wiederfände!" Da schickte die Wirthsfrau ihre Magd hinaus und ließ ihn fragen, was er suche. „Ach!" sagte der Mann, „da hab' ich das Loch aus den Augen verloren, durch das ich aus dem Himmel gekommen bin. Wenn ich's nur wiederfände!" und fuhr fort zu suchen.

Als das die Wirthin erfuhr, ging sie hinaus und fragte, ob es wahr wäre, daß er aus dem Himmel käme?" — „Ja wohl", antwortete der Mann, „ich bin erst heute Morgen mit Urlaub herunter gekommen, und es ist recht fatal, daß ich das Loch nicht wiederfinden kann, aus dem ich kam; denn ich muß heut Abend wieder oben sein." — „Ei, das trifft sich ja ganz allerliebst", sagte die Frau. „Kennt Ihr denn etwa meinen seligen Christoph, der so gern Kartoffelklöße mit Schinken aß?" — „Ei sollt' ich denn nicht kennen", antwortete der Mann aus dem Himmel, „der ist ja mein nächster Nachbar oben. Ein prächtiger Mann! Nur schade, daß es ihm oben nicht so recht gefallen will." — Da fragte die Frau, was ihm denn fehle. Es müßte doch schön im Himmel sein. „Je nun", sagte der Mann, „schön ist es wohl und das Essen und Trinken ist auch ganz gut. Aber Euer Seliger kann die Kartoffelklöße mit Schinken, die Ihr ihm hier unten gekocht habt, nicht vergessen. So gut wie Ihr, sagt er immer, machte sie ihm Niemand." — „Ei, sagt er das wirklich!" rief die Frau. „Da wäret Ihr wohl so gut und nähmt ihm ein Gericht mit hinauf?" — „Das wollte er von Herzen gern thun," sagte der Himmelsbote, und so holte ihm die Frau einen Topf voll.

Da sagte der Mann: „Ihr könntet auch ein Uebriges thun. Euer Seliger hat oben das Amt, die Sterne zu putzen, und wenn er die hohen Leitern hinauf muß, ist's fürchterlich kalt, und schon manchmal hat er gesagt, wenn er nur einen ordentlichen Pelz hätte." Das dauerte die Frau in der Seele und sie sagte: „Einen Pelz habe ich gerade nicht zu Hause. Aber wir haben gestern eine Kuh verkauft und dreißig Thaler dafür gekriegt. Wenn Ihr ihm die mitnehmen wolltet, so könnte er sich wohl oben einen dafür anschaffen." „O ja, das wollte er schon noch mit fortbringen", sagte der Mann, nahm die dreißig Thaler in Empfang, stellte eine Quittung darüber aus und ging seiner Wege, nachdem sich die Wirthin noch tausendmal für seine Gefälligkeit bedankt hatte.

Wie nun der zweite Mann der Wirthin heimkam, erzählte sie ihm die Geschichte. Da sagte dieser, das Essen hätte sie dem Seligen wohl schicken können, die dreißig Thaler aber brauchten sie selber, und damit setzte er sich auf ein Pferd und ritt dem Manne aus dem Himmel nach. Der hatte sich inzwischen ein Stück von dem Dorfe unter einen Baum gesetzt und den Schinken mit den Klößen verzehrt. Eben war er damit fertig geworden, als er den Reiter auf sich zu galoppiren sah und merkte, wie viel es geschlagen habe. Er blieb ruhig sitzen, deckte den Hut auf die Schinkenknochen, die er zwischen den Beinen liegen hatte, und that, als ob er ihn ängstlich bewache. Als der Reiter nun fragte, ob er der Mann aus dem Himmel sei, der den vorigen Wirth aus dem goldnen Löwen kenne, so sagte er, ja, der wäre er. „Nun so gebt die dreißig Thaler wieder heraus, die Ihr ihm bringen sollt." — „Meinethalben", antwortete der Bote aus dem Himmel. „Mir ist es recht, obwohl mich's dauert, daß mein Nachbar keinen Pelz haben soll, wenn er die Sterne putzt. Aber Ihr müßt ein Weilchen warten. Ich habe nämlich hier unter dem Hute den Paradiesvogel, der neulich der Mutter Maria fortgeflogen ist, und den ich hier gefangen habe. Dafür bekomme ich mehr als dreißig Thaler Douceur, und damit er mir auf dem Wege nicht entwischt, so habe ich einen Knecht in die Stadt geschickt, mir einen Bauer für ihn zu holen. Diesem aber hab' ich, weil er leer ging, die dreißig

Thaler mitgegeben. Wenn er zurückkommt mit dem Bauer, so müßt Ihr mit mir in die Stadt gehen, um das Geld wieder zu bekommen. Rascher freilich ginge es, wenn Ihr mir den Vogel unterm Hute bewachen und mir Euer Pferd borgen wolltet, daß ich dem Knechte nachritte und ihn vielleicht noch auf dem Wege einholte. Ihr kämt dann ein paar Stunden eher zu Eurem Gelde, das Euch so an's Herz gewachsen ist."

Das war dem Manne ganz recht. Er ließ den Reisenden aus dem Himmel auf seinen Gaul steigen, setzte sich zu dem Paradiesvogel unter dem Hute und breitete seine Hände darüber, daß er ihm nicht fortflöge. So saß er eine Stunde, und noch eine und eine dritte und guckte sich die Augen fast aus dem Kopfe, ob der Mann aus dem Himmel mit seinem Pferde und den dreißig Thalern nicht endlich käme. Aber der wollte sich nicht wieder zeigen. Da wurde er am Ende des Wartens überdrüssig und beschloß, den Vogel behutsam hervorzulangen und selber in die Stadt zu tragen. Langsam hob er den Rand des Hutes ein wenig in die Höhe und griff hinunter, um sein kostbares Pfand beim Genick zu fassen. Aber wie erschrak er, als er statt des Paradiesvogels der Mutter Marie ein abgenagtes Schinkenbein in die Hand bekam und merkte, daß er betrogen war.

Als ihn die Frau fragte, wo er das Geld und das Pferd habe, hätte er sie lieber prügeln mögen; da er aber zum Schaden nicht noch den Spott haben wollte, so machte er ein freundliches Gesicht und antwortete, er habe sich die Sache unterwegs besser überlegt und dem Manne aus dem Himmel auch noch das Pferd mitgegeben, damit er zu rechter Zeit heimkäme und der selige Löwenwirth sein Leibessen kriegte, ehe es kalt würde. Damit gab sich die Frau zufrieden. Von ihrem Manne im Himmel aber hörte sie nichts wieder.

Donner, Blitz und Wetter.*)

Es war einmal ein alter König, der hatte einen Sohn und drei Töchter und verordnete, als er seinen letzten Willen aus-

*) In diesem Märchen, welches wir Dr. E. Meier's „Deutschen Volks-

sprach, daß die Töchter erst sechs Jahre nach seinem Tode heirathen sollten. Dem Sohne aber legte er es recht an's Herz, dafür zu sorgen, daß dieser sein letzter Wille genau vollzogen werde. Das versprach ihm der Sohn denn auch. Und als später nach dem Tode des Königs gar viele Prinzen kamen und die schönen Prinzessinnen heirathen wollten, so gab es der junge König nicht zu und sagte, daß sie warten müßten, bis die sechs Jahre um wären.

So waren schon drei Jahre vergangen und mancher Prinz war abgewiesen worden. Da kamen eines Tags drei vornehme Brüder, von denen hieß der eine Donner, der andere Blitz und der dritte Wetter, und bewarben sich um die drei Schwestern. Allein sie erhielten dieselbe Antwort wie die frühern Freier, blieben aber doch in der Nähe des Schlosses wohnen und gaben sich Mühe, daß sie so oft als möglich die schönen Prinzessinnen zu sehen kriegten.

Da geschah es eines Tages, als der König eben verreist war, da drangen die drei Brüder in's Schloß, nahmen jeder eine der Schwestern, und dann ging's zu Pferde auf und davon durch Felder und Wälder, daß Niemand wußte, wo sie geblieben waren. Der König aber war ganz untröstlich, als er heimkam und seine drei Schwestern nicht mehr da fand. Er machte sich sogleich auf, sie zu suchen, und sollte er gehen bis an's Ende der Welt.

Nach langer, langer Zeit kam er endlich in einen großen Wald und ging immer weiter fort und sah sich überall nach seinen Schwestern um, konnte aber nirgends auch nur die geringste Spur von ihnen entdecken. Auf einmal traf er ein schönes Schloß mitten im Walde, und wie er darauf zuging, rief ihm aus dem Fenster eine Stimme entgegen: „O Bruder, zu einer

---

märchen aus Schwaben" entnehmen, liegt schon in dem Namen Donner eine deutliche Erinnerung an Donar, dessen Hammer nach jedem Wurfe ganz so wiederkommt, wie hier die Kegelkugel. Die Pferde aber, welche sich so schwer fangen lassen, mahnen an die Stute, in welche sich Loke verwandelte, um das Riesenpferd Swadilfare zu verlocken. Die Götter haben hier vollständige Riesennatur, und auch ihre Mutter erinnert an die zauberhafte alte Riesenmutter in der Edda.

unglücklichen Stunde bist Du ausgezogen und hierher gekommen! Mach', daß Du fortkommst. Es wohnt hier der Blitz, und der ist mein Mann. Wenn er heimkommt und Dich findet, wird er Dich umbringen." Und wie der König diese Worte hörte und genau hinsah, erkannte er seine älteste Schwester und freute sich über die Maßen, und wollte nicht von ihr weichen, sie mochte ihm noch so viel zureden. Während die Beiden so mit einander sprachen und sich gegenseitig erzählten, wie es ihnen seit ihrer Trennung ergangen war, kam der Blitz nach Hause, begrüßte den König freundlich und lud ihn ein, dazubleiben, so lange es ihm gefallen möge. Das that der König auch gern um seiner Schwestern willen.

Nun suchte der Blitz den König zu unterhalten und mit allerlei Spielen ihm die Zeit zu vertreiben. Gewöhnlich kegelten sie mit einander. Die Kegelbahn aber war eine Stunde lang. Dabei hatte die Kugel die merkwürdige Eigenschaft, daß sie immer von selbst wieder zurückkam, und dazu brauchte sie jedesmal zwei volle Stunden. Der König konnte sich nicht genug darüber wundern, zumal der Blitz so heftig warf, daß die Kugel weit über das Ziel hinaus ging und tief in einen Felsen drang und dennoch stets wieder zurückrollte. Indeß nach acht Tagen reiste der König weiter, um seine andern beiden Schwestern aufzusuchen.

Er ging immer geradenwegs in dem Wald fort und kam endlich in ein Schloß, da rief ihm aus dem Fenster eine Stimme zu: „O Bruder, zu einer unglücklichen Stunde bist Du ausgezogen und hierher gekommen! Mach', daß Du fortkommst. Es wohnt hier der Donner, mein Mann, wenn der Dich hier fände, würde er Dich gewiß umbringen." Da freute sich der König, daß er sein zweites Schwesterlein wieder gefunden, und ließ sich nicht bange machen und blieb da. Und als der Donner heimkam und den Bruder seiner Frau erblickte, war er freundlich gegen ihn und that ihm kein Leid an, bat ihn vielmehr, daß er eine Weile dableiben und sich vergnügen möchte. Dann führte er ihn auf seine Kegelbahn, die war eben so lang wie die seines Bruders, und die Kugel kam ebenfalls nach jedem Wurfe zurück und brauchte dazu auch immer zwei volle Stunden.

Nachdem sich der König nun acht Tage lang bei seinem Schwager, dem Donner, aufgehalten hatte, zog er abermals weiter, um seine dritte Schwester zu suchen, und traf schon nach einigen Tagen in demselben Walde ein drittes Schloß, daraus rief ihm von Ferne eine Stimme entgegen: „O Bruder, zu einer unglücklichen Stunde bist Du ausgezogen und hierher gekommen! Rette Dich so gut Du kannst. Dieß Schloß gehört meinem Manne, der heißt Wetter, wenn er Dich hier fände, würde er Dich umbringen.“ Der König aber beruhigte seine Schwester und blieb getrost bei ihr, bis ihr Gemahl kam. Der freute sich gleichfalls über den Besuch des Königs und suchte ihm den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen, und weil er selbst die Jagd über Alles liebte, so lud er den König ein, daß er ihn begleiten und ihm jagen helfen möge. Das that denn der König auch gern.

Als sie nun eines Tages im Walde jagten, erblickte der König plötzlich einen Hirsch, der war so wunderschön, wie er noch nie einen gesehen zu haben meinte. Deshalb gab er sich alle Mühe, ihn zu erlegen. Allein der Hirsch schien ihn ordentlich zu necken. Er ließ den König immer ganz nahe herankommen, und wenn dieser dann seinen Pfeil auf ihn abschoß, so sah er alsbald in der Ferne den Hirsch ganz munter weiter spazieren, und das ging mehrere Stunden lang so fort, indem der König nicht merkte, daß er seinen Jagdgefährten schon lange verloren hatte. Plötzlich war auch der Hirsch verschwunden, und der König wußte nicht, wo aus noch ein, bis er endlich auf einen großen freien Wiesengrund kam und daselbst einen Schäfer fand, der eine Heerde Schafe hütete. Bei diesem erkundigte er sich nach dem Wege und hörte, wie weit er sich schon verirrt hatte. Und als er dem Schäfer die Geschichte mit dem Hirsche erzählte, sagte der: „Das war kein gewöhnlicher Hirsch, sondern Wetter, Euer Schwager, war es, der diese Gestalt angenommen hatte, um Euch zu täuschen und irre zu führen.*)

Der König gedachte nun heim zu gehen und ein großes

*) Der Hirsch ist ein Anklang an den Läufer, der an Utgardaloke's Hofe mit Thialfe um die Wette lief, aber eigentlich Utgardaloke's Gedanke war.

Kriegsheer zu sammeln und dann seine Schwestern zu befreien. Der Schäfer aber gab ihm Anweisung, wie er in sein Land kommen könne, und sagte: „Ihr müßt durch jenen Wald, der gehört dem Wolfskönig. Den müßt Ihr, sowie Ihr den Saum des Waldes betretet, rufen und sagen: Wolfskönig, ich bringe Dir ein Schaf! Sonst werdet Ihr von wilden Thieren zerrissen werden.“ Darauf schenkte der Schäfer dem Könige ein Schaf, und das brachte er dem Wolfskönig. Der bedankte sich freundlich und hieß ihn ohne Furcht durch den Wald gehen und sagte: „Wenn Dir ja einmal ein Unfall zustößt und Du meiner Hülfe bedarfst, so denke nur an mich, dann werde ich Dir gleich zu Diensten sein.“

Das merkte sich der König und zog wohlgemuth weiter, und wie er nun so in dem Lande des Wolfskönigs fortging, kam er an einen See, da lag ein schöner rother Fisch auf trockner Erde und schlug mit dem Schwanze. Der König nahm ihn voll Mitleid und setzte ihn wieder in's Wasser, worauf der Fisch sich bedankte und sprach: „Wenn Du einmal in Noth bist, so denke nur an den Fischkönig, so werde ich gleich zu Deiner Hülfe bereit sein.“

Der König setzte dann ungehindert seine Reise fort. Da sah er am andern Morgen zu seinen Füßen eine Horniß liegen, die konnte sich nicht allein in die Luft erheben, und weil er ein gutes Herz hatte, so hob er sie auf und ließ sie fliegen. Ehe sie aber fortflog, sagte sie ihm noch: „Ich bin der Hornißkönig! Wenn Du je einmal in Noth bist, so denke nur an mich, dann werde ich gleich zu Deiner Hülfe bereit sein.“

Nach mehreren Tagen erreichte der König alsdann das Ende des Waldes. Er kam auf eine Wiese und fand daselbst eine Hütte und darin ein altes Mütterchen, das nahm ihn freundlich auf, und weil er müde und hungrig war, so blieb er da, um sich zu erholen. Diese alte Frau war aber eine Zauberin und war die Mutter von den drei Söhnen: Donner, Blitz und Wetter; die kamen in der Nacht zu ihr. Und weil sie meinten, daß der König schon fest schliefe, so sprachen sie in dem Nebenzimmer ganz laut mit einander, und der König hörte alles, was sie da redeten. Da sagte denn das alte Mütterchen:

„Wenn wir dem Könige nicht eine Arbeit aufgeben, die er nicht ausführen kann, so ist es um uns und unsre Herrschaft geschehen." Dann sagte sie weiter, daß der König in der nächsten Nacht ihre Pferde hüten solle, und bat ihre Söhne: „Versteckt Euch aber im Wolfswalde nur recht, daß Euch niemand finden kann; denn sonst ist es aus mit uns."

Das Alles hatte sich der König wohl gemerkt. Und als nun das alte Mütterchen ihm sagte: für das Nachtquartier, das sie ihm gegeben, müsse er in den nächsten drei Nächten ihre Pferde hüten, so antwortete der König: ja, das wolle er wohl thun, und blieb da und bekam am Abend drei prächtige Pferde, die sollte er auf einer Wiese weiden lassen. „Sieh aber wohl zu, daß Dir keins verloren geht," sagte das alte Mütterchen, und der König meinte, er wolle wohl Acht geben, trieb die Pferde auf die Wiese und verwandte kein Auge von ihnen. So weideten die Pferde einige Stunden lang ganz ruhig, indem der König immer dicht bei ihnen blieb. Aber auf einmal waren sie alle drei verschwunden und weder zu sehen noch zu hören. „Wie wird dir's ergehen!" dachte der König und suchte die Pferde überall, bis der Tag anbrach. Da überfiel ihn eine große Angst, und er seufzte: ach, wenn doch nur jetzt der Wolfskönig da wäre und dir helfen könnte. Kaum hatte er das Wort gesagt, so stand auch schon der Wolfskönig da und fragte, was er begehre. Der König klagte ihm seine Noth, der Wolfskönig aber beruhigte ihn und ging fort und sandte sechstausend Diener aus, die mußten den ganzen Wolfswald durchsuchen, fanden aber die Pferde nicht und kamen leer wieder heim. Darauf schickte der Wolfskönig zwölftausend Diener aus und befahl ihnen streng, daß sie die Pferde finden müßten und nicht ohne dieselben heimkehren dürften. Und so dauerte es auch nicht lange, so fanden sie tief in einer Felsenhöhle die drei Pferde und brachten sie ihrem Herrn, und der führte sie dem Könige zu. Das alte Mütterchen aber staunte nicht wenig, als der König ihr die Pferde wiederbrachte. Dann legte er sich in sein Bett, um ein wenig auszuruhen, und hörte alsbald, wie die Frau mit ihren Söhnen zankte, daß sie nicht besser sich versteckt hätten; denn die drei Pferde waren eben ihre drei Söhne: Donner, Blitz und Wetter, die sie in diese

Thiere verwandelt hatte. Die Söhne aber sagten: „Hätte der Wolfskönig nicht zwölftausend Diener ausgeschickt, so hätte uns gewiß niemand gefunden.“ Da sagte die Mutter: „So versteckt Euch in der folgenden Nacht tief im Wasser, da können die Boten des Wolfskönigs Euch nicht suchen.“

Am Abende bekam der König wieder die drei Pferde, und das Mütterchen sagte, er solle ja recht Acht geben, daß er keines verliere, und der König meinte, das werde er schon thun und die Pferde sicher heimbringen. Darauf ging es ihm aber ganz so wie in der vorhergehenden Nacht. Ein paar Stunden lang weideten die Pferde ganz gelassen, und er hatte sie beständig vor Augen; dann aber waren sie wie der Blitz verschwunden. Der König jedoch blieb dießmal ganz ruhig und dachte: der Fischkönig wird dir wohl helfen, und kaum hatte er dieß still gedacht, so war der Fischkönig auch schon da und fragte ihn, was er wünsche. Nachdem der König es ihm gesagt, entbot er alle Fische, die mußten alle Gewässer durchschwimmen und durchsuchen, und fanden am Ende auch richtig tief auf dem Grunde der See unter einem gewaltigen Steine die drei Pferde. Die brachten sie dem Fischkönig, der übergab sie dem Könige, welcher sie hatte hüten müssen, und dieser führte sie nun wohlgemuth dem alten Mütterchen wieder zu.

Der König legte sich dann wieder in's Bett, um auszuruhen, und hörte, wie die Mutter ihre Söhne ausschalt, daß sie sich nicht besser versteckt hätten. Sie aber sagten: „Der Fischkönig hat ihm geholfen.“ — „Nun, so verbergt Euch in der nächsten Nacht“, sagte die Mutter, „hoch in den Wolken; denn dahin kann der Fischkönig nicht kommen. Ich bitte Euch aber inständig, laßt Euch dießmal ja nicht finden; denn sonst ist es mit unsrer Macht zu Ende.“

Der König, der auch diese Unterhaltung mit angehört hatte, bekam am Abend wieder die drei Pferde zu hüten und trieb sie auf die Wiese und sah ihnen mehrere Stunden zu, wie sie fraßen. Aber auf einmal waren sie wieder spurlos verschwunden. Nun wußte der König schon, wo sie zu suchen waren, und dachte, da würde ihm wohl der Hornißkönig am besten aushelfen können, und kaum hatte er dieß gedacht, so war der

Hornißkönig auch schon da und fragte, wie er ihm dienen könne. Wie er nun erfuhr, daß jener die drei Pferde vermisse, so befahl er allen Hornissen, sie sollten die Luft durchstreifen und alle Wolken durchsuchen, bis sie die drei Pferde fänden. Das thaten sie auch, und nachdem sie lange vergeblich umhergeschwärmt, fanden sie endlich hoch oben in einer dichten Wolke die drei Rosse und brachten sie ihrem Herrn und Meister, und der übergab sie dem Könige. Als dieser sie aber heimführte und dem alten Mütterchen auslieferte, ward sie sehr traurig und sagte: „Zum Lohne für Deine Dienste will ich Dir da ein anderes merkwürdiges Pferd schenken, auf dem Du heimreiten kannst.“

Das Pferd nun, welches die alte Frau ihm zeigte, war ein hölzernes Bildwerk und hatte vier Köpfe. Die Köpfe aber stellten eigentlich ihre drei Söhne vor, und der ihrige war der vierte. Wie der König nun das seltsame Gebilde betrachtete, rief plötzlich eine Stimme vom Himmel herunter: „Nimm das Schwert, welches der eine Kopf im Maule hält, und haue dem Zauberthiere die vier Köpfe ab, so werden Deine Schwestern erlöst sein.“ Das that denn der König auch auf der Stelle, und sowie er den letzten Kopf abgeschlagen hatte, stand ein wirkliches wunderschönes Pferd da, das bestieg er und ritt eiligst zurück zu seinen Schwestern.

Da war die Freude groß. Alle waren frei und sahen und hörten nichts mehr von den drei Brüdern, die sie entführt hatten. Der König aber nahm unermeßliche Schätze aus den drei Schlössern mit in seine Heimath, also daß er der reichste König in der Welt geworden ist, und behielt seine Schwestern bei sich bis an ihr Ende.

11. Schneewittchen.

Es war einmal ein Graf und eine Gräfin. Die Gräfin war aber sehr stolz und eitel und wollte für die schönste Frau im ganzen Lande gehalten sein. Sie war zugleich eine Zauberin und hatte einen Spiegel, der wußte Alles und konnte auch reden. Und wenn sie ihn fragte:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Bin ich nicht die schönste Frau im ganzen Land?"

so antwortete der Spiegel: „Ja, Frau Gräfin, Ihr seid die schönste Frau im Lande." Nun wünschte sie sich aber ein Kind, und als sie eines Tages im Winter vor der Thür stand und sich einen Apfel schälte, schnitt sie sich in den Finger, daß ein Blutstropfen in den Schnee fiel, und weil das rothe Blut auf dem weißen Schnee so gut aussah, wünschte sie sich eine Tochter, so weiß wie der Schnee und so roth wie Blut. Nicht lange darauf ward ihr Wunsch erfüllt, und weil das Kind so weiß wie Schnee war, hieß man es Schneewittchen. Schneewittchen aber wuchs heran und wurde alle Tage schöner, so daß ihre leibliche Mutter sie zu beneiden anfing. Eines Tages fragte diese ihren Spiegel wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Bin ich nicht die schönste Frau im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel zu ihrem Schrecken:

„Frau Gräfin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneewittchen wird doch noch schöner als Ihr."

Da fuhr die Bosheit und der Neid in die Gräfin, und ihr Verdruß ward so groß, daß sie dem Jäger befahl, Schneewittchen mit sich hinaus in den Wald zu nehmen und umzubringen. Als Beweis der That aber sollte er ihr das Herz des Kindes mit zurückbringen. Der Jäger nahm das Kind und führte es in den Wald. Als er aber sein Messer hervorzog, um es todtzustechen, fing es an zu weinen und sagte: „Ach laß mich leben, guter Mann, ich will auch in den Wald gehen und nimmermehr wieder zurückkehren zu meiner Mutter." Und weil es so schön war und so flehentlich bat, hatte der Jäger Mitleiden und sprach: „Nun so lauf nur hin, Du armes Kind!" Bei sich aber dachte er, es wird nicht lange gehen, so fressen es die Wölfe. Damit er aber ein Herz mitbringen könnte, schoß er ein Rehkalb, weidete es aus und nahm das Herz als Beweis für die Gräfin mit. Da war diese froh, daß sie nun die Schönste sei, und gab ihm eine gute Belohnung.

Schneewittchen aber lief durch Dick und Dünn, über Stein

und Wurzeln und Dornen, so weit es seine Füße trugen. Es begegneten ihm eine Menge wilde Thiere, aber sie thaten ihm nichts. Als es Abend wurde, sah es ein kleines Häuschen und ging hinein, um ein wenig auszuruhen. In dem Häuschen war Alles ganz klein, aber so niedlich und sauber, daß es nicht zu beschreiben ist. In der Stube stand ein gedecktes Tischchen und darauf waren sieben Tellerchen, zu jedem ein Löffelchen, ein Gäbelchen und ein Messerchen, auch standen sieben Becherchen dabei. An der Wand aber waren sieben kleine Betten, alle schneeweiß überzogen. Da Schneewittchen hungerte, so nahm es von jedem Tellerchen ein wenig, bei dem letzten aber trank es aus dem Becherchen. Und da es müde war, legte es sich in jedes Bettchen ein wenig, in dem letzten aber blieb es liegen und schlief ein.

Als es nun dunkel wurde, kamen die Herren des Häuschens heim. Das waren aber sieben Zwerge, die hier in den Bergen nach Gold und Silber gruben. Sie zündeten ihre sieben Lichter an, und wie es nun hell in der Stube wurde, sahen sie, daß jemand darin gewesen war; denn es war nicht so in der Ordnung, wie sie es verlassen hatten. Da sagte der Erste: „Wer hat auf meinem Stühlchen gesessen?“ Der Zweite: „Wer hat von meinem Tellerchen gegessen?“ Der Dritte: „Wer hat von meinem Brötchen genommen?“ Der Vierte: „Wer hat mit meinem Gäbelchen gestochen?“ Der Fünfte: „Wer hat mit meinem Messerchen geschnitten?“ Der Sechste: „Wer hat mit meinem Löffelchen geschöpft?“ Der Siebente: „Wer hat aus meinem Becherlein getrunken?“ Dann sahen sie sich um, und der Erste rief: „Wer hat denn in meinem Bettchen gelegen?“ Und der Zweite sagte dasselbe, und so alle der Reihe nach bis auf den Siebenten. Der erblickte Schneewittchen in seinem Bette. Da sagte er: „Kommt her, Brüderchen, und seht einmal!“ Da kamen alle herzugelaufen und sahen Schneewittchen, wie sie dalag und schlief. Da gefiel ihnen das Kind, und sie hatten so große Freude darüber, daß sie es nicht aufweckten, sondern ruhig fortschlafen ließen. Der siebente Zwerg aber schlief bei seinen Kameraden, bei jedem eine Stunde, bis die Nacht um war.

Als es nun Morgen wurde, da erwachte Schneewittchen,

und wie es die sieben Zwerge sah, fürchtete es sich. Sie waren aber freundlich und fragten, wie das kleine Mädchen heiße. „Mein Name ist Schneewittchen," antwortete es. „Wie bist Du denn in unser Haus gekommen?" erkundigten sich die Zwerge. Da erzählte ihnen Schneewittchen, daß seine Mutter es hätte todt haben wollen, der Jäger hätte ihm aber auf sein Bitten das Leben geschenkt, und da wäre es den ganzen Tag durch den großen Wald gelaufen über Steine, Wurzeln und Dornen, bis es endlich in ihr Häuschen gekommen wäre. Die Zwerge dauerte das und sie sagten: „wenn Du unsern Haushalt hübsch ordentlich besorgen, unser Essen kochen, unsre Hemden nähen, unsre Strümpfe stricken, unsre Wäsche waschen und unsre Betten machen willst, so kannst Du bei uns bleiben, und es soll Dir an nichts fehlen." Da antwortete Schneewittchen: „Ja, das wollte es," und so blieb es da. Es hielt das Haus in Ordnung und kochte den Zwergen ihr Essen, daß sie etwas hatten, wenn sie von der Arbeit nach Hause kamen. Da es aber den ganzen Tag allein bleiben mußte, so warnten es die Zwerge und sprachen: „Nimm Dich in Acht vor Deiner bösen Mutter. Die wird es bald herauskriegen, daß Du noch lebst, und so laß ja Niemand herein."

So kam es denn auch. Die Gräfin dachte eine Weile, daß sie nun, da Schneewittchen todt sei, die Schönste wäre. Einmal aber kamen ihr doch wieder Zweifel bei, und sie fragte den Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Bin ich nicht die schönste Frau im ganzen Land?"

Da antwortete der Spiegel:

„Frau Gräfin, Ihr seid die schönste hier,
Aber Schneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist doch noch tausendmal schöner als Ihr."

Da erschrak sie und merkte, daß der Jäger sie betrogen hatte; denn der Spiegel redete stets die Wahrheit. Und sie fragte den Spiegel, wo die Zwerge wohnten, und der sagte es ihr. Da überlegte sie sich, wie sie Schneewittchen von der Welt schaffen

könnte, und beschloß selbst hinzugehen; denn so lange sie nicht die Schönste im ganzen Lande war, ließ ihr der Neid keine Ruhe. Endlich fand sie etwas, wie sie Schneewittchen umbringen konnte. Sie färbte sich das Gesicht und verkleidete sich in eine alte Handelsfrau. In dieser Gestalt ging sie über die sieben Berge zu den sieben Zwergen, klopfte an die Thür und rief: „Gute Waare, schöne Waare! Wer kauft?“ Da guckte Schneewittchen aus dem Fenster und fragte: „Was habt Ihr denn zu verkaufen, liebe Frau?“ — „Schöne Strumpfbänder! schöne Strumpfbänder, Jungfer, von klarer Seide!“ sagte die Frau, und damit hielt sie ihr eins hin, welches wirklich sehr schön aussah. Da vergaß Schneewittchen die Warnung der Zwerge, riegelte die Thür auf und kaufte sich das Strumpfband. „Nun laß mich's Dir aber auch umbinden,“ sagte die Handelsfrau. Schneewittchen, die sich nichts Schlimmes dabei dachte, hielt ihr das Bein hin, da aber zog die böse Frau das Band so fest zusammen, daß ihr das Blut innestand und sie plötzlich todt hinfiel. „Nun ist's aus mit Deiner Schönheit,“ sagte die böse Gräfin, „jetzt bin ich wieder die Schönste.“ Damit ging sie hinaus und heim in ihr Schloß.

Als die Zwerge nun am Abend nach Hause kamen und ihr liebes Schneewittchen ganz blau auf der Erde liegen sahen, erhoben sie ein lautes Wehklagen. Als sie sie aber untersuchten, fanden sie, daß das Strumpfband daran schuld war, machten es ab und siehe da, Schneewittchen fing an, wieder weiß und roth zu werden und sich zu bewegen, und endlich wurde es wieder ganz lebendig, stand auf und ging herum. Als sie aber den Zwergen erzählte, was vorgefallen war, so sagten diese: „Die alte Handelsfrau war Deine Mutter, die gottlose Gräfin. Nimm Dich fernerhin besser in Acht und laß Niemand ins Haus, wenn wir nicht da sind.“ Das versprach denn Schneewittchen auch zu thun.

Die böse Gräfin aber fragte, als sie nach Hause gekommen war, den Spiegel wieder:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Bin ich nun die schönste Frau im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel wieder:

„Frau Gräfin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist doch noch tausendmal schöner als Ihr."

Als sie das hörte, wollte sie sich vor Wuth die Haare ausraufen; denn sie merkte nun wohl, daß Schneewittchen wieder lebendig geworden war. „Ich muß etwas Anderes erfinden," dachte sie, „wo sie nicht so leicht davonkommt." So verkleidete sie sich in einen Goldschmied und nahm außer anderen Kostbarkeiten einen silbernen Kamm mit, der an den Zinken vergiftet war. Dann ging sie nach dem Zwergenhause, klopfte an die Thür und rief: „Gute Waare, schöne Waare! Wer kauft?" Schneewittchen guckte aus dem Fenster, sprach aber: „Ich darf Niemand hereinlassen! Geht nur fort, guter Mann." — „Nun," antwortete der vermeintliche Goldschmied, „das Ansehen ist doch wohl nicht verboten," und mit diesen Worten zeigte er ihr den silbernen Kamm. Der aber blitzte und blinkte so herrlich in der Sonne, daß Schneewittchen sich nicht enthalten konnte, die Thür aufzumachen und den Kamm zu kaufen. Als der Handel abgeschlossen war, sagte der Goldschmied: „Nun aber, mein Töchterchen, mußt Du Dir ihn auch in die Haare stecken lassen." Das ließ Schneewittchen, die nichts Böses ahnte, geschehen, aber die gottlose Gräfin stach ihr den Kamm so tief in den Kopf, daß das arme Kind, von dem Gifte getroffen, sogleich todt zu Boden fiel. „Nun ist's aus mit Dir, Du schönes Püppchen," sagte die treulose Frau. „Jetzt bin ich wieder die Schönste." Damit ging sie hinaus und nach Hause.

Als nun die Zwerge aus ihrem Bergwerke nach Hause kamen und Schneewittchen wieder todt auf der Erde liegen sahen, fiel ihr Verdacht gleich auf die böse Mutter. Sie untersuchten das Mädchen, fanden den Kamm in ihrem Kopfe stecken und zogen ihn heraus. Kaum war dieß geschehen, so holte Schneewittchen wieder Athem, kriegte wieder seine rothen Backen, stand auf und erzählte, wie es gekommen war. Da warnten die Zwerge es noch einmal, in ihrer Abwesenheit ja Niemandem die Thür zu öffnen.

Die Gräfin aber fragte, als sie nach Hause gekommen war, ihren Spiegel:

„Spieglein, Spieglein an der Wand,
Bin ich nun die schönste Frau im ganzen Land?“

Da antwortete der Spiegel abermals:

„Frau Gräfin, Ihr seid die Schönste hier,
Aber Schneewittchen über den Bergen
Bei den sieben Zwergen
Ist doch noch tausendmal schöner als Ihr.“

Wie sie das hörte, war sie ganz außer sich und hätte den Spiegel lieber in tausend Stücke zerschlagen. „Schneewittchen muß sterben,“ schrie sie, „und sollte ich mein Leben drum wagen.“ Und flugs ging sie in ihre Zauberküche und machte einen giftigen Apfel, der war so künstlich und so schön gemacht, daß Jedermann, der ihn sah, Lust zu essen bekam. Wer aber davon aß, der mußte gleich sterben. Als der Apfel fertig war, färbte sie sich das Gesicht braun, verkleidete sich in eine Bauerfrau und ging in dieser Gestalt wieder über die sieben Berge zu den sieben Zwergen. Als sie an die Thür des Häuschens klopfte, sah Schneewittchen aus dem Fenster und sagte: „Hier darf Niemand herein. Die Zwerge haben es verboten.“ — „Meinethalben,“ antwortete die Bauerfrau. „Wenn Du nichts kaufst, so kaufen Andere. Damit Du aber weißt, wie gut meine Aepfel sind, so will ich Dir einen schenken. Da nimm und koste.“ — „Nein,“ antwortete Schneewittchen, „das thu' ich nicht. Es könnte Gift drinnen sein.“ — „Wenn Du das denkst,“ sagte die Bauerfrau, „so sieh her. Ich schneide den Apfel in zwei Hälften, davon magst Du die mit dem rothen Backen essen, ich will die andere nehmen.“ Mit diesen Worten steckte sie die weiße Hälfte in den Mund, und hielt ihr die andere hin. Der Apfel war aber so kunstreich bereitet, daß blos die Hälfte mit dem rothen Backen Gift enthielt. Schneewittchen gefiel der schöne Apfel sehr, und als es sah, daß die Bauerfrau die eine Hälfte verspeiste, konnte es nicht länger an sich halten und griff nach der giftigen Hälfte. Aber kaum hatte es davon abgebissen, so fiel es todt zu Boden. „Da liege nun,“ sagte die böse Gräfin. „Jetzt sollen Dir Deine sieben Zwerge nicht wieder zum Leben verhelfen.“

Wie sie aber nach Hause kam und den Spiegel fragte, ob sie jetzt die schönste Frau im ganzen Lande sei, so antwortete er

zu ihrer großen Freude wieder wie früher: „Ja, Frau Gräfin, Ihr seid die schönste Frau im Lande."

Wie nun die Zwerge nach Hause kamen und das Unglück sahen, suchten sie lange vergeblich nach der Ursache. Sie kämmten sie, wuschen sie, aber es wollte Alles nichts helfen, und so mußten sie Schneewittchen endlich für todt ansehen. Sie legten sie auf ein Bette und setzten sich davor und weinten drei Tage lang. Da wollten sie das Kind begraben. Da sie aber so ganz frisch wie ein lebendiger Mensch geblieben war und immer noch ihre rothen Wangen hatte, so mochten sie sie nicht in die dunkle Erde legen, sondern machten einen Sarg von Glas, auf den sie mit goldnen Buchstaben schrieben, daß darin Schneewittchen läge, die eines Königs Tochter wäre, legten sie hinein und trugen ihn auf den Gipfel eines Berges. Dorthin gingen sie alle Tage und beweinten sie. Und die Thiere des Waldes und die Vögel kamen ebenfalls und weinten um das gute Schneewittchen, daß es so jung hatte sterben müssen.*)

Da kam nach langer Zeit ein Jäger in den Wald zu den Zwergen, das war ein Königssohn. Als der auf dem Berge den gläsernen Sarg sah und das schöne Mädchen erblickte, das weiß wie Schnee und roth wie Blut darin lag, und die Inschrift las, so faßte er eine heftige Liebe zu der todten Jungfrau und sprach die Zwerge an, ihm den Sarg zu lassen, er wolle ihnen dafür geben, was sie verlangten. Die Zwerge aber antworteten: „Wir verkaufen ihn nicht um alles Gold in der Welt." Da sagte der Königssohn: „So schenkt mir ihn; denn ich kann nicht leben, ohne Schneewittchen stets um mich zu haben; ich will den Sarg in Ehren halten wie meines Vaters Krone." Da wurden die Zwerge gerührt von seiner heftigen Liebe und ließen ihn den Sarg mitnehmen. Darauf bestellte der Königssohn Leute, die den Sarg aus dem Walde nach seinem Schlosse schaffen mußten. Unterwegs aber stolperten die über eine Wurzel, und von der plötzlichen Bewegung schlüpfte der giftige Bissen aus Schnee-

*) Dieser Zug könnte eine Erinnerung an die Mythe von Baldur's Tode sein. Auch dieser wird von den Vögeln und den Thieren des Waldes beweint. Die Zwerge dagegen sind gutartige Lichtelfen.

wittchens Kehle heraus. Da wurde es auf einmal lebendig, that die Augen auf, hob den Deckel ab und stand aufrecht im Sarge.

„Ach, wo bin ich nur?“ rief sie erstaunt.

„Du bist bei mir, Schneewittchen, und in guten Händen“, antwortete fröhlich der Königssohn. Dann erzählte er ihr Alles, was sich zugetragen hatte, und schloß seine Rede mit den Worten: „Ich habe Dich todt schon lieber als Alles auf Erden gehabt. Jetzt, wo Du lebendig bist, wirst Du mir's nicht abschlagen, wenn ich Dich bitte, mit mir in meines Vaters Schloß zu kommen und meine Gemahlin zu werden.“ Da sagte Schneewittchen, ja, das wollte sie, und ging mit ihm, und ihre Hochzeit wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit ausgerichtet.

Unter den Gästen, die zu dem Feste eingeladen wurden, war auch Schneewittchens Mutter, die böse Gräfin. Die wußte nicht, daß die Braut Schneewittchen war. Der Bräutigam aber kannte sie recht gut, und nachdem sie in den Saal getreten war, fragte er sie: „Was denkt Ihr wohl, das man dem thun muß, der seine leiblichen Kinder dreimal umbringt?“ Da sagte die gottlose Frau: „Ein solcher verdient, daß man ihn in eisernen Pantoffeln, die glühend gemacht sind, tanzen läßt, bis er todt ist.“ — „Du hast Dir selber Dein Urtheil gesprochen,“ entgegnete der Bräutigam. Und da wurden glühende Pantoffeln hereingebracht, in denen mußte sie tanzen, bis sie todt zu Boden fiel. Schneewittchen aber und ihr Gemahl lebten noch viele Jahre in Frieden und Freuden, wie sie es verdienten.

12. Rumpelstilzchen.*)

Es war einmal ein Müller, der war arm, hatte aber eine schöne Tochter. Nun traf es sich, daß er mit dem Könige zu sprechen kam, und um sich ein Ansehen zu geben, sagte er zu ihm: „Ich habe eine Tochter, die kann Stroh zu Golde spinnen.“ Der König sprach zum Müller: „Das ist eine Kunst,

*) Das Männlein gehört den bösen Zwergen an; das Rathen nach seinem Namen erinnert sehr deutlich an die oben mitgetheilte Sage vom heiligen Olaf und dem Riesen, der ihm die große Kirche erbaute.

die mir wohl gefällt. Wenn Deine Tochter so geschickt ist, wie Du sagst, so bringe sie morgen einmal in mein Schloß, da will ich sie auf die Probe stellen." Als das Mädchen kam, führte er es in eine Kammer, die ganz voll Stroh lag, gab ihm Spinnrad und Haspel und sprach: „Jetzt mache Dich an die Arbeit, und wenn Du diese Nacht durch bis morgen früh dieses Stroh nicht zu Golde versponnen hast, so mußt Du sterben." Darauf schloß er die Kammer selbst zu, und sie blieb allein drinnen.

Da saß nun die arme Müllerstochter und wußte ihres Leibes keinen Rath. Sie verstand gar nichts davon, wie man Stroh zu Golde verspinnen konnte, und ihre Angst ward immer größer, so daß sie endlich zu weinen anfing. Da ging auf einmal die Thür auf, und es trat ein kleines Männchen herein, das sprach: „Guten Abend, Jungfer Müllerin, warum weint Sie denn so sehr?" — „Ach!" antwortete das Mädchen, „ich soll Stroh zu Gold verspinnen und verstehe das nicht." Sprach das Männchen: „Was giebst Du mir, wenn ich Dir's spinne?" „Mein Halsband", sagte das Mädchen. Das Männchen nahm das Halsband, setzte sich vor das Rädchen und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war die Spule voll. Da steckte es eine andere an, und schnurr, schnurr, schnurr, dreimal gezogen, war auch die voll Goldfaden gesponnen, und so ging's fort bis zum Morgen, da war alles Stroh versponnen und alle Spulen voll Gold.

Bei Sonnenaufgang kam schon der König, und als er all das Gold erblickte, erstaunte er und freute sich, aber sein Herz ward nur noch goldgieriger. Er ließ die Müllerstochter in eine andere Kammer voll Stroh bringen, die noch viel größer war, und befahl ihr das auch in einer Nacht zu Golde zu verspinnen, wofern ihr das Leben lieb wäre. Das Mädchen wußte sich nicht zu helfen und weinte. Da ging abermals die Thüre auf, und das kleine Männchen erschien und sprach: „Was giebst Du mir, wenn ich dieses Stroh zu Gold verspinne?" „Meinen Fingerring", antwortete das Mädchen. Das Männchen nahm den Ring, fing wieder an zu schnurren und hatte, als der Morgen graute, alles Stroh zu glänzenden Goldfäden versponnen. Der König freute sich bei dem Anblicke über die Maßen, hatte aber

noch immer nicht genug des Goldes, sondern ließ die Müllerstochter in eine noch größere Kammer voll Stroh bringen und sprach: „Die mußt Du noch in dieser Nacht zu Golde verspinnen, sonst mußt Du Dein Leben doch noch lassen. Gelingt Dir's aber, so will ich Dich zu meiner Gemahlin machen.“ Damit ging er fort. Als das Mädchen nun allein war, kam das Männchen zum dritten Male wieder und sprach: „Was giebst Du mir, wenn ich Dir noch dießmal das Stroh aufspinne?“ — „Ach, ich habe nichts mehr zu geben“, sagte das Mädchen. „Nun“, sagte das Männchen, „so versprich mir, wenn Du Königin wirst, Dein erstes Kind.“ — Da dachte das Mädchen, das wäre noch im weiten Felde und Noth litte überdieß kein Gebot, und so versprach sie dem Männchen, was er verlangte, worauf dieser dafür noch einmal das Stroh zu Golde verspann. Als nun am Morgen der König kam und alles so fand, wie er es gewünscht hatte, so hielt er sein Wort, und die schöne Müllerstochter wurde eine Königin.

Ueber ein Jahr brachte sie ein schönes Kind zur Welt und dachte gar nicht mehr an das Männchen. Da trat es plötzlich in ihre Kammer und sprach: „Nun gieb her, was Du versprochen hast.“ Die Königin erschrak und bot dem Männchen alle Reichthümer des Königreichs an, wenn es ihr das Kind lassen wollte. Aber das Männchen schüttelte den Kopf und sagte: „nein, etwas Lebendiges wäre ihm lieber als alle Schätze der Welt.“ Da fing die schöne Königin so heftig an zu jammern und zu weinen, daß das Männchen Mitleid mit ihr hatte. „Drei Tage will ich Dir Zeit zum Besinnen lassen“, sprach es; „wenn Du bis dahin meinen Namen weißt, sollst Du Dein Kind behalten.“

Nun besann sich die Königin die ganze Nacht auf alle Namen, die sie jemals gehört hatte, und schickte Boten über Land, die sollten sich erkundigen weit und breit, was es sonst noch für Namen gäbe. Als am andern Tage das Männchen kam, fing sie an mit Kaspar, Melchior, Balthasar und sagte alle Namen, die sie wußte, der Reihe nach her; aber bei jedem sprach das Männlein: „So heiß' ich nicht.“ Den zweiten Tag ließ sie in der Nachbarschaft umherfragen, wie die Leute genannt würden,

und sagte dem Männlein die ungewöhnlichsten und seltsamsten vor. „Heißest Du vielleicht Rippenbiest oder Hammelswade oder Schnürbein?“ Aber das Männlein antwortete immer: „So heiß' ich nicht.“

Am dritten Tage kam der Bote wieder zurück und erzählte, neue Namen habe er zwar keine ausfindig machen können. Als er dagegen an einen hohen Berg um die Waldecke gekommen sei, wo Fuchs und Hase sich gute Nacht sagten, so habe er ein kleines Haus und davor ein Feuer erblickt. Um das Feuer aber sei ein pudelnärrisches kleines Männchen herumgesprungen, habe auf einem Beine gehüpft und dazu gesungen:

„Heute back' ich, morgen brau' ich,
Uebermorgen hol' ich der Königin ihr Kind.
Ach, wie gut, daß Niemand weiß,
Daß ich Rumpelstilzchen heiß!“

Da war die Königin über die Maßen froh, daß sie den Namen wußte, und als das Männlein bald darauf hereintrat und sprach: „Nun zum letzten Male, Frau Königin, wie heiß' ich?“ so fragte sie: „Heißest Du Kunz?“ — „Nein“, sagte das Männchen. — „So ist Dein Name gewiß Hinz?“ — „Auch nicht.“ — „Heißest Du dann etwa Rumpelstilzchen?“

„Das hat Dir der Teufel verrathen!“ schrie das Männlein und stieß mit dem rechten Fuße vor Zorn so heftig auf den Boden, daß es bis an den Bauch in die Erde sank; dann aber packte es in seiner Wuth den linken Fuß mit beiden Händen und riß sich selbst mitten entzwei.

Anhang.

I.

Heidnische Gebräuche bei unserm deutschen Weihnachtsfeste.

Das Fest, welches die Christenheit am 25. December feiert, gilt dem Tage, an welchem die Kirche den Heiland der Welt geboren werden läßt, die deutsche Sitte hat daran eine Festlichkeit für die Kinder geknüpft, die der Herr gern zu sich kommen ließ. Halten wir aber den Weihnachtstag mit der ihm zunächst vorhergehenden und unmittelbar folgenden Zeit zusammen und erinnern wir uns der in dieser Periode von den einzelnen deutschen Stämmen beobachteten Gebräuche, denken wir an den geheimnißvollen Schauer, der in der einen Gegend mehr, in der andern weniger vom Volke empfunden wird, wenn die „Zwölften" nahen *), richten wir endlich den Blick auf die seltsamen Spukgestalten, welche der Aberglaube vom Advent an bis auf das Dreikönigsfest durch die Lüfte brausen, aus den Bergen treten und den Einen schrecken, den andern beschenken läßt, so weisen die Beobachtungen darauf hin, daß in der deutschen Weihnachtsfeier noch ein andrer Inhalt verborgen sein muß, als der, welcher in unsrer Bibel steht. Und dieß ist in der That der Fall. Weihnachten, wie es das deutsche Volk begeht, ist das Christfest, umgeben von dunkeln, halb verklungenen Erinnerungen an das Heidenthum der germanischen Vorzeit, und wir feiern in ihm unbewußt die Geburt des lichtumflossenen Christkindes mit den geheimnißvollen

*) Die Zwölften oder „die heiligen zwölf Nächte" nennt man die Zeit vom 24. December bis mit dem 6. Januar.

Personen, die seine Krippe umstanden, den heiligen Eltern, den freudeverkündenden Engeln, den jubelnden Hirten, den königlichen Weisen, unbewußt aber den Sieg Wuotans, des Sonnen- und Himmelsgottes, über den Winter, den die germanischen Heiden sich als Riesen vorstellten.

Die Zeit, welche gegenwärtig der December unsres Kalenders umschließt, war als die Periode, wo die Sonne aus winterlicher Verdüsterung zu sommerlichem Glanze umkehrt, gleichsam als Mitternacht des Winters, den germanischen Nationen eine ebenso heilige, wie der Hochmittag des Sommers, unser heutiges Johannisfest. Die ganze Mythologie, die wir in den vorhergehenden Kapiteln betrachteten, war aus dem Grunde der Verehrung von Naturmächten erwachsen, d. h. die Germanen beteten anfangs nur die Sonne, die Wetterwolken, das Feuer und andere Elemente an. So mußte die Zeit, wo diese Mächte am deutlichsten hervortreten oder die größten regelmäßigen Veränderungen erfahren, als die heiligste gelten und zum erhabensten Feste werden. Der oberste Gott aber war, wie gezeigt, Wuotan. Er wurde nach seiner friedlichen Seite als Spender der Sonnenwärme und infolge dessen als Verleiher des Erntesegens verehrt. Sein Symbol war die Sonne, das Zeichen derselben ein Rad, und so hieß das in Rede stehende Fest, an dem man ihn gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin Frick, Holle oder Berchta, der mütterlichen Erdgöttin, in den Tagen der Wintersonnenwende ehrte, mit einem Worte, das noch jetzt im Friesischen ein Rad bezeichnet, der Juli.

So fand denn das Christenthum, als es in die weiten Waldregionen östlich vom Rheinstrome und nördlich von den Alpen eindrang, eine Art Sonnenanbetung vor, welche auch hinsichtlich der Zeit des Christfestes Anknüpfungspunkte für den neuen Glauben darbot. Wuotan war in seiner friedlichen Bedeutung die Sonne am natürlichen Himmel, Christus die Sonne am geistigen. Das Jubelfest fiel in die Zeit, wo durch das Zusammenfließen der Naturkräfte der Keim zur Sprengung des Winters mit seiner Starrheit vorbereitet wird und die Sonne die ersten Schritte dem Frühlinge entgegen thut. Das Christfest bedeutete den Zusammenfluß der in die Menschheit gelegten

göttlichen Kräfte in Eine Persönlichkeit und den Anfang zur Sprengung der Knechtschaft des Gesetzes und zur Wiederkehr eines Frühlings der Liebe und der Freiheit. So konnte das Christenthum lediglich die Erfüllung des im Heidenthume Geahnten, das Geburtsfest des Erlösers nur die Vergeistigung der alten Julfeier scheinen. Aus dieser Aehnlichkeit der heidnischen mit den christlichen Vorstellungen erklärt es sich zum Theil, daß von den ersteren mancherlei Einzelnheiten im Volksleben haften blieben, als die letzteren die alte Religion verdrängt hatten. Die Mythen, die früher von den Priestern im Tempel verkündigt worden waren, wurden im Kreise der Familie fortgepflanzt. Die Thaten der Götter und ihre Abenteuer existirten in Märchen, die Lehren von ihren Eigenschaften im Aberglauben fort, und der einst heilige Brauch ward als Zauberwerk, als Lustbarkeit oder gar als Posse und Mummenschanz, worin alle Erinnerung an die einstige Bedeutung verloren war, noch Jahrhunderte lang und bis auf die Gegenwart vom Volke geübt. Der Zauberstab Wuotans, des Wunschverleihers, wurde als Wünschelruthe fortgebraucht, und das Zeichen des Hammers Donars diente, in ein christliches Kreuz verwandelt, als magische Waffe gegen die bösen Mächte, deren Oberster einst Loke und jetzt Satan hieß. Der schlimme Loke selbst flüchtete sich in die Haut Reineke des Fuchses, dessen Leben voll von Anklängen an das Treiben jenes verschlagenen Spötters ist. Die alten Opfergesänge klangen aus Volksliedern und Kinderreimen wieder heraus, die Opferschmäuse setzten sich in den Kirmsen fort, und namentlich in der Weihnachtszeit, in welcher das Mittelalter ja ohnedieß vorzüglich das Wunderbare an der Geburt Christi feierte, tummelten sich bis auf unsre Tage die Götter des Julfestes, wenn sie auch allmählig zu Gespenstern und Fratzen geworden waren oder — um der Geistlichkeit nicht zum Anstoße zu gereichen, den Namen und die Haltung von Kirchenheiligen angenommen hatten.

Im Folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, die Gestalten des Julfestes aus der Vermummung herauszufinden, in welcher sie gegenwärtig durch die Decembernächte wandeln, und aus den Trümmern heidnischer Vergangenheit, die sich in

der christlichen Gegenwart noch vorfinden, das ursprüngliche Bild dieses Festes wieder aufzustellen.

Die heilige Zeit begann, nachdem die Ernte völlig eingebracht und die Bestellung der Wintersaat vollendet war. Sie war somit in ihrem Anfange einerseits ein Dank-, andrerseits ein Bittfest, an welchem Wuotan auf seinem weißen Rosse, gehüllt in einen weißen Mantel, von seiner Gemahlin, an einigen Orten wohl auch von Donar und andern das Feld segnenden Göttern begleitet, Opfer empfangend und die Saaten segnend durch das Land zog. Dieses Vorfest des Jul lebt noch jetzt allenthalben in Deutschland in den Kirmsen fort, und selbst die Erinnerung an jenen Umzug der übermenschlichen Mächte hat sich in einigen Strichen erhalten. Wir meinen damit zunächst den sogenannten Schimmelreiter, welcher in Norddeutschland sowie in einigen mitteldeutschen Landschaften bei allen ländlichen Festen, bei Hochzeiten, in den Fasten, zu Pfingsten (dem altheidnischen Frühlingsfeste), am Johannistage (dem großen Sonnenwendfeste unsrer Urväter), vor Allem aber in den Adventen eine Rolle spielt. Im Braunschweigischen wird diese wunderliche Gestalt dadurch gebildet, daß einem Burschen ein Sieb (wobei man an das heilige Sonnenrad denken kann) mit langer Stange an die Brust befestigt wird, an welcher sich ein hölzerner Pferdekopf befindet, worauf man das Ganze mit weißen Laken verhängt. In Schlesien wird der Schimmel durch drei Knaben dargestellt, von denen die beiden letzten die Hände auf die Schultern ihres Vordermannes legen, während der erste durch seine vorgestreckten Arme, die, wie das ganze wundersame Roß, mit einem Betttuche bedeckt sind, den Kopf des Thieres andeutet. Auf den Schultern des mittelsten sitzt der Reiter, gleichfalls weiß verhüllt. Er trägt in der Rechten einen Stab mit einem Siebe und unter dem linken Arme seinen Kopf, einen Kürbiß, in welchen Augen und ein Mund mit spitzen Zähnen geschnitten sind, durch die, hinter rothem, gewölbtem Papiere hervor, ein Licht strahlt. In Schwaben endlich, wo der Gebrauch zu Fastnacht stattfindet, besteht das Pferd aus einem vollen Getreidesacke, den zwei Bursche auf die Schulter nehmen,

und auf welchem ein dritter reitet. Auch hier ist die Erscheinung mit weißem Linnen verhangen.

Gewöhnlich tritt der Schimmelreiter in lärmender Gesellschaft auf. In Schlesien begleiten ihn Knaben mit Peitschen, mit denen sie vorher vor jeder Thür knallen, um die Hausbewohner herauszurufen, damit sie ihnen Kuchen — die einstigen Opfergaben an die Priester, die das Schauspiel aufführten — verabreichen. An andern Orten folgt dem Schimmelreiter der Bär (entweder das Attribut eines andern Gottes oder dieser selbst in Thiergestalt), dargestellt durch einen andern mit Erbsenstroh umwundenen Burschen, der an einem Stocke tanzt. In pommerschen Dörfern kommt der Klapperbock hinzu, ein Knabe mit einem hölzernen Ziegenkopfe, mit dessen unterer beweglicher Kinnlade geklappert wird, und welcher die Kinder stößt, welche nicht beten können. Der Bock aber war dem Donar heilig. In der Mark endlich schließen den abenteuerlichen Zug die Feien, junge Leute, die sich in Weiberröcke verkleidet und die Gesichter geschwärzt haben. Sie mögen die Diener der alten Götter vorgestellt haben.

In Schlesien hält der Schimmelreiter seinen Umzug um Martini. In Sachsen, namentlich zwischen Leipzig und Wittenberg, sagt man, wenn der erste Schnee fällt: „Der Märten kommt auf dem Schimmel geritten," und in mehrern mitteldeutschen Städten, z. B. in Dresden und Halle, werden zu dieser Zeit die sogenannten Martinshörnchen, die dem Kopfschmucke des Ziegenbockes gleichen, gebacken. In Holland und der Mark erscheint der heilige Martin selbst, um den Kindern zu bescheeren. In Halle bringt er den Kleinen Most und jene Hörnchen. In Schwaben endlich zieht er als Pelzmärte zu Weihnachten herum, um mit seinem Zottelkleide, seiner Ruthe und seinem geschwärzten Gesichte die Jugend zu schrecken und zu beschenken.

Entsinnt man sich nun, daß der Ziegenbock im Volksmunde Märten heißt, und hält man damit zusammen, daß den Schimmelreiter im Norden der Klapperbock begleitet, sowie daß der heilige Martin der Legende gleich dem alten Wuotan auf einem weißen Rosse sitzt, einen Mantel trägt und den Bock zum Attribute hat, so bleibt kaum noch ein Zweifel übrig, daß der vom

Alterthume verehrte Himmelsgott sich in der einen Gegend in den ritterlichen Kirchenheiligen, in der andern in eine Spukgestalt und wieder in einer andern sogar in jenes Thier verwandelt hat, welches sich auf Erden zuerst eines Kinnbärtchens erfreute, oder mit andern Worten, daß es Wuotan ist, der die Opfermahlzeiten und Erntefestlichkeiten besucht, wenn heutzutage Sanct Martin oder sein possierlich-fürchterlicher Namensvetter, der Pelzmärte, in den Adventen oder zu Weihnachten umgehen. Aber es sind noch weit deutlichere Spuren der alten Feier übrig.

In einigen Strichen Norddeutschlands heißt der Schimmelreiter selbst, in andern der ihn begleitende Bär Knecht Ruprecht. Das aber ist jener kinderängstigende und kindererfreuende Alte, der in Westschlesien, Sachsen und Thüringen, wo der weiße Reiter nicht mehr erscheint, auch für sich allein auftritt, um die etliche Wochen später stattfindende Weihnachtsbescheerung anzukündigen. Er trägt eine Larve mit einem Barte aus Hobelspänen, einen Pelz mit Schellen behangen, eine Ruthe für die ungezogenen und einen Sack mit Aepfeln und Nüssen für die frommen Mädchen und Knaben. Kommt er dießmal allein, so erscheint er in Sachsen am Tage der Bescheerung zu Weihnachten als Begleiter des Christkindes oder des „heiligen Christ", als dessen Diener er angesehen wird, um den Tannenbaum anzuzünden und den Tisch mit Geschenken zu belegen, wobei er indeß den Kindern unsichtbar bleibt. Er ist aber nur von der Kirche zum Knechte und zum Popanz herabgewürdigt worden. Ursprünglich war er, gleich dem Pelzmärte, ein hoher heiliger Gott, und zwar, wie sein Name Ruprecht, Hruodperaht, d. i. Ruhmespracht, rathen läßt, kein anderer als der strahlende, ruhmreiche, gewaltige Göttervater Wuotan. Daß aber solche Verwandelungen möglich waren, erklärt sich mit Leichtigkeit durch die im ganzen Mittelalter sichtbare Lust des Volks an Mummenschanz, an welche die Geistlichen sich nur zu wenden brauchten, um das einst Verehrte zur lächerlichen Grimasse verkehrt zu sehen.

Diese Gestalten haben ihren Tummelplatz vorzüglich in den protestantischen Gegenden Deutschlands. In den katholischen verhält es sich zum Theil anders. In Schlesien tritt im Osten,

wo die Katholiken dichter beisammen wohnen, an die Stelle des Ruprecht der alte Joseph, und im Süden und Nordwesten erscheint statt seiner der Bischof Nikolaus. Wo letzterer Name auch in protestantischen Ländern in Gebrauch gekommen ist, da ist es eben nur der Name, nicht die Person und das Wesen, welche sich verändert haben. In Mecklenburg der Rauhe Klaus oder Ruklas, in Braunschweig, Hannover und Westphalen Bullerklas oder Aschenklas genannt, geberdet er sich ganz so wie der mitteldeutsche Ruprecht, und in einigen Strichen kommt er sogar zu Pferde, ja auf dem Schimmel angeritten. Im Südosten dagegen, in Oestreich, Baiern und der Schweiz, sowie im Elsaß und in einigen schwäbischen Orten ist er lediglich der kinderfreundliche Kirchenheilige. Er tritt im bischöflichen Ornate auf, und von seinen Begleitern ist der eine ein Engel. Der andere Begleiter aber, im Elsaß Hanstrapp, in Baiern Klaubauf, in Oestreich Grampus, in Steiermark Bartel genannt, zeigt deutlich, daß es auch hier der Kirche nicht ganz gelang, das heidnische Wesen zu bannen. Allerdings hatte sie die Macht, die Hauptperson des Götterzugs der Julzeit, den segenspendenden Himmelsgott Wuotan, durch einen Kalenderheiligen zu verdrängen, und die nebenher gehenden Feien in einen Engel des christlichen Himmels zu verkehren. Eine andere Begleiterin des Gottes jedoch mußte sie dem Volke, wenn auch nicht zur Verehrung, doch zur Kurzweil lassen. Der Bartel, der in Pelz vermummt ist, eine Larve mit langer rother Zunge vorgebunden, Hörner auf dem Kopfe, eine Ofengabel oder eine Ruthe in den mit Ketten gefesselten Händen und einen Tragkorb auf dem Rücken hat, in welchem er die bösen Kinder entführt, ist schwerlich ein frommer Bartholomäus; er ist vielmehr die Gemahlin Wuotans, die an manchen Orten an dem Feste der Wintersonnenwende mit ihm herumzog: die Göttin Perchta oder Bertha, die im Laufe der Zeit zum Berthold und endlich zum Bartel wurde. Diese Deutung hat durchaus nichts Gezwungenes. Die teufelmäßige Ausstattung der leuchtenden Göttin wird nach dem Vorhergehenden Niemand unbegreiflich finden. Die Metamorphose aber, in welcher das weibliche Geschlecht gegen das männliche vertauscht wird, kommt auch sonst im Bereiche der deutschen

Mythologie vor, und war hier geradezu geboten, da Bischof Nikolaus, in den sich Gott Wuotan verloren, als katholischer Priester keine Frau haben, ja schicklicherweiser nicht einmal mit einer weiblichen Person umherziehen konnte. Besondere Wichtigkeit aber hat der Umstand, daß in Obersteiermark zugleich mit dem Nikolaus die sogenannte Habergais erscheint. Sie wird durch vier Mann gebildet, welche dicht hinter einander hergehen, sich bei den Schultern an einander halten und wie der Schimmelreiter mit weißen Tüchern bedeckt sind. Der vorderste hält einen hölzernen Ziegenkopf empor, dessen untere Kinnlade beweglich ist, und womit geklappert wird. Hier haben wir ganz deutlich die Verschmelzung des norddeutschen Schimmelreiters mit dem Klapperbocke, die Erinnerung an den Bock, der den heiligen Martin begleitet, kurz, einen unabweisbaren Fingerzeig nach allen Spuren heidnischer Ceremonieen in den Sitten vor, welche heutzutage in den Adventen beobachtet werden.

Alle diese dramatischen Aufführungen der Adventszeit, der Schimmelreiter, der Ruprecht, der heilige Martin und der Bischof Nikolaus mit seinen Gesellen, sind lediglich Nachklänge eines Vorspiels zur eigentlichen Julfeier. Diese selbst fiel, wie bemerkt, auf die sogenannten zwölf Nächte, d. h. auf die Zeit vom jetzigen Weihnachtsabende bis zum gegenwärtigen Dreikönigstage (der einst der Perchta speciell geweiht war) oder auf die Periode der Wintersonnenwende.

Nach der Sage hatte Odin selbst in Schweden drei große Opferfeste gestiftet: eins im Sommer für den Sieg, eins im Herbste als Dank für die Ernte und eins im Mittwinter für das Gedeihen der Aussaat. In Norwegen verschmolzen diese Opfer in den Julgelagen, bei welchen der erste Becher dem Odin als Siegverleiher, der zweite dem Niord und Freir als Spendern des Erntesegens und der dritte dem Bragi, dem Gotte der Dichtkunst, getrunken wurde. In Deutschland dürfte es in ähnlicher Weise gehalten worden sein, und wiewohl auch auf den ersten Mai und auf den Mittsommertag hohe Feste fielen, war der Jul doch ohne Zweifel das inhaltreichste und heiligste darunter. Es war ein Fest, das zwar vorzugsweise dem obersten Gotte, neben ihm aber auch allen übrigen himmlischen Gewalten galt, ein Fest

des Friedens, der heiligen Stille und der andächtigen Freude, die indeß in der Periode, wo das Heidenthum verblich, in lärmende Lust übergegangen zu sein scheint. Während desselben enthielten die Frommen sich jeder nicht unumgänglich nothwendigen Arbeit. Die Häuser wurden gesäubert und wahrscheinlich mit grünen Reisern geschmückt. Allenthalben sah man das Zeichen Wuotans, das Rad. Sein Sieg über den Winter wurde durch dramatische Darstellungen, Tänze und Wettgesänge gefeiert. Opferthiere wurden geschlachtet, Opferkuchen von besondrer Form gebacken und auf den Hügeln und Bergen, die ja bei allen Nationen Wohnstätten der Götter waren, loderten festliche Feuer.

Von allen diesen Gebräuchen haben sich Reste erhalten, mehr oder minder verstümmelt und verdreht, aber immer hinreichend, um uns ohne Aufwand von allzuviel Scharfsinn und ohne gewaltsame Schlüsse das ursprüngliche Gemälde wieder gewinnen zu lassen. Die einstige Heiligung der Feiertage durch Enthaltung von Arbeiten ist dadurch angedeutet, daß in verschiedenen Gegenden der Aberglaube herrscht, es dürfe in den zwölf Nächten nicht gesponnen werden und Zuwiderhandelnde würden von Frau Holle oder Perchta gestraft. Der Forderung des Festes, daß das Haus gefegt und geschmückt werde, wird noch jetzt auf dem Lande mit besonderer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit entsprochen, und ist in Obersteiermark die Stube des Bauern am Abend vor dem Christfeste nicht gebührlich gesäubert, so kommt flugs die Perchtel, schneidet den trägen Mägden den Bauch auf und stopft den Kehricht des Gemachs hinein, weshalb sie Besen, und damit der Schnitt wieder zugenäht werden kann, Nadel und Scheere bei sich führt. In andern Gegenden raubt sie den Häusern, die nicht rein gemacht sind, wenn der Weihnachtsabend erscheint, die Kinder. Wieder in andern endlich untersucht sie, in die Mutter Gottes verwandelt, die Küche, nnd weicht von den Familien, die in der heiligen Zeit den Herd nicht gehörig aufgeräumt haben. War die Ordnung für die Festtage hergestellt, so durfte sie nicht gestört werden. So oft der Tisch in den Rauhnächten, wie die zwölf Nächte auch bezeichnet werden, verrückt wird, so oft, sagt der Aberglaube, donnert es im folgenden Jahre über dem Hause. Die Ruhe mußte ferner während der Periode

vor jeder Unterbrechung durch auffallendes Geräusch bewahrt werden, und wer durch heftiges Zuschlagen der Thüren die Weihnachten entweiht, hat zu gewärtigen, daß ihm der Blitz ins Dach schlägt.

Auch von den Julschmäusen haben mannichfache Spuren die Zerstörung der Jahrhunderte überdauert. In England und Skandinavien herrscht am Christtage eine ganz besondere Gastlichkeit. In Deutschland hat sich das Andenken an die einstigen Opfergelage, bei denen jedenfalls bestimmte Speisen aufgetragen wurden, durch die Gerichte bewahrt, die an dem Christ-, Sylvester- und Dreikönigsabend, häufig mit der abergläubischen Erwartung, daß sich an ihren Genuß ein geheimnißvoller Segen knüpfe, nach alter Sitte bereitet werden.

So wird in Leipzig am Weihnachtsabend in allen Familien Heringssalat gegessen, und die Wirthe der Wein- und Bierhäuser spenden ihren Gästen dieses Gericht gratis, indem damit der Glaube verbunden wird, daß die Beobachtung dieses Gebrauchs Glück bringe. So kommt im Voigtlande zu dem, der am Dreikönigstage keine Mauke oder Pohse — ein dicker Mehlbrei, über den man Syrup gießt — gegessen hat, die Werre (ein anderer Name der Perchta), schneidet ihm den Leib auf, füllt Häckerling hinein und näht die Wunde mit Pflugschar und Wagenkette wieder zu. So thut im Saalfeldischen die Berchta desgleichen dem Frevler, der es unterläßt, zu Sylvester Klöße und Hering zu essen. So muß in den Strichen an der Mittelelbe, zwischen Dresden und Wittenberg, zu Neujahr Hirse und wäre es auch nur eine Suppe gekocht werden, weil der, welcher sie genießt, in den folgenden zwölf Monaten immer Geld hat. Dasselbe verheißt der Aberglaube in Schwaben dem, der am genannten Tage gelbe Rüben ißt. In Steiermark giebt die Hausmutter Karpfen und einen Honigstrudel, in der Umgebung von Hirschberg und Liegnitz „schlesisches Himmelreich," d. h. geräuchertes Schweinefleisch und Backobst, in Mähren Mohnknödel, in der Lausitz Karpfen mit Hefenklößen als Mittagsbrot. In der Uckermark trägt man während der Rauhtage grünen Kohl mit Lungenwurst oder noch häufiger mit Schweinskopf auf — der Kopf des Julebers, auf den die skandinavischen Helden an diesem Feste Ge-

lübde ablegten, und welcher noch jetzt in England das Hauptgericht der Weihnachten bildet.

Es sind dieß alles, wie angedeutet, Opferspeisen, und ein Theil davon mußte den Göttern hingestellt werden. Dieß geschieht denn auch noch heutzutage, wenigstens an einigen Orten. Ein Beispiel davon ist die oberkärnthnerische Sitte, am Dreikönigsabende Brot und gefüllte Nudeln auf dem Küchentische stehen zu lassen, damit die Perchtel, wenn sie durch das Haus geht, sich davon zulangen könne. Dasselbe war früher in Steiermark Gebrauch, und in Schlesien bleibt während der Christnacht der Tisch gedeckt, damit die Engel (einst wohl die Götter) sich von den Speisen nehmen können.

Auch besondere Gebäcke sind zu Weihnachten gebräuchlich, und diese lassen sich ebenfalls auf den alten Opferdienst zurückführen. Man weiß mit Bestimmtheit, daß Bilder der germanischen Götter und der ihnen heiligen Thiere von den Frauen aus Teig geformt und in den Tempeln gebacken wurden. Namentlich war dieß mit dem Eber, der dem Freir oder Fro heilig war, der Fall, der auch, wie bereits bemerkt, am Julfeste wirklich geopfert wurde. Bis auf die neueste Zeit dauerte in Schweden der Gebrauch, am Julabende Brot und Kuchen in Ebersgestalt zu verbacken. Dieser goldborstige Eber läßt sich aber auch in Deutschland aufspüren. Nach dem thüringischen Volksglauben bekommt der, welcher sich am Christabende bis zum Einbruche der Nacht der Speise ganz enthält, ein goldenes Ferkel zu Gesicht — d. h. es wurde vor Alters ein solches Ferkel zum Nachtessen aufgetragen. Noch jetzt verkaufen die Lebküchler auf dem Dresdner Striezelmarkte, der in die Weihnachtswoche fällt, Pferde und Ruprechte aus Pfefferkuchenteig. In Schwaben hat man zu Nikolai Hanselmänner und zu Weihnachten Springerle, ein Backwerk, auf welches Thier- und Menschenbilder gepreßt sind. Der Martinshörner ist bereits als hierher gehörig gedacht worden. Ebenso kann an die märkischen Perekens, d. h. Pferdchen erinnert werden, und ebenfalls nicht ohne Bedeutung für unsern Zweck sind die ostfriesischen Nüjahrskaukjes, dünne Kuchen mit dem darauf gedruckten Bilde eines Pferdes.

Man hat aber auch gediegenere Neujahrs- und Weihnachts-

bäckereien. In Nord- und Mitteldeutschland herrschen die Striezel oder Stollen, in Sachsen zuweilen auch Butterzöpfe, in Thüringen Schüttchen geheißen; im Süden dagegen erquickt man sich an einem Gebäck aus gedörrten Birnenspalten, Rosinen, Feigen und ähnlichen Süßigkeiten, welches vom Nikolaustage bis Epiphanias gegessen und im schwäbischen Gebiete Huzelbrot, im bairisch-östreichischen Klözenbrot oder Klozenscherzen genannt wird.

Zum Schluß dieses Versuchs, den Küchenzettel der Urweihnachtsfeier zu errathen, dürfen auch die Fastenbrezeln nicht unerwähnt bleiben. Sie sind zwar gegenwärtig kein eigentliches Weihnachtsgebäck, sondern gehören in die Osterzeit. Der Umstand aber, daß sie von Neujahr ab verkauft werden und daß sie augenscheinlich die Form eines Rades mit vier Speichen haben, läßt den Schluß, daß sie in der heidnischen Julzeit ihren Ursprung haben, nicht zu gewagt erscheinen.

Fragen wir nach ferneren Resten der alten Gestalt des Festes, so sind die Feuer, welche dereinst in den zwölf heiligen Nächten zu Ehren der Götter auf den Bergen Deutschlands und des ganzen Nordens flammten, allerdings bei uns erloschen. In Schweden und Norwegen jedoch sind sie noch allgemein, und daß sie noch vor nicht gar langer Zeit am Rhein und an der Mosel, in Westphalen und auf dem Flachlande an der Schelde loderten, ist mit Bestimmtheit nachzuweisen. In England wird von den Farmern und Dorfedelleuten noch beinahe überall in den Weihnachten ein festliches Julfeuer im Kamine unterhalten. Wer kennt nicht Washington Irving's köstliche Schilderung dieses und anderer Gebräuche der angelsächsischen Christfeuer? Sobald das Haus mit Immergrün oder Stechpalmenzweigen geschmückt und der altheilige Mistelzweig an der Decke aufgehangen ist, wird der Julblock angezündet. Er besteht gewöhnlich in der knorrigen Wurzel eines starken Baumes und muß die ganze Festzeit hindurch brennen. Ein Stückchen des einst heiligen Brandstoffs wird aufgespart, um damit den Julblock des nächsten Jahres in Brand zu setzen. Zur Zeit der Königin Elisabeth lag dieser Klotz meist in der Mitte der großen Halle, und die Glieder des Hauses ließen sich der Reihe nach auf ihm

nieder, sangen ein Weihnachtslied und tranken auf ein glückliches Neujahr.

Eine andere aus dem Heidenthume stammende Sitte ist das Scheibentreiben, das in Süddeutschland sehr verbreitet ist, und dem der norddeutsche Gebrauch entspricht, angezündete Räder von Anhöhen hinablaufen zu lassen. Scheibe wie Rad sind Symbole der Sonne. Merkwürdig ist auch die Wepelrot im Sauerlande. Dieselbe ist ein Rad aus Weidenruthen, die Nabe schmückt ein breites Goldblech, von dem dichte Stäbe strahlenartig nach dem Rande zu gehen. Die Speichen ragen über die Felgen hinaus und sind an den Enden mit Aepfeln besteckt. Die Wepelrot (d. h. Weisenrad) wird zu Neujahr guten Freunden oder geliebten Mädchen auf die Diele oder ins Fenster geworfen, worauf der, welcher ihnen auf diese Weise huldigte, sich rasch davonmacht. Was hier zu Grunde liegt, wird sich nicht leicht entziffern lassen. Nicht unwahrscheinlich ist indeß, daß dieses verzierte Rad dereinst in feierlichem Umzuge umhergetragen und schließlich als heilbringendes Symbol der Sonnenscheibe besonders angesehenen Männern oder Frauen übergeben wurde.

Ein dritter bedeutungsvoller Rest der Ceremonieen beim Julfeste ist der Kampf zwischen Sommer und Winter, der in Obersteiermark und in etlichen Strichen Norddeutschlands zu Weihnachten und an einzelnen Orten Niederschlesiens bereits beim Erntefeste aufgeführt wird. Es ist dieß ein Wettgesang zwischen dem grünen Sommer, der durch ein weißgekleidetes mit Bändern und Blumen aufgeputztes Mädchen dargestellt wird, und dem in Pelz gehüllten oder in Stroh verpackten Winter, welcher unterliegt. Bei der Beziehung Wuotan's auf die sommerliche Seite des Naturlebens dürfen wir in dieser halbdramatischen Aufführung ein den Begriffen der Gegenwart angepaßtes Loblied auf den Gott erblicken. Ebenso weist die englische Sitte, zu Weihnachten das Haus mit grünen Zweigen zu zieren, auf den Licht und Leben spendenden Besieger des Winters hin. Ja selbst der kerzenstrahlende Tannenbaum, der unsern Weihnachtstisch ziert, mag sich auf das Heidenthum zurückführen lassen. Wie es am Sonntage Lätare in Schlesien Gebrauch ist,

bei dem festlichen Umzuge zu Ehren des wieder nahenden Sommers buntgeschmückte Tannenzweige, die Sommer genannt, in der Hand zu tragen, und wie an mehreren Orten der Sommer sogar ein Tannenbaum ist, welcher der Schaar der Feiernden, die jetzt freilich auf Kinder und Knechte zusammengeschmolzen ist, vorausgetragen wird, so könnte auch die zu Weihnachten aufgepflanzte grüne Tanne gegenüber dem Eise und Schnee der Jahreszeit als Andeutung der aus weiter Ferne nun wieder umkehrenden Macht des Frühlingsgottes aufgefaßt werden. Die Gaben unter dem Baume, die jetzt den Kindern gehören, galten dereinst dem Gotte. Aepfel und Nüsse, mit denen die Zweige behangen sind, sind Fruchtopfer und vielleicht zugleich Symbole der zeugenden Kraft. Die Vergoldung derselben ist gleichfalls eine gewöhnliche Zierde heidnischer Opfer. Sie versinnbildet das Licht, und dieses wieder das Geistige, Göttliche im Gegensatze zur dunkeln Natur. Einen Gegenstand mit Gold überziehen oder auf Goldgrund malen, war dasselbe. Es hieß ihn heiligen, in die Religion des Aethers erheben und damit unter die himmlischen Dinge versetzen.

Bei jenem Wettgesange, in welchem der Sommer den Winter besiegt, sowie in jener Sommerfeier am Sonntage Lätare, tritt allerdings der Gott selbst, der in der Vorzeit damit geehrt wurde, nicht auf. Jedenfalls aber gab es noch andere Darstellungen, bei welchen er eine Rolle spielte. Hiervon findet sich eine sehr deutliche Spur in England. In Yorkshire nämlich, sowie in einigen Strichen der Grafschaften Kent und Northumberland, wird im Herbst und zu Weihnachten der Schwerttanz aufgeführt. Derselbe heißt auch der Riesentanz. Die Hauptperson, die dabei auftritt, trägt noch jetzt den Namen Woten, und seine Frau wird bis heute wie vor zwölfhundert Jahren Frigga genannt. Vermummt treten sie mit ihren Begleitern in den Reigen, wobei um den Hals eines Knaben Schwerter geschwungen werden. Nun sind aber die gottesdienstlichen Gebräuche jeder Religion dramatisch lebendige Vergegenwärtigungen einer oder der andern Hauptthat des Gottes, gerade so wie die Lobgesänge gewöhnlich eine solche That zum Gegenstande haben. Daß jener Riesentanz eine nur wenig ver-

änderte religiöse Ceremonie der angelsächsischen Wodansverehrung ist, leidet von vornherein keinen Zweifel. Daß er aber ein Rest der alten Julfeier ist, könnte schon aus der Zeit geschlossen werden und wird noch klarer, wenn man damit das ebenfalls in England noch hin und wieder vorkommende Spiel von Sanct Georg dem Drachentödter vergleicht. Bei diesem sind die Theilnehmer gleichfalls mit Schwertern bewaffnet, und es wird entweder blos eine Ballade vom Kampfe des Ritters mit dem Lindwurm gesungen, oder es wird ein vollständiges kleines Schauspiel aufgeführt, in welchem Georg zuerst den Drachen Jack, sodann einen Türken und schließlich den Riesen Rupin erlegt und sich dadurch Schön=Sabra, des Königs in Aegypten Tochter, erwirbt.

Allerdings ist es hier zunächst der Kirchenheilige, welcher diese Heldenthaten verrichtet. Beginnt man aber zu vergleichen, so stellt sich bald heraus, daß er lediglich ein aus dem Zusammenflusse altheidnischer Erinnerungen entstandener und mit mittelalterlichen Vorstellungen vermischter Charakter ist. Wie der mit den Riesen zum Fischfang fahrende Thor durch das Christenthum mit Petrus dem Menschenfischer verschmolz, wie auch andere Asen zu Aposteln wurden, wie eine Menge von Zügen und Attributen der Freia auf Maria, die Mutter Gottes, übertragen wurden, und wie St. Martin und St. Nikolaus vielleicht Fro, wahrscheinlicher aber Wuotan nach seiner friedlichen Seite, als Segenspender, waren, so ist St. Georg vielleicht Thor, vielleicht aber auch Wuotan als Kämpfer und Ueberwinder. Die Tödtung des Lindwurms ist eine That, welche in den Sagen fast aller Völker wiederkehrt. Bald ist es ein Gott, bald ein bloßer Held, der sie verrichtet. Auch die Germanen hatten solch' eine Mythe. Die Schlange versinnbildet das Wasser in seinen Buchtenbeugungen und Flußkrümmungen, die Kälte den nassen und nebligen Winter. Der Sieg des Gottes über sie, den die germanische Naturreligion feierte, ist der Triumph der Sonne über den Winterhimmel. In der Edda freilich wird dieser Kampf mit der Weltschlange dem Thor zugeschrieben. Im religiösen Sagenkreise der deutschen Germanen scheint die That gleich den Werken, Attributen und Erlebnissen

anderer skandinavischer Götter — die ja bei genauerer Erwägung als bloße Ablösungen oder Glieder der in Odin, dem „Göttervater", ausgedrückten Idee des siegreichen Lichtes erscheinen — auf Wuotan übertragen worden zu sein, und im Lichte dieser Vermuthung betrachtet, ist der heutige englische Drachenkampf, bei dem zum Ueberfluß ein „Vater Weihnacht" mit Stechpalmenzweigen, dem symbolischen Grün, geschmückt und ähnlich dem sächsischen Ruprecht herausstaffirt, eine Rolle spielt, nichts anderes als unsere Wettgesänge zwischen Winter und Sommer, die in der roheren und kriegerischen Zeit gewiß ein Wettschlagen waren. Der Riesen- und Schwerttanz Englands aber wäre dann die ältere und reinere Form dieser Ceremonie des heidnischen Weihnachts- oder Julfestes. Frigga war dabei schwerlich blos als stumme Person gegenwärtig, sondern mochte in die Handlung tief verflochten sein. Wahrscheinlich wurde sie von Woten aus der Gewalt des Riesen und Drachen erlöst, ganz wie der hörnene Siegfried die Königstochter und ganz wie Ritter Georg Schön-Sabra befreite. Dieß gäbe einen sehr guten Sinn, da Frigga ursprünglich die Erde war, welche in der Weihnachtszeit in den Banden des Winters gefangen liegt. Der Knabe endlich, um dessen Hals beim Schwerttanze die Schwerter geschwungen werden, könnte Sinnbild der Schlange sein, gleichwie auf alten Bildern vom Sündenfalle die Paradiesesschlange einen Menschenkopf, ja selbst volle Menschengestalt hat.

Nachdem wir nun unsre Absicht, aus den hier und dort zerstreuten Trümmern der Urweihnacht ihre einstige Gestalt zu errathen, theilweise durchgeführt haben, scheint es an der Zeit, zu fragen, wie der Gott, der dabei hauptsächlich verehrt wurde, sich zu seinen Verehrern, die ihn durch Säuberung und Ausschmückung des Hauses, durch stilles Verhalten, durch Opferschmäuse, Lobgesänge und mimische Tänze feierten, während der „Zwölf Nächte" des eigentlichen Julfestes verhielt? Die Antwort lautet: So viel das Fest selbst heiliger war als sein Vorspiel zu Martini nach vollendeter Ernte und Wintereinsaat, so viel erhabener und wunderbarer mußte auch die Erscheinung Wuotan's bei dem ersteren sein. Vorher als Schimmelreiter

durch das Land ziehend, jagte er jetzt droben durch die Luft hin. Vorher inmitten der Gläubigen erscheinend, ihre Gebete anhörend und ihre Opfer empfangend, zeigte er sich nun blos noch in hehrer Ferne, hoch am Himmel und in einer mehr Furcht und Staunen erweckenden Weise. Bei nächtlicher Weile unter Sturmeswehen und Wolkenflug fuhr er mit seinem Gefolge von Göttern und vom Wahlplatze in sein Walhalla gerufenen Helden über den düsteren Himmel, und andächtige Schauer ergriffen den, der das hehre Gebilde sich zu Häupten dahinschweben sah.

Auch hiervon enthält der Aberglaube unsres Volkes eine Andeutung, die, im Zusammenhange mit dem Vorigen betrachtet, helles Licht auf diesen Zug des alten Julfestes wirft. Das wüthende Heer, welches — wie oben gezeigt — in allen Gegenden Deutschlands, in Westphalen wie in Steiermark, in Mecklenburg und Pommern wie drunten in Schwaben ein Schrecken der Abergläubigen ist, hat seinen Namen nicht von der in Wuth ausgearteten Jägerlust, von welcher manche Sagen späteren Ursprungs es beseelt sein lassen, sondern von Wuotan, ja es heißt in Schwaben wörtlich noch Wuotesheer. Die Erzählung vom wilden Jäger Hakelberg, der in demselben die Hauptrolle spielt, die Hirsche und Hunde, das Peitschenknallen und Jagdhallo, sind mittelalterliche Umbildungen einer Anschauung der heidnischen Urzeit; die Erklärung des Ganzen aber durch Uhus und andere Nachtvögel ist die ungeschickteste, die sich finden ließ.

Daß sich's in der That damit so verhält, wie angegeben, läßt sich durch mancherlei Beweise darthun. Für uns aber ist der Umstand genügend, daß die wilde Jagd, der Helljäger, die wilde Fahre, das Nachtgejaid, das wüthende Heer oder der Breithut zwar auch zu andern Zeiten des Jahres, z. B. am Samstag zwischen Charfreitag und Ostern und in der Nacht vor Pfingsten erscheinen soll, seine eigentliche Stelle aber in den Zwölften, d. h. vom Weihnachtsabende bis zum Dreikönigsfeste hat. Bei dieser Heimsuchung seiner Anbeter, die man sich in ihrer Ursprünglichkeit also nicht als wüste rasende Hetzjagd, sondern als feierlichen, wenn auch schauerlichen Umzug, ähnlich dem Wandern monddurchbrochner Wolkenschichten über einen

matterleuchteten Nachthimmel, zu denken hat, nahm Wuotan die Opfer entgegen, die man ihm darbrachte. Als Beweis dafür kann die merkwürdige Sage gelten, daß vom Besitzer des Helhauses zu Ostenholz im Hannöverschen alljährlich am Christabende eine Kuh, die seit Martini besonders gedieh, herausgelassen werden mußte und vom Helljäger mitgenommen wurde. Der Helljäger war Wuotan, der von den trotzigen Sachsen noch lange nach ihrer Unterwerfung unter das Kreuz der Heidenbekehrer insgeheim verehrt wurde, und das Thier, welches er in der umgetauften Julnacht mit sich nahm, war sein Opfer.

Neben Wuotan war, wie bereits mehrfach bemerkt, seine göttliche Gemahlin in den zwölf Nächten des Julfestes vorzüglich Gegenstand der Verehrung. Der englische Schwerttanz läßt sie, wie gezeigt, noch heute mit ihrem alten Namen Frigga auftreten, und in Nord- wie in Süddeutschland lebt wenigstens unter Bauern und Kindern der Glaube, daß Frick, Gode oder Herten, Frau Holle oder Perchta, wie sie nach der Landschaft gerade heißt, in der Weihnachtszeit ihren Umzug halte. Im Meißnerlande scheint sie völlig verschwunden zu sein. Im alten Sachsenlande dagegen, d. h. in Westphalen, Hannover und Braunschweig, jagt Frick oder Fru Gauden an der Spitze des wilden Heeres noch immer über das nächtliche Gefilde hin. In Thüringen, wo der Name Holle vorherrscht, fährt sie an dem einen Orte mit den Seelen der verstorbenen Kinder, an dem andern mit den unholden Hulden durch's Land. Fast allenthalben aber, nördlich wie südlich, mustert die zur Spukgestalt gewordene Göttin die Haushaltungen und namentlich die Spinnstuben und Küchen; denn der Flachs stand unter ihrer besondern Obhut, und Rocken und Herd, die einfachsten Symbole weiblicher Thätigkeit, sind ihr heilig.

Wie in Thüringen als Holle, so erscheint die Gemahlin Wuotan's in Süddeutschland als Perchta oder Perchtel in doppelter Gestalt, bald gut, bald furchtbar, was sich daraus erklären mag, daß im Laufe der Zeit die Vorstellung von der Göttermutter Frigga und die Erinnerung an die grausige Todesgöttin Hel oder Hellia in ihr verschmolzen, vielleicht aber auch daher zu leiten ist, daß das Bestreben der christlichen Geistlichen, die

freundlichen Götter des Heidenthums in teuflische Scheusale zu verwandeln, an dem einen Orte mehr, an dem andern weniger Erfolg hatte. Bald nämlich tritt die Perchtel als verklärte Hausmutter, freundlich und mild, bald wie beim Vorspiel der Weihnachtszeit als scheußliches fratzenhaftes Gespenst auf. Professor Weinhold in Gratz, dessen verdienstliches Buch: „Weihnachtsspiele aus Süddeutschland und Schlesien" diesem Theile unserer Darstellung zur Grundlage dient, theilt davon interessante Beispiele mit. Die Perchtel bescheert den Kindern in einigen Gegenden Schwabens zu Nikolai, in Obersteiermark am Thomasabend, in Untersteiermark am Christabend. Im Salzburgischen tritt sie als schöne Frau auf, trägt ein blaues Kleid und einen Schellenkranz, tanzt und singt.

Gegen diese heitere Erscheinung und dieses Spenden von Geschenken sticht die Art und Weise, auf welche die Göttin der Vorzeit gegenwärtig in Kärnthen auftritt, auffallend ab. Im Möllthale ist sie ein vollkommener Popanz. Hier zieht sie am Vorabende ihres Tages, des Großen Neujahrs- oder Dreikönigstages unsres Kalenders, sowie am Nachmittage desselben nach dem Segen von Haus zu Haus. Sie hat gewöhnlich einen Pelz umgeworfen. Ihr Gesicht ist durch eine häßliche Holzlarve verstellt, und über dem Rücken hängt ihr eine große Kuhglocke. Mit tollen muthwilligen Geberden springt sie in den Stuben herum, verfolgt die Leute, fragt wie Ruprecht, ob die Kinder gefolgt haben und fleißig und artig gewesen sind, und sammelt schließlich Gaben, indem sie dabei mit wüstem Gekreische den Spruch herausstößt:

„Kinder oder Speck,
Derweil geh' ich nit weg!"

Diese Mummerei ist aber nur die Darstellung eines im Aberglauben des hiesigen Volkes lebenden Gespenstes, der „Wilden Perchtel," die an ihrem Tage selbst in die Häuser dringen soll. So z. B. machten einst bei Schwager in der Innerfragant — einer Abzweigung des Möllthales — die Kinder am Morgen des Dreikönigstages sehr viel Spektakel. Da ist die Wilde Perchtel hereingefahren als grausliches Weib mit einem Tiger-

mantel und ohne Kopf. Hätten die Kinder — erzählt die Sage — nicht geschwinde ein Vaterunser gebetet, so würde der Spuk sie mitgenommen haben. — Beim Sagler ferner in demselben Thale war einst am Dreikönigsfeste eine Gesellschaft mit Kartenspielen beschäftigt. Da kam plötzlich die Perchtel als grauer Wuzel. Man vertrieb sie zwar durch Sprengen von Weihwasser, aber sie ließ einen garstigen Gestank zurück. Am andern Orten erschien sie als Labdrüster, d. h. als kegelförmiger Haufe laubiger Baumäste, die auf dem Felde wie die Heu- und Getreideschober aufgeschichtet zu werden pflegen, und ihre Augen waren so groß wie Fensterscheiben.

Um sie an ihrem Tage vom Eindringen in die Gehöfte abzuhalten, räuchern abergläubische Leute Alles tüchtig mit Weihrauch ein und malen allenthalben das Zeichen des heiligen Kreuzes hin. Beim Kometen in Fragant hat man diese Vorsichtsmaßregeln einmal unterlassen, und siehe da, gleich kam des Nachts die Wilde Perchtel und holte einen Menschen aus dem Bette fort. Des Morgens brachte sie ihn todt wieder. Zwischen seinen Fingern und Zehen fand man Blumen, die Niemand kannte. Da ist sie — sagen die Leute — mit dem Gespenste wohl in fernen Landen gewesen; vielleicht aber auch in einem unterirdischen Garten, gleichwie der Ritter Tannhäuser im Venusberge bei der Frau Holle. Ein ganz ebenso unheimliches Wesen ist die Berchthöldere in Schwaben, die Hildeberte in Franken und die Spillaholle (d. h. Holle mit der Spindel), die ebenfalls hauptsächlich in der Weihnachtszeit spuken und, wie leicht zu sehen, ein und dieselbe Person sind.

Zu beachten ist die Schelle, welche die Perchtel in Kärnthen und Salzburg trägt. Man kann nun zwar hierin einen Rest mittelalterlicher Art, sich zu putzen, erblicken, da es vom zwölften bis ins fünfzehnte Jahrhundert gebräuchlich war, die Kleider mit Schellen zu besetzen. Allein diese Schellen zeigen sich auch an andern Gespenstern und andern Resten des Heidenthums, an dem elsässischen Hanstrapp, an dem schwäbischen Pelzmärte, dem sächsischen Ruprecht und dem thüringischen Maikönige. Sodann aber bilden sie einen wesentlichen Theil der Ausrüstung bei dem sogenannten „Perchtenspringen," einer Sitte, die durch alle

Thäler der Alpen geht, wo Deutsche wohnen, und die wahrscheinlich ebenfalls ein Rest von den Ceremonien des Julfestes ist. Sie besteht im Pinzgau und im Gasteiner Thale darin, daß zur Zeit der Rauhnächte oder Zwölften junge Bursche, die Berchten genannt, und oft bis an die dreihundert Mann stark, am hellen Tage in seltsamer Vermummung, mit Kuhglocken klingelnd und mit Peitschen knallend, von Haus zu Haus ziehen, jauchzen, kreischen und sich an grotesken Sprüngen und Leibesverrenkungen belustigen. In einigen Strichen Schwabens kommt der Gebrauch gleichfalls zu Weihnachten vor, wiewohl ohne jenen Namen. Soviel die Dorfbuben sich Kuhglocken verschaffen können, reihen sie auf Bindfaden und hängen sie über die Brust. Hiermit klingelnd und rasselnd hüpfen sie den ganzen Tag im Orte herum. In einigen Gegenden mischt sich der Klaus unter sie, um Aepfel und Nüsse an sie auszutheilen. Die Erklärung, das Läuten mit den Kuhglocken solle an den Viehstall erinnern, in welchem Christus geboren worden, ist natürlich nur ein Versuch, dieses Ueberbleibsel heidnischer Sitte dem Christenthume anzupassen. Was aber die Urbedeutung dieser Schellen ist, möchte sich schwer nachweisen lassen. Möglich, daß Perchta im Alterthume auch der Viehzucht vorstand, wie die ihr verwandte Huldra in Schweden. Das aber ist gewiß, daß wir in dem Berchtenspringen den Rest eines der Perchta heiligen Reigens vor uns haben, der an ihrem Feste getanzt wurde. Daß derselbe nicht still vor sich ging, sondern daß mit den rohen Musikinstrumenten, wozu die Schelle gehören mochte, tüchtig dazu gelärmt wurde, läßt sich mit derselben Bestimmtheit annehmen.

Aber es knüpft sich auch noch eine andere Bemerkung an diesen wunderlichen Gebrauch, namentlich wenn wir ihn im Zusammenhange mit andern Weihnachtssitten betrachten. Das Perchtenspringen in den Alpen wird von Vermummten ausgeführt. Die Feien aber im Gefolge des märkischen Schimmelreiters haben geschwärzte Gesichter und tragen Weiberkleider, und die kärnthnische Perchtel, der steirische Bartel, der sächsische Ruprecht haben Masken vorgebunden. So wird der Schluß erlaubt sein, daß dieser Mummenschanz allgemeiner Gebrauch beim Schlusse des altdeutschen Julfestes gewesen ist.

Wuotan der „Ruhmleuchtende" also und Berchta oder Holle sind die Hauptgottheiten des Jul gewesen, der sich später mit dem christlichen Weihnachtsfeste verschmolz. Allein sie waren nicht die einzigen, welche dem Volke in dieser hochheiligen Zeit der Wintersonnenwende näher traten als gewöhnlich. Beweis dafür ist, daß noch heutzutage allgemein der Glaube herrscht, in den Adventnächten gehen die Geister um. Die ganze dämonische Welt bricht aus ihren Schlupfwinkeln und unterirdischen Verstecken, aus den Flüssen, Weihern und Bergen, in die sie verwünscht und gebannt ist, hervor. Die Dämonen aber sind mit wenigen Ausnahmen nichts anderes, als die alten Götter, vom Christenthume da, wo es ihnen nicht durch Umtaufung seinen Heiligenschein umgießen konnte, verdunkelt, verunstaltet und in Satans Reich verwiesen. Die Advente und die zwölf Nächte sind die rechte Zeit der Irrlichter, der feurigen Drachen und Hunde. Eine schwäbische Sage läßt zu Weihnachten drei weiße Frauen auftreten, bei deren Erscheinung und Verhalten man an die Nornen denken kann. Auch zwei weiße Fräulein zeigen sich in den Adventen, und mit den Göttern laufen in Schwaben ihre heiligen Thiere, die weiße Gans und das weiße Schwein, umher.

So kann es nicht überraschen, daß der Aberglaube in den Adventen auch die Hexen tanzen, und daß er sie — wie in einigen Gegenden in der Walpurgis- oder Mainacht — auch in der Christnacht ihren großen Umzug halten läßt. Sie gehören ja zum Gefolge des Bockes, in welchen Wuotan, wo er nicht zum Bischof oder gar zum „heiligen Christ" werden wollte, verwandelt wurde, und sie pflegten ja als die Zofen und Gefährtinnen Fricks oder Frau Holle's zu gelten, die, wo sie sich nicht in das Gewand der Mutter Gottes hüllen mochte, zum „grauslichen Wuzel," zur wüthenden Nachtjägerin, zur unterirdischen Sirene sich verkehrte.

Bei der hohen Bedeutung, welche dem Mittwinter nach alledem zugeschrieben wurde, darf man annehmen, daß man in seinen mit Götterkräften erfüllten Nächten auch hohe und seltene Gaben zu finden meinte. Und wirklich giebt es auch davon einige schwache Spuren. Unser Alterthum wußte von der Klugheit und Sprachfähigkeit der Thiere Mancherlei zu berichten. Nicht blos

die höhere animalische Welt, auch Fische und Schlangen redeten in ihm mit Menschenzungen. Dieser Glaube wurde durch Einführung des Christenthums nicht zerstört, wohl aber beschränkt, und zwar auf die Nacht, wo Christus in Bethlehem geboren worden und Oechslein und Eselein Gott den Herrn gelobt hatten für diese Wohlthat an der Kreatur. Fast allenthalben in Deutschland geht unter den Abergläubigen die Rede um, daß in der Christnacht das Vieh, zahmes sowohl als wildes, mit menschlicher Stimme begabt sei und sich dann über die Zukunft unterhalte. In Obersteiermark weiß das Volk sogar, daß die Geister — die überhaupt von manchen Thiergattungen, z. B. Pferden und Hunden, leichter als von Menschen erblickt werden — während der heiligen Nacht mit dem Vieh im Stalle Gespräche führen. Ja, die gesammten zwölf Nächte werden als für die Ställe bedeutsam angesehen, und mancher Aberglaube über die Hausthiere knüpft sich an sie, wie z. B. der, daß man in der Christnacht punkt 12 Uhr das Vieh füttern müsse, damit es recht gedeihe. Aehnliches gilt vom Pflanzenreiche, indem man in der Christmitternacht in Schwaben die Obstbäume schütteln muß, damit sie nächstes Jahr recht viel tragen.

Hierher gehören auch die Wetterbeobachtungen, die man in den Zwölften anstellt. Wie nämlich das Wetter an den zwölf Loostagen sich verhält, behauptet man in Schwaben, so wird es in den folgenden zwölf Monaten sein, und zwar in der Art, daß immer sechs Stunden die Witterung eines Viertelmonats anzeigen. Man muß am Weihnachtsabend mit diesen Beobachtungen beginnen, macht zwölf Ringe auf einen Bogen Papier und theilt jeden Ring durch ein Kreuz in vier Theile. Sind nun die ersten sechs Stunden hell, so bleibt das erste Viertel des Kreises leer, und das bedeutet einen trocknen Viertelmonat. Ist das Wetter aber trübe, dann wird das erste Viertel des Ringes schwarz gemacht, was einen nassen Viertelmonat bezeichnet. Ebenso zeichnet man alle übrigen Kreise. Andere schreiben mit Worten hinein: trübe, hell, naß oder kalt. Der Dreikönigstag ist der dreizehnte Tag, und der entscheidet zuletzt noch, ob die Wetteranzeige der zwölf Loostage richtig ist und wirklich eintreffen wird. Ist das Wetter an diesem Tage hell und trocken, so sind die Loostage gültig, giebt's aber Schnee oder Regen, so sind sie verworfen.

Daß der Mensch an diesen mit magischen Kräften und Blicken in die Zukunft ausgestatteten Zeiten auch seines eignen Schicksals eingedenk war, begreift sich von selbst. Mancherlei Zauberwerk hängt noch heute mit den Rauhnächten zusammen. Kartenschlagen und Bleigießen und ähnliche Thorheit, mit der man dem Lenker des menschlichen Looses in seine Pläne sehen zu können wähnt, werden zwar auch zu anderer Zeit, z. B. in der Johannisnacht und am Andreasabend getrieben, aber fleißiger und erfolgreicher niemals als in der Weihnachts- und Neujahrswoche. Stellt man sich in der Neujahrsnacht auf einen Kreuzweg, so sieht man den Himmel offen und erfährt, was sich im kommenden Jahre zutragen wird. Wenn Mädchen in derselben Nacht mit dem Schlage zwölf geschmolzenes Blei durch einen Schlüsselbart in eine Schüssel mit kaltem Wasser gießen, so bildet dasselbe Figuren, die das Gewerbe des künftigen Bräutigams andeuten. In der Neujahrsnacht schneidet man eine Zwiebel mitten durch, nimmt sie auseinander und stellt zwölf aus den Schalen der Zwiebel gebildete Schüsselchen in eine Reihe hin. So wie das neue Jahr beginnt, thut man in jedes ein wenig Salz. Daraus kann man schließen, wie das Wetter im künftigen Jahre sein wird. Schmilzt das Salz in der ersten Schüssel gar nicht, so wird der Januar sehr trocken sein, schmilzt es ganz, so wird er sehr naß. So geht es fort für alle zwölf Monate, wobei es mancherlei Mittelstufen giebt. Die ganze Beobachtung wird in den Kalender eingetragen und man richtet sich bei der Bestellung der Felder darnach.

Man kann durch anderes Zauberwerk in den Zwölften aber auch unmittelbar reich werden. Im Ensthale in Obersteiermark versuchen es die Leute damit, daß sie am Christabende eine Todtenbahre dreimal um die Kirche tragen. Dieses muß innerhalb einer halben Stunde vollbracht sein, ist aber nicht so leicht, wie es scheint; denn die armen Seelen setzen sich auf die Bahre, daß sie ganz schwarz und schwer wird, und darum muß Einer mitgehen, welcher sie fortwährend herunterwischt. Kommen die Unternehmer des Werkes damit zu Stande, so erhält jeder einen großen Haufen Geld. Werden sie aber nicht fertig, so drehen ihnen die bösen Geister die Hälse auf den Rücken. In Eisenerz, ebenfalls in Obersteiermark, hat dieser Aberglaube eine etwas

andere Wendung genommen. Hier muß man die letzte Leiche aus dem Grabe scharren und auf einer Bahre in der Christnacht zwischen elf und zwölf drei Mal um eine Kirche ziehen, welche drei Thore und einen Friedhof hat. Einer muß sich vorspannen, ein Andrer aber den Fuhrmann machen und mit einer Ruthe vom Ebereschenbaume tapfer loshauen; denn das Ziehen kostet Mühe, da die Teufel sich auf die Bahre setzen. Darum weiß man auch nur von Wenigen, die durch das Bahrziehen wohlhabend geworden sind. Die meisten haben bei dem Versuche einen grausamen Tod durch die schwarzen Geister gefunden, welche sie in Stücken rissen, weil sie, als die Glocke zwölfe schlug, noch nicht fertig waren. Nur Einer ist einmal rasch über die Friedhofsmauer entsprungen, und der Teufel konnte ihm nur den Rockzipfel abreißen. Für denjenigen dagegen, welcher die Bahre in der festgesetzten Zeit herumzieht, ist es gut; denn die Geister müssen ihm die Leiche mit Gold aufwiegen.

Auch die Gabe, sich unsichtbar zu machen, kann man sich in den Zwölften erwerben, wofern man in den drei Hauptnächten — Weihnacht, Sylvesterabend und Perchten- oder Dreikönigsnacht — wacht. Man muß dann auf einen Kreuzweg gehen, wo mit dem Schlage zwölf der Teufel kommt und fragt, was man wolle. Man kann dann von ihm auch Geld und den Farnsamen bekommen, welcher, in der Tasche bei sich getragen, bewirkt, daß man für zwölf Mann arbeiten kann. Vorher freilich hat man allerlei Anfechtung von Gespenstern und Spukgestalten zu erfahren, und kann man sich deren nur erwehren, wenn man ein Kreuz vom Holze eines weißen Elsebeerbaumes bei sich hat, der am Johannistage noch blühte.

Von allem diesem Aberglauben wurzelt unzweifelhaft ein guter Theil in der vorchristlichen Zeit und die christliche hat ihn nur ihren Begriffen angepaßt. In dem Bahrziehen könnte sich ein heidnisches Zauberwerk mit den Schwarzen Elfen verbergen, welche dem Menschen, der Macht über sie gewinnt, das rothe Gold der Unterwelt überliefern müssen. In dem Wachen um die Unsichtbarkeit liegt vielleicht eine heidnische List, den elfischen Geistern die Nebelkappe abzugewinnen. Sei dem aber wie ihm wolle, es genügt, um zu zeigen, welche Mächte in der

Periode der Wintersonnenwende, des einstigen Julfestes, entfesselt sind, wie neben den erhabenen Himmelsgöttern Wuotan und Frick auch die untern Erdgottheiten sich rühren und regen, und wie ein geheimnißvolles Walten und Weben in dieser Zeit sich offenbart, wo die alte Pforte sich schließt und die neue sich aufthut, um die unbekannte Zukunft einziehen zu lassen, welche der Eine fürchtet, der Andre herbeisehnt.

II.

Altheidnische Gebräuche aus der Osterzeit.

Es war ein schöner Gedanke, daß die christliche Kirche die Feier der großen Thatsache der Todesüberwindung in die Zeit verlegte, wo auch die Natur draußen das Leichentuch des Winters abwirft und sonnenbeglänzt in neuem Leben emporgrünt. Die Glocken, welche frommen Gemüthern erzählen, daß der Herr erstanden ist, und daß auch wir dereinst zu einem neuen Dasein aufgehen werden, sie begrüßen auch das, was so oft als Symbol des sterbenden und wieder erstehenden Menschenleibes gedient hat, die neu aufschießende Saat, die neu erblühende Blumenwelt. Mit andern Worten: Ostern ist nicht blos Fest der Unsterblichkeit, sondern auch Frühlingsfeier, wenn die letztere auch nicht in der Kirche, sondern in dem stillen Gotteshause gehalten wird, welches sinnige Menschen im Herzen tragen. Als Frühlingsfest wurde es schon vor Einführung des Christenthums in Deutschland gefeiert, und nicht unwahrscheinlich ist es, daß die Kirche, welche das Heidenthum verdrängte, gerade deshalb ihr Hauptfest auf den Frühlingsanfang verlegte, weil derselbe schon an sich als hochheilige Zeit galt.

Im vorhergehenden Aufsatze haben wir gezeigt, wie die Weihnachtszeit in der Weise, in welcher sie in Deutschland begangen wird, noch Reste der altgermanischen Mittwinterfeier zeigt. Im Folgenden soll der Versuch gemacht werden, mit ähnlichen Beweisen vor den Augen des Lesers das Bild des Oster-

festes und der ihm vorangehenden und nachfolgenden Feiertage, wie dieselben vor Einführung des Christenthums von den Urvätern des deutschen Volkes gehalten wurden, wieder aufleben zu lassen. Daß dieß Bild keine ganz klaren Umrisse und Farben haben kann, liegt in der Natur der Sache, welche sich aus dem verdüsternden Nebel der Vergangenheit nur andeutungsweise und in der Form von Vermuthungen errathen läßt. Immerhin aber finden sich in dem Aberglauben, in den Gebräuchen und in den Sagen des Volkes Spuren genug von dem einstigen Wesen der erwähnten festlichen Zeit.

Wie das Julfest alle Götter und namentlich Wuotan und Frick auf die Erde herabrief, so auch die feierliche Zeit des beginnenden Sommers (einen Frühling kannte man ebenso wenig als einen Herbst); und wie jenes mit seiner Vorfeier sich über den ganzen jetzigen December erstreckte, so finden sich die Spuren des alten Osterfestes über den ganzen März und April, ja bis in den Mai hinein zerstreut. Fragen wir zunächst nach dem Ursprunge des Wortes Ostern, so scheint es keinen Zweifel zu leiden, daß derselbe in dem Namen der Göttin Ostara, welcher der Monat April geweiht war, zu suchen ist. Das althochdeutsche Wort ôstar bedeutet ebenso wie das altnordische austr die Morgengegend. In der Edda führt ein Lichtgeist den Namen Austri, und so mag Ostara die Gottheit des strahlenden Morgenlichts, die deutsche Eos oder Aurora gewesen sein. Vielleicht aber und wie uns wahrscheinlicher dünkt, war Ostara nur einer der vielen Namen, unter denen die Gemahlin Wuotan's in den verschiedenen Strichen des altgermanischen Waldlandes verehrt wurde — eine Vermuthung, die hier nicht weiter ausgeführt werden kann, für welche aber schon der Umstand sprechen dürfte, daß auch Perchta ihrem Namen nach eine leuchtende Göttin war, und daß der Aberglaube die weiße Frau, welche zu Ostern erscheint, ganz wie die zu Weihnachten sich zeigende auftreten läßt.

Lassen wir jedoch diese Untersuchung bei Seite, und halten wir uns lediglich an die erwiesene Thatsache, daß die Alten in der Osterzeit den Sieg des Sommers über den Winter, des persönlich gedachten und in mancherlei Göttergestalten verkörperten warmen, lebendig machenden Lichtes über die feuchte, kalte, starre

Nacht des Jahres begingen, die sie sich poetisch als Eisriesen vorstellten, so finden sich in den Sagen und Gebräuchen des Volkes noch Anhaltepunkte in Menge, um errathen zu können, wie dieser Triumph in der Heidenzeit gefeiert wurde. Wir erwähnen davon nur die bedeutsamsten Züge.

Fragen wir nach der Zeit, in welcher dieses Fest begann, so hat dafür schwerlich ein bestimmter Tag festgestanden. Das Eintreffen des Sommers oder, wie wir jetzt sagen, der Frühlingsanfang wurde an zufälligen Zeichen, namentlich an aufgeblühten Blumen und anlangenden Zugvögeln bemerkt. Wer das erste Veilchen schaute, zeigte es den Nachbarn an, welche herzuliefen, die Blume auf eine Stange steckten und darum tanzten — ein Gebrauch, der noch zur Zeit des Hans Sachs üblich war. Ebenso holte man den ersten Maikäfer feierlich, und ebenso begrüßte man die erste Schwalbe und den ersten Storch als Frühlingsboten. Noch im letztverflossenen Jahrhunderte wurde von den Thürmern deutscher Städte, z. B. Rostocks, der erste Storch angeblasen, wofür ihm ein Ehrentrunk aus dem Rathskeller gereicht wurde. In andern Fällen aber fiel diese Sommerverkündigung den Kindern anheim, welche mit Gesängen zur Ehre desselben (früher wohl zu Ehren bestimmter Gottheiten) durch die Dörfer zogen und Gaben einsammelten, und von dieser Sitte sind noch jetzt fast allenthalben Reste, wiewohl vielfach verkümmert, anzutreffen. Häufig wird blos ein Kranz, eine Puppe oder ein Thier in einem Korbe herumgetragen und darauf eine Gabe eingefordert, was man „den Sommerkindern den Sommer abkaufen“ nennt.

Oft aber bildet die Einsammlung von Geschenken nur den Schluß einer vorausgehenden sinnreichern Handlung, woran auch die erwachsene Jugend sich betheiligt. Am ersten Sonntage im März, dem sogenannten „Sommertage“, treten in verschiedenen Strichen am Mittelrhein Sommer und Winter, jener in Epheu, dieser in Moos vermummt auf und kämpfen so lange mit einander, bis der erstere die Oberhand behält, worauf letzterem seine Hülle abgerissen und ein Kranz oder Zweig herumgetragen wird. Dabei werden Lieder gesungen, von denen wir die folgenden zwei mittheilen:

I.

„Trarira! Sommertag ist da!
Wir wollen hinaus zum Garten
Und wollen des Sommers warten,
Wir wollen hinter die Hecken
Und wollen den Sommer wecken.
Der Winter hat's verloren,
Der Winter liegt gefangen,
Und wer nicht dazu kommt,
Den schlagen wir mit Stangen."

II.

„Stab aus (d. h. stich aus)!
Blas' dem Winter die Augen aus.
Veilchen, Rosenblummen!
Holen wir den Sommer!
Schicken den Winter über den Rhein,
Bringt uns guten kühlen Wein.
Der Sommer ist da!
Heute über's Jahr
Da sind wir wieder da!"

Diese Gesänge sind in der Hauptsache gewiß uralt. Alles ist ganz heidnisch aufgefaßt. Der hinter den Hecken aus seinem Schlafe geweckte, tapfere Held Sommer, der überwundene, nach barbarischer Sitte geblendete und verjagte Winter sind Götter oder Riesen des Alterthums. Je mehr man sich aber vom Rheine nach Osten entfernt, und dem Spessart und der Rhön nähert, tritt in den Gesängen an die Stelle des Winters der Tod, vielleicht weil im Winter die Natur gestorben scheint, vielleicht aber auch, weil der altheidnische Name des Winterriesen der christlichen Vorstellung von Tod und Auferstehung weichen mußte. In der Gegend von Nürnberg durchziehen geputzte Landmädchen die Dörfer und Städte. Unter dem linken Arme tragen sie einen offnen Sarg, über welchen ein Leichentuch gebreitet ist, und in dem eine Puppe oder auch nur ein grüner Zweig liegt, an dessen in die Höhe stehendem Stiele ein Apfel als Kopf steckt. Aehnliche Gebräuche herrschten einst und herrschen an vielen Stellen noch gegenwärtig in Thüringen, Sachsen, Böhmen und Schlesien bis nach Polen hinein. Es ist dieß das sogenannte Tod-

austreiben. Man macht einen Strohmann und schleppt ihn vor den Ort hinaus, wo er in einen Teich oder Fluß gestürzt oder verbrannt wird. Man streitet sich darum, in welchem Hause die Puppe gemacht werden soll; denn in demselben stirbt während des folgenden Jahres Niemand. Man eilt rasch von der Stelle, wo man den Tod vernichtet hat, aus Furcht, daß er sich aufraffe und nachfolge. Man schlägt das Vieh, dem man auf dem Heimwege begegnet, mit Stäben, indem man glaubt, daß es dadurch fruchtbar werde. In einigen Dörfern der Lausitz beschäftigen sich blos Frauen mit dieser Ceremonie. Sie gehen den Tag über (hier ist es der Sonntag Lätare) in Trauerkleidern, d. h. in weiße Schleiertücher gehüllt, und binden eine Puppe aus Stroh, der sie ein Hemd anziehen, und in die eine Hand einen Besen, in die andere eine Sense geben. Diese Puppe tragen sie singend und verfolgt von Buben, die mit Steinen werfen, zur Grenze des nächsten Ortes, wo sie dieselbe zerreißen. Darauf hauen sie im Walde einen Baum, hängen das Hemd daran und bringen ihn unter Gesängen heim, ohne Zweifel als Sinnbild des eingeführten Sommers, statt des ausgetragenen Winters. An manchen Orten mag man darunter statt des Winters oder Todes die heidnische, dem Christenthume weichende Gottheit gemeint haben, welche das Volk unter Anstimmung von Klageliedern von sich sendet. Das Hineinwerfen des Götterbildes in die Fluth braucht aber nicht gerade aus Verachtung von den Christen zu geschehen, sondern kann als symbolische Handlung schon im heidnischen Cultus gelegen haben. Die indische Göttin Kali wurde am siebenten Tage nach dem Märzneumonde feierlich umhergetragen und schließlich in den Ganges geworfen. Am 13. Mai trugen die römischen Vestalinnen Puppen von Binsen geflochten zum Pons Suplicius und stürzten sie in die Tiber.

In Schwaben aber hat sich bis jetzt noch eine andre heidnische Sitte erhalten, die mit der Osterzeit zusammenhängt. Der erste Sonntag nach Aschermittwoch heißt hier der Funkentag oder Scheibensonntag, auch der Weiße Sonntag, und es werden an demselben auf den Bergen Feuer angezündet und brennende Scheiben (wahrscheinlich eine Erinnerung an das Sonnenrad

Wuotan's) in die Luft geschlagen. Dabei hält man es so: Man sammelt Holz und Stroh im ganzen Orte, baut davon auf einer benachbarten Höhe einen Scheiterhaufen, steckt in die Mitte desselben eine Stange und befestigt an der Spitze derselben eine mit Lumpen bekleidete Strohfigur, welche man jetzt die „Hexe" nennt, die früher aber jedenfalls eine andere Bedeutung hatte. An dieselbe wird eine Rakete gebunden, bei deren Losknallen nachher ein großer Jubel entsteht. Der Holzstoß wird sodann angezündet und die Hexe verbrannt. Es sind dabei immer mehrere hundert Menschen, Alte und Junge, anwesend, welche ein geistliches Lied singen. Hierauf beginnt die Hauptfeierlichkeit, das Scheibenschlagen. Man macht nämlich dünne Holzscheiben von der Größe eines Handtellers, steckt sie durch ein in der Mitte befindliches Loch an zugespitzte Stöcke, hält sie so in's Feuer und wenn sie brennen, schwingt man sie etliche Male und schleudert sie hierauf mit dem Stocke in die Höhe. Dabei bedient man sich einer länglichen „Scheibenbank" mit drei Beinen, die man in der Art in den Boden treibt, daß die Bank eine schräge Linie bildet. Um die Schwungkraft zu vermehren und die Scheibe recht hoch zu treiben, streift man alsdann hart mit dem Stocke die Fläche der Bank, so daß die Scheibe abspringt. Jede Scheibe, welche aufsteigt, wird Jemandem geweiht. Die erste wird gewöhnlich zu Ehren der höchsten Dreifaltigkeit geschlagen, die zweite dem Könige, dann eine dem Pfarrer, dem Ortsschulzen oder der Braut. Während des Schwingens sagt man:

„Scheibo! Scheibo!
Wem soll die Scheibe sein?
Die Scheibe fliegt wohl über den Rhein,
Die Scheibe soll der höchsten Dreifaltigkeit (dem König ꝛc.) sein."

Jetzt kommt diese Sitte noch in der Umgebung von Altdorf, Wolperswende, Blitzreuth, Beinfurth, sowie bei Ravensburg, Tettnang, Wangen und Waldsee, auch in Tirol und Vorarlberg, in einzelnen bairischen Strichen, ja selbst unter den Deutschen in Graubündten vor. Die Alten sagten, wenn der Mensch an diesem Tage keine Funken mache, so mache der Herrgott welche durch das Wetter — eine Hindeutung auf Donar, wie die feurigen Scheiben auf den Sonnengott deuten.

Ebenfalls hierher gehörte das zu Anfang Mai fallende Frühlingsfest der Celten, das sogenannte Bealtine und die ihm verwandten norddeutschen Osterfeuer. Das erstere (von Tine = Feuer, und Beal = ein altceltischer Lichtgott, der an den deutschen Balder erinnert) abzuleiten, wird in den schottischen Hochlanden und auf den irischen Haiden noch jetzt begangen. Die jungen Leute der Dörfer und Weiler treffen auf den Moorhaiden zusammen und bilden dadurch, daß sie einen rundlaufenden Graben, so groß, daß er die ganze Gesellschaft faßt, ausstechen, in der Mitte einen kreisrunden Rockentisch oder Altar. Sie zünden dann ein Feuer an und bereiten darüber aus Milch und Eiern eine Art Eierrahm. Hierauf kneten sie einen flachen Kuchen aus Hafermehl, welcher in den Kohlen auf einem Steine gebacken wird. Nachdem der Eierrahm aufgegessen ist, vertheilen sie den Haferkuchen in so viele möglichst gleiche Stücke, als Personen gegenwärtig sind, und bemalen eines dieser Stücke so lange mit Holzkohle, bis dasselbe völlig schwarz ist. Alsdann werfen sie diese Kuchentheile in eine Mütze, verbinden sich die Augen und nehmen sich, auf diese Art geblendet, jeder ein Stück heraus. Derjenige, welcher die Mütze hält, greift zuletzt hinein. Wer das schwarze Stück bekommt, ist dadurch bestimmt, dem Beal als Opfer dargebracht zu werden, damit der Gott ein fruchtbares Jahr verleihe. Die Opferung geschieht jetzt nur symbolisch, indem der Betreffende dreimal über die Flamme zu springen hat. Ursprünglich mag derselbe wirklich getödtet und verbrannt worden sein. Später traten Weihopfer an dessen Stelle, und schließlich blieb von der leiblichen Darstellung lediglich der Sprung über das heilige Feuer übrig.

Nun vergleicht aber Grimm den celtischen Beal mit unserm Balder oder Phol, und es gewinnt für unsere Darstellung vorzüglichen Werth, daß am Rheine der zweite Mai Pfultag oder Pulltag heißt. Bekanntlich war auch unsern Vorältern der Anfang des Maimonats eine hohe Festzeit, die vielfach gefeiert wurde, auf die man noch heute die Versammlung der Hexen, d. h. derer, die in christlicher Zeit noch heidnischen Gebräuchen anhingen, ansetzt. An diesem Tage loderten — wer möchte es leugnen — festliche Opfer, und Pholtag berührt sich mit dem celtischen Bealtine.

Wurden nun etwa seit der Bekehrung der Deutschen die Maifeuer zu Ehren Balder's auf Ostern verlegt, um sie dem christlichen Cultus anzupassen? Oder ist, da auch die Sonnenwende tief im Heidenthume wurzelte, die Osterzeit blos Stellvertreterin für das alte Maifeuer? Nicht unrichtig ist es, wahrzunehmen, daß diese Feuer im nördlichen Deutschland auf Ostern, im südlichen am Johannistage stattfinden. Dort gelten sie dem Anbruche des Sommers, hier der Mitte desselben. Ganz Niedersachsen, Niederhessen, Westphalen, Geldern, Holland, Friesland und Jütland kennen Osterfeuer; am Rheine dagegen, in Franken, Thüringen, Schwaben, Baiern, Oestreich und Schlesien gelten Johannisfeuer, wiewohl einige Gegenden der letztgenannten Striche beiden huldigen. Die Osterfeuer anlangend, so werden dieselben in allen Städten und Dörfern des einst von sächsischen Stämmen bewohnten Landes am Abende des ersten Ostertages aus Stroh, Wasen und Holz unter Zulauf und Frohlocken des Volkes, nicht blos der Jugend — welche dieselben allerdings schichtet — sondern auch vieler Erwachsener angezündet. Das Material dazu wird von den Bauern eingesammelt, und gewöhnlich werden neun Haufen (die Neun ist eine heilige Zahl, die vielleicht auf die ursprünglichen neun Götter sich bezieht) gebaut. In Volkmarsen im Hessischen sagt man, daß da, wo der Rauch des angezündeten Feuers, um welches die Einwohner des Orts, Gesangbuchslieder singend, in feierlicher Procession schreiten, hinziehe, im kommenden Jahre der Flachs besonders gerathe — eine Hinweisung auf Frick oder Holle, welche dem Flachsbau vorstand. An der Weser, zumal im Schaumburgischen, pflegt man ein Theerfaß auf einer mit Stroh umwundenen Tanne zu befestigen und es während der Nacht in Brand zu setzen. Knechte und Mägde tanzen jubelnd und singend um die Flamme, Hüte werden geschwenkt und Tücher in's Feuer geworfen. Alle Berge im Umkreise leuchten und es ist ein erhebender, unvergleichlich großartiger Anblick, von einem hochgelegenen Punkte viele Meilen weit hin das Land zu überschauen und nach allen Seiten hin auf ein Mal eine Menge solcher Feuerbrände stärker oder schwächer gen Himmel lodern zu sehen.

In die Osterfeuer wird an manchen Orten Tragant oder

Bocksdorn geworfen. Von den Kohlen nimmt man sich gern mit nach Hause. Im Hildesheimschen wird die Lampe an dem Osterfeuer, welches mit Stein und Stahl entzündet werden muß, mit Licht versehen. An einigen Stellen zieht man mit weißen Stäben feierlich nach dem Berge, stimmt wechselweise, sich bei den Händen fassend, christliche Osterlieder an und schlägt bei dem Halleluja die Stäbe zusammen. Merkwürdig ist endlich der Gebrauch in Greifenhagen und Bräunrode am Harze, vor Entzündung der Osterfeuer in Masse nach den benachbarten Waldungen zu ziehen und daselbst die Eichhörnchen aufzusuchen. Diese werden durch Werfen mit Steinen und Knütteln so lange verfolgt, bis die Thiere ermatten und gefangen werden.

Dieß sind die hauptsächlichsten Volksgebräuche, welche sich an das Osterfest knüpfen und das Hereinragen des Heidenthums der Urzeit in die christliche Gegenwart darstellen. Aber auch verschiedene kleinere Züge der Volkssitte und namentlich der Aberglaube, welcher sich an die Osterwoche und die folgenden bis zum 1. Mai knüpft, sind Hinweise auf altheidnische Vorstellungen.

Das Fest hatte ganz so wie Weihnachten seine Speisen. In Sachsen muß man am grünen Donnerstage grünes Gemüse, Spinat oder Rübsen, vor Allem aber Honig essen; sonst bekommt man Eselsohren. Die Frauen in Schwaben geben ihren Männern an diesem Tage Eier zu essen; denn sie schützen dieselben vor Brüchen. Ebendaselbst bringen die Dorfburschen ihren Bräuten in der Nacht vom grünen Donnerstag auf den Charfreitag Punkt zwölf Uhr auf bunte Fäden gereihte Brezeln ans Fenster. Die Mädchen verspeisen dieselben nüchtern; dann bleiben sie vor dem Fieber bewahrt bis zum nächsten Jahre. In Dresden bäckt man Osterbrödchen, deren Form ebenfalls wie die Brezeln an ein Rad mit vier Speichen erinnert, in Leipzig Osterfladen. Erbsen und Linsen am Charfreitag zu essen, zieht dem Frevler Geschwüre zu. Wer an diesem Tage Wasser trinkt, wird das ganze Jahr von Mücken gestochen.

Das Fest hatte, als eine Zeit, wo die Götter die Erde besuchten, mächtige Zauberkräfte. Das nie faul werdende und schönmachende Osterwasser, welches am ersten Feiertage früh schweigend aus einem fließenden Wasser geschöpft werden muß,

ist bekannt. In der Charfreitagsnacht um 12 Uhr werden aus Haselbüschen die Wünschelruthen geschnitten, mit denen man unterirdischen Schätzen und Erzadern nachspürt. Nach schwäbischem Aberglauben muß der Zauberschlüssel, mit dem man das Höllenreich aufschließt und Geister bannt, in der Mitternacht desselben Tages stillschweigend von drei Meistern geschmiedet werden. Das Eisen dazu muß von einem Scharfrichterschwerte oder von den Nägeln eines Todtensarges genommen werden. In derselben Stunde kann man in einem in ein Glas Wasser gerührten Eie sehen, welche Früchte in dem Jahre gerathen werden. Diese findet man in deutlichen Figuren abgebildet. Geht man in dieser Zeit auf einen Kreuzweg, so kommt mit dem Schlage zwölf ganz so wie in der Christnacht der Böse und fragt, was man wolle. Man kann dann den Farnsamen von ihm erhalten, darf aber ihm nichts antworten. In derselben Nacht muß man Kinder, die einen Darmbruch haben, vor Sonnenaufgang durch eine frischgespaltene Eiche schieben und den Baum dann zusammenbinden. Wie der Baum wieder zusammen wächst, heilt der Schaden. Nur muß das Durchschieben schweigend geschehen. Am Charfreitage endlich kann man die Hexen in der Kirche sehen, wenn man eine Saalweide oder Elsenruthe, die in der Marterstunde, d. h. Morgens drei Uhr, geschnitten ist, um den bloßen Leib trägt. Dann sieht man die Unholden alle verkehrt sitzen und dem Altare den Rücken zukehren. Die Weiber haben Strohzöpfe, die Männer Strohdegen.

Das Fest war sogar mit Wundern der Natur gesegnet. Die Sonne — glaubt der Aberglaube — thut am Ostermorgen früh beim Aufgehen drei Freudensprünge. In Schwaben zieht man auf einen Berg und stellt dort einen Kübel mit Wasser hin, um in dessen Spiegel das Abbild der hüpfenden Sonne zu sehen. Ein Hühnerei, am Charfreitag gelegt, giebt, wenn es nachher ausgebrütet wird, ein Huhn, welches nachher alle Jahre die Farbe der Federn wechselt.

Das Fest war endlich von den Göttern selbst besucht. Am weißen Sonntage, wo das Scheibenschlagen stattfindet, erscheinen beim Kaibrunnen nicht weit von Frickenhausen in Schwaben häufig drei schneeweiße Frauen, die man Nonnen (vielleicht aus

Nornen entstanden) nennt. Oft kommt auch nur eine — vielleicht die Frick selbst — und singt in den Weinbergen. In Betzingen läßt sich das Wuotesheer — jetzt als Umzug böser Geister aufgefaßt, früher aber, wie gezeigt, Wuotan mit seinem Gefolge — außer der Weihnachtszeit auch um Ostern oft hören. Einige sagen, er komme als Reiter auf einem Schimmel mit rothen Flecken, Andere behaupten, das Heer brause auf einem großen Wagen, den weißscheckige Pferde ziehen, durch die Luft. Die Wagenketten rasseln gewaltig, und die Darinsitzenden singen und musiciren. Ein Mann reitet voraus, indem er beständig ruft: „Aus dem Wege! Aus dem Wege!“ Wer diesen Ruf hört, muß sich sogleich mit dem Gesichte auf die Erde werfen und sich an etwas — sei es auch nur ein Hälmchen — festhalten. Dann kann ihm nichts Uebles geschehen. Mit dem Heere fährt ein gewaltiger Wind vorüber, der besonders im Walde entsetzlich heult und rauscht. Wichtig ist, daß, wenn das Heer recht zeitig kommt (d. h. wenn die Aequinoctialwinde zeitig eintreten), Alles bald grün wird und es ein fruchtbares Jahr giebt. In Markgröningen jagt das gespenstische Heer in der Charfreitagsnacht über den Ort hin und macht eine wunderbar schöne Musik. Man darf aber nicht aus dem Fenster darnach sehen, sonst wird einem der Kopf abgerissen, wie dieß einst einem vorwitzigen Bauer in Poltringen geschehen ist.

Aber auch die Göttin, welcher Ostern vorzüglich geweiht war, Ostara nämlich, erschien zu ihrem Feste. Wir haben oben mitgetheilt, wie sie dem Leinweber begegnete und ihm die Lilie schenkte, die sich in Silber verwandelte. Im Schloßgewölbe von Wolfartsweiler liegt ein Schatz, dessentwegen alle sieben Jahre, wenn die Maiblumen (in alter Zeit als Opfergaben für Ostara gesammelt) blühen, eine weiße Jungfrau erscheint. Ihr schwarzes Haar ist in lange Zöpfe geflochten. Ihr weißes Gewand hält ein goldner Gürtel zusammen, und in der einen Hand trägt sie ein Bund Schlüssel, in der andern einen Strauß Maiblumen.

In Ulm endlich hält man zur Fastnacht, welche die Osterzeit eingeleitet haben mag, wie Martini das Weihnachtsfest oder den Jul, noch zuweilen einen Umzug mit einem Schiffe, welches an den Wagen der norddeutschen Nerthus erinnert, der —

ähnlich wie der Schimmelreiter zu Martini — im Frühling seinen Umzug gehalten haben mag.

So sehen wir denn Spuren von mehreren Göttern an das Osterfest und seine Zeit geknüpft. Der vergötterte Sommer aber darf mit einer der höchsten Gottheiten, von denen die Gabe der Fruchtbarkeit abhängend gedacht wurde, völlig zusammenfallen: mit Frô, Wuotan oder Nerthus. Denkt man dabei an Göttinnen, so muß außer Nerthus vorzüglich Ostara in Betracht kommen. Die heidnische Osterfeier berührt sich vielfach mit dem Maifeste und dem Frühlingsanfange, wie besonders die angezündeten Freudenfeuer darthun. Aus Allem aber geht hervor, daß der Eintritt des Sommers oder Frühlings dem Alterthume eine hochheilige Zeit war, die durch Feste, Opfer und Tänze bewillkommt wurde, und welche das Leben des Volkes mannichfach regelte und erheiterte.

III.

Das Fest der Sonnenwende des Sommers.

Im Vorigen ist schon darauf hingedeutet worden, daß die alten Germanen in der Urzeit aller Wahrscheinlichkeit nach das Licht und als dessen deutlichsten Ausdruck die Sonne verehrten. Als die Götter später Menschengestalt annahmen, blieb sie als Attribut des Himmelsgottes, und in den Spuren des Heidenthums ist sie bald das Auge, bald der Schild des Wuotan. Wir bemerken ferner, daß sich an ihre verschiedenen Stellungen zur Erde die hehrsten Feste knüpfen. Namentlich waren die beiden Sonnenwenden, die letzte Woche des Juni und die des December, hochheilige Feiertage. Die winterliche Sonnenwende verschmolz, wie gezeigt, mit der christlichen Weihnacht, die des Sommers ist uns in den zahlreichen Trümmern urväterlicher Religion aufbewahrt, die wir in dem Brauche sowie in dem Aberglauben erblicken, der am Johannistage haftet.

Hier kommt zunächst die von älteren Schriftstellern erwähnte Sitte in Betracht, in der Nacht vor dem Johannistage in Flüssen oder Quellen zu baden oder aus Gesundbrunnen zu trinken, womit der Glaube verbunden war, daß dem Wasser in dieser Zeit eine besonders heilsame Kraft inwohne. Im 14. Jahrhunderte zogen die Frauen Cölns am Abend vor Johanni in Masse nach dem Rheine, um sich in seiner Fluth Arme und Hände zu waschen. Sie waren dabei mit duftenden Kräutern geschmückt und murmelten seltsame Worte. Man meinte sich dadurch vor allem Ungemach des nächsten Jahres zu sichern. Ein einziges Bad in der Johannisnacht, sagt man noch jetzt in der würtembergischen Stadt Tettnang, wirkt so viel als neun Bäder zu anderer Zeit genommen. Deshalb war früher das Mineralbad zu Laimnau während dieser Nacht so besucht. Aehnliches wird aus Dänemark und Schweden berichtet, und im Euredepartement meint das Landvolk, daß der erste Eimer Wasser, der am Abend vor dem Johannisfeste geschöpft wird, das Fieber heilt, sowie daß der während dieser gesegneten Nacht gesammelte Thau gegen Ausschläge und Geschwüre gut ist.

Diese Sitte könnte nun christlichen Ursprungs sein. Mit dem Gedanken an Johannes den Täufer könnte sich die Vorstellung verbunden haben, daß er an seinem Tage die Taufe an dem Erlöser vollzogen und daß die Eintauchung des gottmenschlichen Leibes dem Wasser übernatürliche Heilkraft mitgetheilt habe, welche alljährlich und dann für alle Gewässer wiederkehre. Der erste Grund, welcher uns veranlaßt, diese Deutung abzuweisen und in dem Johannisbade einen Rest heidnischen Gottesdienstes zu erblicken, liegt darin, daß es wie alle heidnischen Ceremonien der alten Deutschen des Nachts stattfindet. Zweitens aber wurde die Sitte von der Kirche zwar hin und wieder geduldet, ebenso häufig jedoch auch für gottlos erklärt. Noch mehr aber spricht für unsere Ansicht, daß, wie in jener Sitte des Badens dem Elemente des Wassers, auch dem Feuer heilende und reinigende Wirkung zugeschrieben wurde.

Noch weit verbreiteter nämlich als das Johannisbad ist in deutschen und von Deutschen in der Völkerwanderung überzogenen Landstrichen der Brauch der Johannis- oder Sonnen-

wendfeuer, die im Mittelalter nicht blos das niedere Volk, sondern auch Adel und Fürsten um sich versammelten. Zu Augsburg zündete 1497 die schöne Susanne Neithard in Kaiser Maximilian's Gegenwart das Johannisfeuer an und begann hierauf an Philipp's Hand den Reigen um dasselbe. Am Johannisabend 1578 ließ der Herzog von Liegnitz auf dem Kynast ein Freudenfeuer brennen, bei dem er mit seinem gesammten Hofe zugegen war. Zu Paris wurde noch im 17. Jahrhunderte zu Johannis auf dem Platze vor dem Stadthause ein Scheiterhaufen errichtet, mit Laub und Blumen angeputzt und von dem Bürgermeister selbst angesteckt. Aber auch noch heute lodern an vielen Orten die einst heiligen, jetzt zur Volkslustbarkeit herabgesunkenen Feuer der Johannisnacht ganz ähnlich wie die der Osterzeit. Bei Görlitz wählt man dazu die Landskrone, einen seltsam gestalteten Berg, an den sich mancherlei Sagen knüpfen. In Oberschwaben zündet man sie auf Stoppelfeldern und freien Plätzen an. Knaben und Mädchen fassen sich an den Händen, indem sie rufen:

„Sanct Johann
Mach's Werg (d. h. den Flachs) drei Ellen lang."

In manchen Dörfern dauern diese Feuer acht Tage lang, so namentlich in Kreuchenwies. Auf dem Frauenberge bei Gerhausen nicht fern von Blaubeuren feiert die Jugend den Johannisabend mit Freudenfeuern, wobei Räder aus Stroh geflochten angezündet und eine Anhöhe hinabgerollt werden. Auch heißt es, daß die Gräfin Anna, die hier gewohnt haben soll, alljährlich an diesem Tage einen Eimer Wein an die Theilnehmer der Ceremonie gespendet habe. Die Sitte der Strohräder war früher auch in Hohenstaufen bekannt; jetzt zündet man dort nur noch die Feuer an und hüpft darüber. Zu Erbach bei Ulm heißen sie Himmelsfeuer, zu Echingen an der Donau Zündelfeuer. Im Seekreise muß jeder, der über das Johannisfeuer springen will, etwas Holz mitbringen; wer ohne diese Steuer erschien, dessen Hut oder Mütze wurde in die Flamme geworfen. An andern schwäbischen Orten machte man die Feuer auf Kreuzwegen an und glaubte, wer darüber hüpfe, der könne vergrabene

Schätze sehen. In Ebingen kochte man noch vor wenigen Jahren an dem auf öffentlichem Platze angezündeten Feuer Erbsen, die den Kindern zu essen gegeben wurden und für Allerlei gut sein sollten. Zu Gernsheim bei Mainz wird das Johannisfeuer vom Pfarrer geweiht und so lange es brennt, gebetet und gesungen. Erlischt die Flamme, so springen die Kinder über die glimmenden Kohlen, was ehedem auch von Erwachsenen geschah. Zu Nürnberg bettelten die Straßenbuben sich Holzscheite zusammen, schafften sie an den Bleicherweiher beim Spittelthor, zündeten sie an und hüpften in dem Glauben, daß dieß vor Siechthum und namentlich vor dem Fieber bewahre, darüber, luden auch Vorübergehende zum Sprunge ein, wofür man ihnen etliche Kreuzer schenken mußte. In Franken machte man, einer Nachricht in Sebastian Frank's Weltbuch zufolge, am Sanct Johannistag ein „Simetfeuer," trug verschiedene Kränze, aus Beifuß und Eisenkraut geflochten, und sah durch einen Stengel Rittersporn in die Flamme, da dieß das ganze Jahr vor Augenweh schützen sollte. Bevor man heimging, warf man das Kraut in die Gluth, indem man dazu sprach: „Es geh hinweg und werde verbrannt in diesem Kraute all' mein Unglück."

In Norddeutschland scheint die Sitte der Johannisfeuer gegenwärtig nicht mehr zu herrschen. Wenigstens finden sich in den uns vorliegenden Berichten keine Spuren davon. In Thüringen wie im Meißnerlande war sie früher unzweifelhaft im Schwunge; denn in einer im 16. Jahrhunderte gehaltenen Predigt des Gregor Striegnitz wird erwähnt, das Volk singe und tanze um die Johannisfeuer, und Einer werfe dabei einen Pferdekopf — ganz entschieden ein heidnisches Opfer — in die Gluth, um dadurch die Hexen zu zwingen, von dem Brande für sich zu holen. Auch ist in mehreren dieser Gegenden noch jetzt der „Johannisbaum" gebräuchlich, der entweder aus einer mit Bändern geschmückten Tanne oder aus einer Blumenpyramide besteht, um welche die Kinder tanzen. Dieser Baum aber bildete wahrscheinlich auch hier, wie noch jetzt in Frankreich, den Mittelpunkt des Johannisscheiterhaufens.

In der Nachbarschaft von Fulda endlich, in Altbayern und in verschiedenen Strichen Oestreichs, z. B. in dem soge-

nannten Donauländchen, sowie in Kärnthen, herrscht die Sitte ebenfalls noch ganz in der geschilderten Weise, und selbst das Rollen des feurigen Rades wird noch hier und da beobachtet. Letzteres kommt auch in Poitou vor. Man rollt hier ein mit einem getheerten Strohreifen umgebenes brennendes Rad auf den Straßen hin, zündet auf öffentlichem Platze Feuer an und umkreist dieselben, einen mit Bändern geschmückten Nußzweig tragend, dreimal in hüpfendem Schritte. Jede Bäuerin weiht außerdem in der Flamme den Stengel einer Königskerze, welcher dann unter den Pfühl des Bettes gelegt wird, um vor Zauberei zu sichern. Hausväter streifen mit einem Büschel Wollkraut und einem Nußbaumaste durch die Gluth und befestigen die Zweige hierauf als Amulette über der Thür ihres Stalles. Die Asche oder Kohle eines Brandes schützt, in die Holzschuhe geschüttet, vor Krankheiten, auf das Getreide geworfen, vor Mehlthau. Wer ein paar Stückchen unter einen Stein legt, der findet am andern Morgen unfehlbar ein Haar des heiligen Johannes darunter. Zu Aix und Marseille werden am Johannistage alle Straßen und Plätze gereinigt. Das Landvolk trägt frühmorgens Blumen in die Stadt, von denen Jedermann kauft. Die Häuser werden mit Kräutern geschmückt, denen man heilsame Kräfte beimißt, und von denen einige in das am Abend auf verschiedenen Stellen lodernde Feuer geworfen werden. Junge Leute hüpfen darüber. Vorübergehende neckt man mit Schwärmern und versteckten Schlangenfeuern oder begießt sie mit Wasser aus den Fenstern, eine Sitte, die an das Johannisbad mahnt und beiläufig auch in Schlesien vorkommt, wo sie „schmagustern" genannt wird. In andern Departements des Südens stapelt man einige zwanzig Reißigbündel in der Mitte des großen Dorfplatzes um eine Stange, welche mit Laubgewinden und Blumen geziert ist und der Johannisbaum heißt. Der Geistliche des Orts, an der Spitze einer mit brennenden Kerzen versehenen Procession, umwandelt den Scheiterhaufen sieben Mal, segnet ihn und zündet ihn sodann mit eigner Hand an. Sowie dieß geschehen ist, lösen sich die Glieder des Zuges, und mit den ersten Flammensäulen steigt tausendstimmiger Jubelruf gen Himmel. Die Frauen und Kin-

der, welche kleine aus Schwertlilien und künstlich geflochtenem Binsenmark gefertigte Kreuze in der Hand tragen, nähern sich hastig der Gluth, um dieses geheiligte Zeichen darin zu weihen, worauf es noch denselben Abend an den Balken über der Hausthür genagelt wird, um vor allem Unglück zu bewahren. Bald darauf wird der Scheiterhaufen selbst zerstört, indem Jeder einen von den heiligen Bränden zu erhaschen sucht, da dieselben, auf das Dach geworfen, vor dem Einschlagen des Blitzes schützen, und während das Feuer allmählig verglimmt, springen — gleichsam um die Feuertaufe zu empfangen, sagt unsre Quelle — die jungen Leute durch die erlöschenden Flammen.

Gehen wir weiter nach Westen, so treffen wir in dem einst von gothischen Stämmen eroberten Spanien gleichfalls auf Spuren von Johannisfeuern. Man zündete sie auf Kreuzwegen an, warf Kräuter, vor Sonnenaufgang gesammelt, hinein und glaubte durch den Rauch, der von ihnen aufstieg, die Teufel und Hexen, welche in dieser Nacht ihren Umzug halten sollten, zu bannen und zugleich Sturm und Gewitter zu vertreiben.

England kannte einst die Sitte der Johannisfeuer auch. Sie brannten hier bisweilen die ganze Nacht hindurch, und die Jugend, welche sie umtanzte, war mit Mutterwurz und Eisenkraut bekränzt und trug Veilchensträuße in den Händen. In Dänemark heißen die Johannisfeuer Gadeild, d. h. Gassenfeuer, weil früher das Vieh hindurchgetrieben wurde. Man meidet an dem Abende, wo sie brennen, den Aufenthalt im Grase, weil man meint, daß an ihm alle Giftkräuter aus der Erde kommen, was wie eine von der Kirche ausgegangene Verdrehung aussieht der einst wahrscheinlich auch hier herrschenden und noch jetzt in Deutschland gewöhnlichen Glaubensaussicht, daß die Erde während dieser hochheiligen Nacht heilsame und glückbringende Pflanzen gebäre — eine Ansicht, die dadurch unterstützt wird, daß man am Johannistage in Jütland und auf Fühnen in den Häusern zwei Kräuter, Chamemälum und Bardanum, aufzustellen pflegt.

Die slavischen Völker übten und üben zum Theil noch jetzt diese Sitte der Vorzeit. In Lithauen und Ostpreußen flammen am Johannisabend auf allen Höhen, soweit das Auge reicht, fröhliche Feuer auf. Am folgenden Morgen aber treibt

man das Vieh über die Brandstelle auf die Weide, und das hilft gegen Seuchen und Hexenzauber, sowie gegen Hagelschlag und Gewitter. Die Burschen, welche das Feuer angezündet haben, gehen von Haus zu Haus und sammeln sich Spenden an Milch ein. Auch steckt man an jenem Abende Kletten über das Thor oder die Hecke, wodurch das Vieh zu schreiten pflegt. Ebenso führte man in Böhmen früher die Kühe über das verglimmende Johannisfeuer, um sie vor Hexerei zu sichern. In Rußland versammelten sich blumenbekränzt und mit heiligen Kräutern umgürtet Jünglinge und Jungfrauen am 24. Juni, zündeten ein Feuer an, hüpften darüber und leiteten schließlich die Heerde hindurch, wobei sie Lieder zum Preise des Erntegottes Kupalo sangen. Sie meinten dadurch ihre Thiere vor den Waldgeistern zu sichern. Zuweilen soll unter Tanz und Gesang auch ein weißer Hahn im Johannisfeuer verbrannt worden sein.

Nach dieser Uebersicht, welche uns zeigt, daß der Feuercultus, der am Mittsommertage geübt wurde, über den größten Theil Europa's von jenseits der Pyrenäen bis über die Weichsel hinaus verbreitet war und in vielen Strichen noch jetzt beobachtet wird, können wir uns fragen, welcher Sinn darin liege, und welches sein Stamm und Ursprung sei.

Wir antworten darauf: Die Johannisfeuer stammen entschieden aus dem Heidenthume. Dafür sprechen zuvörderst die älteren kirchlichen Schriftsteller, welche die dabei gebräuchlichen Tänze und Lieder als Teufelswerk bezeichnen. Dafür zeugen die Spuren von Opfern, welchen wir dabei begegnen. Dafür läßt sich ferner der Umstand anführen, daß sie vor dem himmlischen Feuer des Blitzes und vor Seuchen sichern, während weder Johannes noch Elias in Beziehung zu jener überirdischen Flamme stand, noch in der Bibel als mit Heilkräften begabt auftritt. Noch wichtiger ist, daß auch unter den Israeliten die heidnische Sitte herrschte, Söhne und Töchter durch ein Feuer gehen zu lassen, welches zu Ehren des Sonnengottes brannte, und daß die Römer bei dem uralten Hirtenfeste der Palilien beinahe ganz denselben Ritus beobachteten, der noch jetzt in Frankreich, Deutschland und den Slavenländern vollzogen zu werden pflegt.

Zur Gewißheit aber wird unsere Behauptung, daß die Ceremonie der Johannisfeuer der Rest eines am Tage der Sonnenwende gefeierten, mehr den Charakter eines Sühn- und Reinigungsfestes, als den eines Freudentages tragenden heidnischen Cultus sei, durch den augenscheinlichen Zusammenhang, in welchem sie mit dem sogenannten Nothfeuer steht, welches erwiesenermaßen aus vorchristlicher Zeit stammt.

Der Ausdruck Nothfeuer bezeichnet eine auf ungewöhnliche und feierliche Weise hervorgebrachte Flamme, deren Hauptzweck ist, das durch sie hindurchgetriebene Vieh entweder von Seuchen zu heilen oder vor denselben zu bewahren. Es ist bis in das jetzige Jahrhundert hinein in Norddeutschland, England und Schweden, in früherer Zeit aber vermuthlich allenthalben üblich gewesen, wohin deutsche Stämme ihre Sitten verpflanzt hatten.

Die gewöhnlichste Art, dasselbe zu erzeugen, war im Braunschweigischen folgende: Wenn ein Viehsterben in der Gegend einriß, so beschlossen die Bauern, ihre Heerden durch ein „Nothfür“ zu sichern. An dem dazu festgesetzten Tage mußten alle Herdfeuer im Dorfe ausgelöscht und aus jedem Hofe etwas Stroh, Wasser und Buschholz (an einigen Orten von letzterem neunerlei Arten) herbeigeschafft werden. Darauf wurde an einer zu beiden Seiten von Wänden oder Zäunen eingeschlossenen Stelle ein eichner Pfahl in die Erde gerammt, ein Loch hindurchgebohrt, eine mit Wagentheer bestrichene Winde hineingesteckt und diese so lange umgedreht, bis sie Feuer fing. Dieses „wilde Feuer“ faßte man durch leicht zündende Materialien auf, nährte es durch Stroh, Lumpen oder Haidekraut, bis es zu voller Flamme aufschlug und jagte dann mit Peitschen und Stecken das Vieh hindurch. Nachdem dieß mehrmals geschehen, wurde der Holzhaufen zerstört. Jeder Hausvater aber nahm einen von den Bränden mit, löschte ihn zu Hause in der Spültonne und legte ihn alsdann in die Krippe, aus welcher die Thiere gefüttert wurden.

In der Gegend von Marburg bediente man sich zur Erzeugung des Nothfeuers eines neuen Wagenrades, und an der aus dessen Axe hervorgelockten Flamme mußten die zuvor ausgelöschten Herdfeuer wieder entzündet werden. In der Mark

nahm man an einigen Orten gleichfalls ein Rad dazu, die Ceremonie aber mußte vor Sonnenaufgang und unter feierlichem Schweigen vor sich gehen. Im Hildesheimischen wurden zwei Pfähle von trocknem Holze zwei Fuß von einander in den Boden getrieben. Jeder Pfahl hatte in derselben Höhe eine Vertiefung, in welche ein armsdicker Querstock paßte. Die Vertiefungen wurden mit Leinwandfetzen ausgestopft und dann der runde, walzenförmige Querstock hineingepreßt. Letztern umwand ein Seil, dessen lange zu beiden Seiten bleibende Enden von zwei Männern (im Halberstädtischen, wo die Sitte ebenfalls vorkam, zwei keuschen Junggesellen) gefaßt wurden. Diese zogen nun die Walze mit einer Bewegung wie beim Sägen so rasch als möglich hin und her, bis das Linnen in der Vertiefung zu glimmen anfing. Der hierdurch entstandene Zunder wurde in Wergflocken gesteckt und so lange im Kreise geschwenkt, bis die helle Lohe herausschlug, mit der man sodann das in einem Hohlwege schichtenweis geordnete Reisholz in Brand setzte. Nachdem das Vieh durch die Flamme gejagt war, fielen die jungen Leute über die Asche und Kohle her, schwärzten und bestreuten einander, und die dabei am schlimmsten Mitgenommenen zogen als Sieger hinter dem heimkehrenden Viehe her und wuschen sich lange Zeit nicht ab.

In England ist das Nothfeuer auch bekannt, und zwar sagt man hier, es werde dadurch erlangt, daß ein Engel einen Baum (wohl durch einen Blitz?) fälle. Sehr lehrreich sind ferner die schottischen Gebräuche. In Folge einer Seuche, welche im Jahre 1767 auf der Insel Mull unter dem Rindvieh ausbrach, kamen die Bewohner des Eilands überein, eine Beschwörung zu veranstalten. Sie schafften zu dem Zwecke ein Rad aus neun Spindeln von Eichenholz auf den Gipfel eines Berges, löschten in jedem Hause, das innerhalb des Gesichtskreises lag, das Herdfeuer aus und rollten dann das Rad von Osten nach Westen (ein deutlicher Hinweis auf den Lauf der Sonne) so lange über die Spindeln, bis die Reibung Feuer gab. Würde dieß nicht vor Mittag bewirkt, so war die Ceremonie unwirksam. Mehrere Tage gelangte man zu keinem Resultate. Man schrieb dieß Mißlingen der Hartnäckigkeit eines Hausbesitzers zu, welcher

sein Feuer nicht hatte löschen wollen, bestach, da er selbst zu dem von ihm für gottlos gehaltenen Unternehmen die Hand nicht bieten wollte, sein Gesinde, und siehe da, jetzt erlangte man, was man wollte. Es wurde nun eine junge Kuh geopfert, wobei man den kranken Theil, während noch Leben darin war, in Stücke schnitt und verbrannte, hierauf aber die Herdfeuer mit Bränden von dem Scheiterhaufen wieder entzündete und schließlich von den Resten des Thieres einen Schmauß hielt. Ebenso interessant ist, was von der Gestalt der Sitte auf dem schottischen Festlande gegenüber der Insel Skie berichtet wird. Auch hier galt das Feuer als Schutz- und Heilmittel gegen Krankheit. Man nannte es „Tinegin,“ d. i. Zwangsfeuer, und hielt es für gut sowohl gegen Pestilenz unter den Menschen als gegen Viehseuchen. Bereitet aber wurde es folgendermaßen: Alle Feuer im Kirchspiele wurden ausgelöscht, dann wurden einundachtzig (neun mal die heilige Zahl neun) verheirathete Männer ausgewählt, welche je neun auf einmal mit einander abwechselnd zwei große Holzplanken so lange an einander rieben, bis aus der dadurch entstehenden Hitze helles Feuer wurde. Von diesem wurde jeder Herd mit neuer Gluth versehen. Dann setzte man rasch einen Kessel mit Wasser darüber und besprengte die von der Pestilenz Befallenen, sowie das von der Seuche ergriffene Vieh damit, indem man meinte, dieß sei das sicherste Mittel gegen Krankheit.

In Schweden, wo das Nothfeuer „Vrideld“ (Drehfeuer) heißt, wurde es ebenfalls durch Reibung erzeugt. Zuweilen nahm man neunerlei Holz dazu. Der davon aufsteigende Rauch galt für gesund und glückbringend, weshalb man das Vieh hindurchtrieb, die Obstbäume damit beräucherte, daß sie reichlich tragen sollten, und die Netze dadurch zu weihen und zu gutem Fange geschickt zu machen pflegte.

Ueberblicken wir diese verschiedenen Arten des Nothfeuers, so weisen sie sämmtlich auf ein hohes Alterthum des Gebrauchs hin. Das zum Hervorlocken der Flamme verwendete Rad, das bald in voller Gestalt, bald als bloße Achse in der Nabe erscheint, ist Bild der Sonne, die unsern Vorvätern als Urquell des Feuers nach seiner segensreichen Seite galt. Die Noth-

wendigkeit von neunerlei Holz, die neun Spindeln, die wohl die Speichen des Sonnenrades bedeuten, die neunmal neun Männer, welche bei der Ceremonie thätig sind, finden ihre Erklärung nur in der Heilighaltung dieser Zahl bei den heidnischen Völkern Nordeuropa's. Daß das Feuer als Reinigungsmittel angesehen wird, kann nicht Wunder nehmen, da es — man denke an Schmelzhütten und ihre Schlacken, an Destillirapparate und in andrer Beziehung an Herakles auf dem Oeta, an den Weltbrand der Edda und an das katholische Purgatorium — allenthalben als läuterndes, verklärendes Element betrachtet wird. Mit dem Begriff der Reinigung aber und der Befreiung verbindet sich naturgemäß die Vorstellung des Schutzes und der Vorbeugung für den Fall, daß die vertriebene böse Macht wiederkehren sollte, und so darf man glauben, das Nothfeuer werde nicht blos bei unmittelbar drängender Gefahr, sondern auch zu gewissen Tagen des Jahres als Sicherung gegen das mögliche Uebel angezündet worden sein. Welche Zeit aber wäre dann geeigneter gewesen, als die, wo die Sonne, von der das Feuer stammte, ihren höchsten Stand erreicht hatte und auf diesem Punkte ihren höchsten Triumph über die Macht der Finsterniß feierte.

Dieß ist denn auch in der That geschehen, und zwar zündeten in der älteren Zeit die Celten ihre Nothfeuer am 1. Mai, die Germanen die ihrigen am Tage der Sonnenwende an, und wo die Sitte zu den Slaven drang, knüpfte sie sich gleichermaßen an den Mittsommertag. Das Ergebniß dieser Betrachtung ist also, daß die Johannisfeuer Eins und Dasselbe mit dem Nothfeuer sind. Dieß wird dadurch unterstützt, daß letztere in den Strichen, wo erstere sich erhalten haben, nicht mehr vorkommen, sodann dadurch, daß bei beiden Feuern das Rad der Sonne und die Neunzahl eine Rolle spielen und bei beiden Kohlen zum Zwecke der Segnung von Haus und Hof mit heimgenommen werden. Ferner ganz offenbar durch den slavischen Gebrauch, die Heerden durch das Johannisfeuer zu treiben. Endlich aber auch durch das allenthalben übliche Hüpfen über das Johannisfeuer, mit dem sich im Glauben des Volks übernatürliche Segnungen verbinden. Denn unzweifelhaft haben die Nothfeuer am Tage

der Sonnenwende eine tiefere und umfassendere Bedeutung als die eines bloßen Schutzmittels vor Viehseuchen gehabt. Wir sahen sie in Schweden den Obstbäumen Gedeihen, den Netzen Glück verleihen, wir bemerkten in der einen schottischen Sitte, daß an der Flamme gewärmtes Wasser (eine Verbindung des Johannisbades mit dem Reinigungsfeuer der heiligen Zeit) die Menschen vor Pestilenz schützte, wir lesen — wie nachträglich einzuschalten — daß man im Appenzeller Lande die Asche der Brände auf die Aecker streut, um sie vor Ungeziefer zu bewahren. Wir finden dem völlig entsprechende Züge in dem Glauben, den das Volk von der den Johannisfeuern inwohnenden Kraft hegt. Wie könnte da noch Raum zum Zweifel sein, daß auch jenes Springen der Menschen über die letztern ein Rest des ursprünglichen Gottesdienstes sei und bei demselben den gleichen Zweck der Reinigung, ja möglicherweise selbst den der Sühnung gehabt habe? Die Erzeugung der Flamme durch Holzreibung wird allerdings bei dem Johannisfeuer nicht bemerkt. Sie mögen indeß erst dann auf die gewöhnliche Weise entzündet worden sein, als die Kirche sie adoptirte und jene entschieden heidnische Ceremonie der Hervorlockung des „wilden" Feuers, für die sich im Bereiche des Christenthums keine Erklärung fand, von der Feier verbannte. Sehr deutlich weist auf ihr einstiges Vorhandensein das in Frankreich auf ebenen Wegen, in schwäbischen Gegenden von Bergen gerollte Rad hin. Denn kaum wird man sich täuschen, wenn man die Vermuthung aufstellt, wie beim Nothfeuer allmählig bei diesem Rade die Bedeutung der Sonnenscheibe vor der des bloßen Zündwerkzeugs zurückgetreten sei, so sei umgekehrt beim Johannisfeuer durch jene Einwirkung der Kirche die Vorstellung des Zündwerkzeugs (die in dem Ehinger Zündelfeuer noch anklingt) vor der des lichten Sonnenballs gewichen, mit welchem das christliche Bewußtsein den Gedanken an Johannes verband.

Nach diesen verschiedenen Schlüssen und Beobachtungen werden wir uns den Ritus der vorchristlichen Sonnenwendfeuer etwa folgendermaßen vorzustellen haben. In der Zeit, wo das Tagesgestirn am höchsten stand, versammelte sich das Volk, nachdem in den Häusern alle Feuer gelöscht worden, an heiliger

Stätte, einestheils um die strahlende Gottheit an ihrem Ehrentage freudig zu begrüßen, anderntheils um sich in dem mit ihrem Symbol geweckten, von ihr stammenden Elemente zu läutern und vor kommendem Unheil zu wahren. Die durch ein Rad erzeugte Flamme wurde durch einen Umzug im Kreise ebenfalls in ein Rad verwandelt, dessen Achse oder Nabe durch einen in der Mitte emporragenden, mit Blumen und heiligen Kräutern umwundenen Baum gebildet wurde. Zum Scheiterhaufen wurde neunerlei Holz genommen, wobei das der Eiche, die dem himmlischen Feuergotte Donner geweiht war, nicht fehlen durfte. Gesänge zu Ehren der Gottheit wurden angestimmt, nachdem der Priester den Holzstoß angezündet hatte. Feierliche Reigen folgten, aufgeführt von Tänzern, die mit Heilkräutern bekränzt waren und Sträuße von denselben in den Händen trugen. Man warf davon in die Flamme, um zu opfern und um ihre reinigende und segnende Kraft zu steigern. Man ging endlich oder sprang durch die Gluth, trieb das Vieh hindurch und beobachtete, wo der Gedeihen bringende Rauch hinzog. Am Schlusse der Feierlichkeit bewarf man sich mit der Asche, hielt einen Schmaus, bei dem vorzüglich — man denke an das im Meißnerlande geopferte Pferdehaupt — Roßfleisch gegessen wurde, zündete mit Bränden vom Scheiterhaufen die ausgelöschten Herdfeuer wieder an und streute die Reste des Brandes auf die Felder, hing sie vor Thüren und Fenstern als Amulette auf oder legte sie auf das Dach, um dem Gotte des Feuers zu zeigen, daß man sein Fest nicht versäumt habe, und sich dadurch vor seinen Blitzen zu sichern.

Näheres läßt sich über die Ceremonie nicht wohl angeben. Vieles von den Nebendingen mag man in der einen Landschaft so, in der andern anders gehalten haben. Ein Zug aber dürfte als wesentlich noch nachzutragen sein, nämlich der Gebrauch, bei der Feierlichkeit zu Ehren der Götter einen Becher zu leeren, von welchem in dem sogenannten Johannistrunke oder der Johannisminne noch Spuren vorhanden sind. Minne hängt hier mit dem englischen Worte mind zusammen und bedeutet Gedächtniß. So gedachten die alten Skandinavier bei ihren großen Jahresfesten durch Leerung eines Trinkhorns ihres Odin, ihres Thor und der übrigen Asen, wobei sie Gelübde ablegten.

Bei der Bekehrung wurde der Brauch nicht aufgegeben. Aber man trank nun Christi, der Mutter Gottes, des Erzengels Michael oder des heiligen Martin's Minne. Die Sueven übten die Sitte, als der Heidenapostel Columban zu ihnen kam, gleichfalls, und auch hier vermochte sie das Christenthum nicht zu bannen. Daß sie aber vorzugsweise beim Feste der Sonnenwende gebräuchlich gewesen, scheint der Umstand darzuthun, daß sie nun den Namen des Heiligen annahm, dem die Kirche den Mittsommertag geweiht, daß man also wie einst Wuotan's jetzt St. Johannis Segen und Angedenken trank, ein Gebrauch, der sich im Norden wie im Süden das ganze Mittelalter hindurch, in Schwaben aber hin und wieder bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Als Beleg hierzu kann schon die Erinnerung an die oben angeführte Sage gelten, daß die Gräfin Anna auf dem Frauenberge bei Gerhausen, wo noch jetzt Johannisfeuer lodern und Johannisräder rollen, alljährlich am Mittsommertage einen Eimer Wein vertheilt habe. Noch wichtiger aber ist, daß man noch heute in Heilbronn am Abend dieses Tages auf öffentlicher Straße den Johannissegen trinkt, und daß die alte schöne Sitte auch in Rottenburg am Neckar noch blüht, indem man Tische und Stühle vor das Haus stellt, zu denen sich Bekannte und Verwandte, der Eine mit Brot, der Andere mit Wein, der Dritte mit einem andern Beitrage einfinden, schmausen und zechen und fröhliche Lieder singen bis tief in die Nacht. Ein charakteristischer Zug dabei ist, daß, wenn Nachbarn auch das ganze Jahr über in Streit gelegen haben, sie sich bei diesem Mahle aussöhnen und mit einander essen müssen.

Leipzig,

Druck von Giesecke & Devrient.